Novalis Schriften.

Erster Theil.

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Zweite Auflage.

Erster Theil.

Berlin, 1805.

In der Realschulbuchhandlung.

Dd. 273 6 1

Vorrede
zur ersten Auflage.

Wir übergeben dem Leser hiemit, was wir, den Umständen nach, von den hinterlassenen Fragmenten unsers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten: obgleich diese beiden Bände nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, so drücken sie doch vollkommen das Gemüth des Verfassers aus, oder seine innere Geschichte; so wie sie alles berühren, worüber er etwas

gedacht und erfahren hat. Darum haben wir es auch für beſſer gehalten, dieſe Bogen durch keine Geſchichte ſeines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geſchichte ſeines Lebens, was er ſein Leben nennen konnte, verſtehen wird. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich ſeyn dürfte, daß jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre: denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert ſeyn, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andre Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem ge-

ſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieſer beiden Bände ſprechen.

Den erſten Theil nimmt ein Roman ein, welchen der Verfaſſer unvollendet hinterließ. Ich habe verſucht, in einem kurzen Berichte, den Leſern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn ſelber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieſes Buch zu ſeiner weitern Ausarbeitung findet ſich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantiſchen Arbeiten ſind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umriſſe, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener ſanfte, rundende Hauch, jene Fälle

der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewiſſe Haltung, Ruhe und Bewegung in einander, individuelle Beſchloſſenheit und Fremdheit, Geſchmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reitzende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht ſind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit dieſen Gedichten war der Verfaſſer ſelbſt in Anſehung der Ausführung am meiſten von allen ſeinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, ſind bis jetzt nicht gedruckt geweſen, ſo wie die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Ge-

ſangbuches, zu welchem der Dichter eben-
falls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſten-thums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines phyſikaliſchen Romans, welchen der Dichter zwar ſchon vor ei-nigen Jahren in dieſer Geſtalt angefan-gen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils beſteht aus Fragmenten vermiſchten In-halts. Die Freunde des Verfaſſers wer-den hier die meiſten derjenigen, die un-ter dem Nahmen Blüthenſtaub im Athe-näum abgedruckt waren, unter verſchie-dene Abtheilungen zerſtreut, wieder fin-den, ſo wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe“ überſchrieben wa-ren, und in den Jahrbüchern der Preußi-ſchen Monarchie mitgetheilt wurden;

wenige ſind aus größern Aufſätzen abgeriſſen, die meiſten aber aus den Papieren unſers verſtorbenen Freundes, in verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, geſammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. Aus dem Entwurfe dieſes Werkes, welches, wie es ſcheint, nur aus dergleichen abgeriſſenen Sätzen beſtehen ſollte und konnte, ſind die meiſten dieſer Gedanken genommen. Mein Freund, Fr. Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſeyn konnte. Man wird uns nicht den

Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt, die uns die wichtigeren ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der ſeine Papiere oftmals von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehn, daß der größere Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurück blieb; ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung

vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum Druck, und nur als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtreichen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Ubrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erſcheint das Unvollkommene noch am erträglich-

ſten, und alſo iſt dieſe Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig iſt, und doch einzelne merkwürdige Anſichten zu geben hat."

Jedem Verehrer der Wiſſenſchaft und Kunſt ſollte dieſe Erſcheinung wichtig und anziehend ſeyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverſtändlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verſchiedenſten Gedanken denſelben Geiſt ahnden und ſehen; dieſes wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verſtändlich machen; ein ſolcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und ſich nicht von einzelnen Widerſprüchen ſtören laſſen, die dem Menſchen ſo nothwendig ſind, wie aller

Krieg; er wird endlich dieſe Sammlung ſo brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfaſſers ſie anſehn muß, als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erſt verſtändlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen haſt du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden;
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.

Sie iſt's, die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn;
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch

nie zu Muthe gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Andern haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten.

Mir iſt grade ſo, als wollten ſie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern; jezt denke ich lieber nach der Muſik. — Der Jüngling verlohr ſich allmählig in ſüßen Fantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihm erſt von unabſehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere ſah er; er lebte mit mannichfaltigen Menſchen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und in die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele,

klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu seyn schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hö-

ren, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß ſondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn ſich zu baden, er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflöſſe ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene Bilder entſtanden, die auch in einander floſſen und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements ſchmiegte ſich wie ein zarter Buſen ihm an. Die Flut ſchien eine Auflöſung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge ſich augenblicklich verkörperten.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtlichſte Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume, und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf

einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme ſeiner Mutter weckte, und er ſich in der elterlichen Stube fand, die ſchon die Morgenſonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſeyn; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langſchläfer, ſagte der Vater, wie lange ſitze ich ſchon hier, und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn ſchlafen laſſen. Aufs Frühſtück habe ich auch warten müſſen. Klüglich haſt du den Lehrſtand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen

Werke der weisen Vorfahren zu studiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr sonst nicht an mir gewohnt seid. Ich schlief erst spät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erschien, den ich lange nicht vergessen werde, und von dem mich dünkt, als sey es mehr als bloßer Traum gewesen. Lieber Heinrich, sprach die Mutter, du hast dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendsegen fremde Gedanken gehabt. Du siehst auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirst.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emsig fort und sagte: Träume sind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel

erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeid Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und

leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum, eine ſonderliche Erſcheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang iſt, der mit tauſend Falten in unſer Inneres hereinfälle? In den weiſeſten Büchern findet man unzählige Traumgeſchichten von glaubhaften Menſchen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch ſelbſt ſo merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne dieſe Geſchichten, wenn Ihr zuerſt in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erſtaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieſer, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abſtreiten laſſen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freye Erholung der gebundenen Fantaſie, wo ſie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beſtändige Ernſt-

haftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinen Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unsern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die südliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Lust floß ich über, und du warst

auch ein heißes köſtliches Mädchen. Bey deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine luſtigere Hochzeit gefeyert worden.

Ihr ſpracht vorhin von Träumen, ſagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hatteſt, und der dich zuerſt auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerſt mich eben zur rechten Zeit, ſagte der Alte; ich habe dieſen ſeltſamen Traum ganz vergeſſen, der mich damals lange genug beſchäftigte; aber grade er iſt mir eben ein Beweis deſſen, was ich von den Träumen geſagt habe. Es iſt unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entſinne ich mich jedes Umſtandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnſucht ergriffen fühlte, dich zu beſitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich ſchon. Dein freundliches, holdes

We-

Weſen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Luſt nach der Fremde hielt damals meinen Wunſch nach deinem Beſitz noch zurück. Um die Zeit des Traums war meine Neugierde ſchon ziemlich geſtillt, und nun konnte die Neigung leichter durch dringen.

Erzählt uns doch jenen ſeltſamen Traum, ſagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergeſtreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit ſeinem bleichen ſchauerlichen Lichte. Meine Geſellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freye. Endlich ward ich durſtig und ging ins erſte beſte Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Beſuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutſcher ſei, lud er mich freundlich in die Stube und brachte eine Flaſche Wein. Er hieß mich niederſetzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die

Stube war voll Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Gespräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich so davon reden hören. Es war mir, als sei ich in einer neuen Welt ans Land gestiegen. Er wies mir Siegelsteine und andre alte Kunstarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und so vergieng die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz sich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieser Nacht erfüllten. In den heidnischen Zeiten war er wie zu Hause, und sehnte sich mit unglaublicher Inbrunst in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Rest der Nacht zubringen könnte, weil es schon zu spät sei, um noch zurückzukehren. Ich entschlief bald, und da dünkte michs ich sei in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war, als müßte ich irgend wohin gehen, um etwas zu bestellen, doch wußte ich nicht

wohin, und was ich verrichten ſolle. Ich ging nach dem Harze mit überaus ſchnellen Schritten, und wohl war mir, als ſei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, ſondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, ſah ich die goldne Aue vor mir, und überſchaute Thüringen weit und breit, alſo, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Ausſicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit ſeinen dunklen Bergen, und ich ſah unzählige Schlöſſer, Klöſter und Ortſchaften. Wie mir nun da recht wohl innerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich ſchlief, und es gedäuchte mir, als ſei das vor geraumer Zeit geſchehn, daß ich bei ihm geweſen ſei. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da ſaß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eiſernen Tiſche, und ſchaute unverwandt nach einem wunderſchönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm ſtand. Sein Bart

war durch den eisernen Tisch gewachsen und bedeckte seine Füße. Er sah ernst und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne gesehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß, und doch nicht drückend. Überall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die Andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn, mit heftiger Bewegung.

Das entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mir nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bei mir, und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bei dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann

gieb nur Acht, auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirſt, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmliſchen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen, und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſt war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beide in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mir nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich

nahm Abſchied von meinem gaſtfreyen Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg gereiſt wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bey dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sei mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den

Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseeligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie waren den Menschen werther und

merkwürdiger. Zog schon das Geheimniß der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahndenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung die romantische Ferne, aus der man sie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth schmückte diese Zeit mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt; und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung, und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daß erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint: so

war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Übergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitt- zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſei-

nen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bei seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich seinen Vater und seine Geburtsstadt. Es ward ihm jetzt erst deutlich, was Trennung sey; die Vorstellungen von der Reise waren nicht von dem sonderbaren Gefühle begleitet gewesen, was er jetzt empfand, als zuerst seine bisherige Welt von ihm gerissen, und er wie auf ein fremdes Ufer gespült ward. Unendlich ist die jugendliche Trauer bey dieser ersten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth so nothwendig und unentbehrlich, so fest verwachsen mit dem eigenthümlichsten Daseyn, und so unveränderlich

wie dieſes, vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes bleibt die erſte Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages, und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiſer und einer tröſtenden Bekanntſchaft. Die Nähe ſeiner Mutter tröſtete den Jüngling ſehr. Die alte Welt ſchien noch nicht ganz verlohren, und er umfaßte ſie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reiſenden aus den Thoren von Eiſenach fortritten, und die Dämmerung begünſtigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne,

in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er ſich mit ſonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie jetzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfreiheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die

ſchönen Landsmänninnen ihrer Reiſegefährtin zu preiſen. Ihr thut wohl, ſagten ſie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes ſind milder und gefälliger. Die Menſchen wiſſen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann ſucht ſeine Bedürfniſſe auf eine geſellige und reitzende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet ſich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künſte und Handwerke vermehren und veredeln ſich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen dafür mitzugenießen. Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen; und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend den reitzenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth

ſehnt ſich nach Erholung und Abwechſelung, und wo ſollte es dieſe auf eine anſtändigere und reitzendere Art finden, als in der Beſchäftigung mit den freyen Spielen und Erzeugniſſen ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinns. Nirgends hört man ſo anmuthige Sänger, findet ſo herrliche Mahler, und nirgends ſieht man auf den Tanzſälen leichtere Bewegungen und lieblichere Geſtalten. Die Nachbarſchaft von Wälſchland zeigt ſich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Geſprächen. Euer Geſchlecht darf die Geſellſchaften ſchmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdſeligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, erregen. Die rauhe Ernſthaftigkeit und die wilde Ausgelaſſenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und ſanfter beſcheidener Freude Platz, und die Liebe wird in tauſendfachen Geſtalten der leitende Geiſt der glücklichen Geſellſchaften. Weit entfernt, daß Ausſchweifungen und unziemende Grundſätze dadurch ſollten herbeigelockt werden, ſcheint es, als flöhen die

böſen

böſen Geiſter die Nähe der Anmuth, und gewiß ſind in ganz Deutſchland keine unbeſcholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des ſüdlichen Deutſchlands werdet ihr eure ernſte Schüchternheit wohl ablegen; die fröhlichen Mädchen werden euch wohl geſchmeidig und geſprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtſchaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder fröhlichen Geſellſchaft iſt, werden die reizenden Augen der Mädchen auf euch ziehn; und wenn ihr eurem Großvater folgt, ſo werdet ihr gewiß unſrer Vaterſtadt eine ähnliche Zierde in einer holdſeligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das ſchöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meinung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerkſam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, deſſen Anblick ihm bevor-

ſtand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunſt eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befaſſen wollt: ſo braucht ihr nicht Geiſtlicher zu werden, und Verzicht auf die ſchönſten Genüſſe dieſes Lebens zu leiſten. Es iſt eben ſchlimm genug, daß die Wiſſenſchaften in den Händen eines ſo von dem weltlichen Leben abgeſonderten Standes, und die Fürſten von ſo ungeſelligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen ſind. In der Einſamkeit, in welcher ſie nicht ſelbſt Theil an den Weltgeſchäften nehmen, müſſen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle paſſen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen; und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe ihr wollt: ſo wird es euch nicht an den beſten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile ſagte Heinrich, dem bey dieſer Rede ſein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekommen war: Wenn ich bei

meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt Euch auch eben nicht abfällig ſeyn kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet: ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern treflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeßlich ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen treflichen Mann von ganzem Herzen; aber dennoch können wir nur inſofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiſer Mann ſey, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beiſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß

er nach Einsicht und Ansehn in irdischen Dingen streben sollte.

Aber, sagte Heinrich, sollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geschickt machen, recht unpartheiisch den Zügel menschlicher Angelegenheiten zu führen? sollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt sicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hiesigen Begebenheiten treffen, als die durch Rücksicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte, von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich sähe zwey Wege um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammen-

hange betrachten, und leicht mit allen übrigen, wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen Euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr so warm euch des treflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterricht wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, sagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern sprechen gehört, und habe noch nie einen gesehn. Ja, ich kann mir nicht einmal

einen Begrif von ihrer sonderbaren Kunst machen, und doch habe ich eine große Sehnsucht davon zu hören. Es ist mir, als würde ich manches besser verstehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir ist. Von Gedichten ist oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu sehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt Kenntnisse von dieser Kunst einzuziehn. Alles, was er mir davon sagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es sei eine edle Kunst, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich sie einmal kennen lernte. In alten Zeiten sei sie weit gemeiner gewesen, und habe jedermann einige Wissenschaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie sei noch mit andern verlohren gegangenen, herrlichen Künsten verschwistert gewesen. Die Sänger hätte göttliche Gunst hoch geehrt, so daß sie, begeistert durch unsichtbaren Umgang, himmlische Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute sagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimnisse der Dich-

ter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Gesange oft zuhörten. Es mag wohl wahr seyn, daß eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll; denn es ist gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden, und lassen sich weit eher begreifen. Bei den Mahlern und Tonkünstlern kann man leicht einsehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt sich beides lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen, um jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterin. Sie erzeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermischung der Farben, die Natur auf das vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken,

zu begreifen. Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannichfaltigere Weise, und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne

mit angenehmen Empfindungen erfüllen, ſo erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen ſteigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menſchen, wunderbare Gegenden, und die ſeltſamſten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was ſie bedeuten ſollen. Eine magiſche Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauſchen die feſtgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, ſagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von dieſen beſonderen Menſchen hören. Mir iſt auf einmal, als hätte ich irgendwo ſchon davon in meiner

tiefſten Jugend reden hören, doch kann ich mich ſchlechterdings nichts mehr davon entſinnen. Aber mir iſt das, was ihr ſagt, ſo klar, ſo bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren ſchönen Beſchreibungen.

Wir erinnern uns ſelbſt gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welſchland, Frankreich und Schwaben in der Geſellſchaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr ſo lebhaften Antheil an unſern Reden nehmet. Wenn man ſo in Gebirgen reiſt, ſpricht es ſich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht ſpielend. Vielleicht ergötzt es euch einige artige Geſchichten von Dichtern zu hören, die wir auf unſern Reiſen erfuhren. Von den Geſängen ſelbſt, die wir gehört haben, können wir wenig ſagen, da die Freude und der Rauſch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeſchäfte manches Andenken auch wieder verwiſcht haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein Dinge möglich machten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Länd rn des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichtet, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere gezähmt und verwilderte Menſchen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, ſanfte Neigungen und Künſte des Friedens in ihnen rege ge-

macht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Ärzte gewesen seyn, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannichfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hiebei, daß zwar diese schönen Spuren, zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen, geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verlohren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter andern einmal zugetragen, daß einer

jener ſonderbaren Dichter oder mehr Tonkünſtler — wiewohl die Muſik und Poeſie wohl ziemlich eins ſeyn mögen und vielleicht eben ſo zuſammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erſte nur ein beweglichcs und antwortendes Ohr iſt — daß alſo dieſer Tonkünſtler übers Meer in ein fremdes Land reiſen wollte. Er war reich an ſchönen Kleinodien und köſtlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darinn ſchienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit ſeiner Schätze reizten aber bald ihre Habſucht ſo ſehr, daß ſie unter einander verabredeten, ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher ſeine Habe unter einander zu vertheilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müſſe, weil ſie beſchloſſen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum

Lösegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente, vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht, und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den

grünen Flüten tauchten tanzende Schaaren von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer ſtanden feindſelig allein mit feſtverſtopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da ſprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, ſein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, ſo hob ſich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es ſchwamm ſchnell mit dem erſtaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küſte erreicht, nach der er hingewollt hatte, und ſetzte ihn ſanft im Schilfe nieder. Der Dichter ſang ſeinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in ſüßen Tönen über ſeine verlohrenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ſo werth geweſen waren. Indem er ſo ſang, kam plötzlich ſein alter Freund im Meere

fröhlich daher gerauſcht, und ließ aus ſeinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, ſich ſogleich in ſeine Hinterlaſſenſchaft zu theilen angefangen. Bey dieſer Theilung war Streit unter ihnen entſtanden, und hatte ſich in einen mörderiſchen Kampf geendigt, der den meiſten das Leben gekoſtet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es ſcheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerriſſenen Kleidern ans Land, und ſo kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufſuchte, dieſelben in die Hände ihres alten Beſitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freilich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Überfluß köſtlicher Waaren des Gaumes, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen, und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beſeelung der Geſpräche, und an ſchöner, anmuthiger Jugend von beiden Geſchlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feſte ausmachen. Der alte König,

der ſonſt ein ſtrenger und ernſter Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren, und denen ſie ihre ſchöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für ſeine Tochter, die ihm als Andenken ſeiner früh verſtorbenen Gemahlin und als ein unausſprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menſchlichen Geiſtes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verſchaffen. Die Andere war eine wahre Leidenſchaft für die Dichtkunſt und ihre Meiſter. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen geleſen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geſchätzt. Von allen Enden zog er ſie an ſeinen Hof und überhäufte ſie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Geſängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigſten Angelegenheiten, ja die Bedürfniſſe des Lebens über einen neuen, hin-

reißenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften; wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frieden der Seele und inneres seeliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindinn der Menschen. Es schien, als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die alles besaß, was die süßeste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines

Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reizender Gespielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte: so hielt man sie für die sichtbare Seele jener herrlichen Kunst, die jene Zaubersprüche beschworen hätten, und hörte auf sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimnißvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Vermählung für sie, die Aller Wünschen angemessen gewesen wäre. Die hei-

lige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſeyn, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch allmählig alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls gedemüthigt zu ſehn. Ganz ungegründet war auch dieſes Gerücht nicht. Der König war bey aller Milde beynah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr beſtätigt. Er war aus

einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſproſſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenſchaft des berühmten Helden Ruſtan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Verwandtſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Beherrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauberſpiegel ihrer Kunſt war ihm der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klaſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſtan um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs, und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher

den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst, und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte sich den wohlthätigen Frieden, den der König um sich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte sie, die Kräfte der Natur zu erforschen, und diese hinreißenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen

hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Fantasien nachhängen, und einige schöne Gesänge sich wiederhohlen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat in das Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrak beinah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht

entgegen, und lud sie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hause stand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beim Eintritt, der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine seltsame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den schlicht gekleideten, ehrwürdigen Greis und den bescheidnen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehörige Person, wozu ihre kostbare Tracht, und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde standen, und er war bereitwillig sie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll frischer Milch zurück, und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem

und ehrfurchtsvollen Weſen. Nach einigen anziehenden Geſprächen mit beiden, dankte ſie auf die lieblichſte Weiſe für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen, und ſeine lehrreichen Geſpräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da ſie merkte, daß Vater und Sohn ſie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptſtadt ſo nahe lag, hatten beide, in ihre Forſchung vertieft, das Gewühl der Menſchen zu vermeiden geſucht, und es war dem Jüngling nie eine Luſt angewandelt, den Feſten des Hofes beizuwohnen; beſonders da er ſeinen Vater höchſtens auf eine Stunde zu verlaſſen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des ſtillen Naturgeiſtes durch den Einfluß ſeiner mannichfaltigen, äuſſeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzeſſin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte

leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genug, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck bei ihm ein lebenslänglicher seyn würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls. Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen, helldunkeln, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtseyn. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Er-

innerung an die Dichtkunſt, die bisher ihre ganze Seele beſchäftigt hatte, war zu einem fernen Geſange geworden, der ihren ſeltſam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie ſie zurück in den Pallaſt kam, erſchrak ſie beinah über ſeine Pracht und ſein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommung ihres Vaters, deſſen Geſicht zum erſtenmale in ihrem Leben eine ſcheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es ſchien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abentheuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit, ihren in Fantaſien und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr ſo lieblich zu Muthe; ſie ſchien ſich unter lauter Fremden, und eine ſonderbare Bänglichkeit begleitete ſie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unſrer Wünſche mit hinreißender Begeiſterung ſang, ſie mit ſüßem Troſt erfüllte, und in die ange-

nehmſten Träume wiegte. Der Jüngling hatte ſich gleich nach ihrem Abſchiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüſchen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er ſo ging, ſah er vor ſeinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte ſich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverſtändliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen koſtbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hauſe, als wäre ſie noch dort, und brachte den Stein ſeinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen, und warten ſollte, ob der Stein geſucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; ſonſt wollten ſie ihn bis zu einem zweiten Beſuche der Unbekannten aufheben, um ihr ſelbſt ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete faſt die ganze

Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderſtehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu ſchreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte ſelbſt nicht genau, was er ſich bei den Worten dachte, die er hinſchrieb.

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte,

indem ſie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen ſeyn müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh den Stein aufzuſuchen, und ward bei dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehn gewann, als ſei ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger ging als gewöhnlich, ſo fand ſie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft ſchlug, und ihr die Bruſt beklomm. Die Sonne fing eben an die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die ſich mit ſanftem Flüſtern bewegten, als wollten ſie ſich gegenſeitig aus nächtlichen Geſichten erwecken, um die Sonne ge-

meinſchaftlich zu begrüßen, als die Prinzeſſin durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angefeſſelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſei. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein, in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzeſſin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand und hing ihm, zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund, beinah unwillkührlich, eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr, und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte fin-

den.

den. Sie ſagte ihm halbleiſe; und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zuſage des Vaters ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweiten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling

gab ihr ebenfalls seine ganze Seele. Vater und Sohn hielten sie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkosungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause; und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen saß, auf ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdischen Stimme vorsang, und letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte sie, wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sei, und die Gestirne sich zu melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo

ein beſonders kühner Schwung ſich ſeiner Seele in ihrer Geſellſchaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, ſo daß ſie beide, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, einander in die Arme ſanken, und der erſte glühende Kuß ſie auf ewig zuſammenſchmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über ſie her. Er eilte ſie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen: aber er verfehlte in der Nacht und voll Angſt wegen ſeiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angſt wuchs, wie er ſeinen Irrthum bemerkte. Die Prinzeſſin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Angſtlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerſtörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Troſt zuſprach, gab ihr Muth

und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Bruſt. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich, und ſie prieſen ſich beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem ſteilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hoften, und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern und Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein nebeneinander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ih-

nen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den Hochzeitfackeln der Blitze in den ſüßeſten Rauſch ein, der je ein ſterbliches Paar beſeligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für ſie das Erwachen in einer neuen ſeligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzeſſin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tauſendfachen Bekümmerniſſe ihres Herzens. Er war in dieſer Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überſchwenglicher Begeiſterung tröſtete er ſeine Geliebte, erinnerte ſie an die

Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes, und entdeckte ihm, sie sei die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Überlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen, und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach in kurzem wieder bei ihr zu seyn, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterstützen. Sein Haus lag ziemlich versteckt, und hatte einige unterirdische

Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſeyn. Sie ward alſo in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einſamkeit, wenn ſie ihres traurigen Vaters gedachte: doch verbarg ſie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und ſagte es nur dem Alten, der ſie freundlich tröſtete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorſtellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Beſtürzung gerathen, als Abends die Prinzeſſin vermißt wurde. Der König war ganz außer ſich, und ſchickte überall Leute aus, ſie zu ſuchen. Kein Menſch wußte ſich ihr Verſchwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverſtändniß in die Gedanken, und ſo ahndete man keine Entführung, da ohnedies kein Menſch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeſchickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends ſeine Sänger vor

ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hofnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bei sich selbst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener; dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eydam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen säßen: dann wäre ich ein anderer König, als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Gnüge. So werd' ich nun

für meinen Übermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert; nun hab' ich auch ein grenzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr, als alle Anderen, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habseligkeiten stehn, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, gebehrdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing

sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, sagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihm wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodischem Plätschern die mannichfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saß auf einem kösi-

lichen Teppich, und um ihn her war der Hof in festlichen Kleidern versammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauspiel. Der König saß eben in tiefen Gedanken. Das Bild seiner verlornen Tochter stand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um diese Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnsucht übermannte ihn, und es flossen häufige Thränen von seinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein schwerer Traum zu seyn, und er hob die Augen auf, gleichsam um ihre hohe, heilige, entzückende Gestalt unter den Menschen und den Bäumen aufzusuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille schien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu seyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiedersehns, den Frühling und die Zukunft besungen, wie sie die Hoffnung zu schmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leise Laute

einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes, wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barberei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, wäh-

rend des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein solcher Gesang war nie vernommen worden, und Alle glaubten ein himmlisches Wesen sei unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unterm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldnen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kindesunschuld und Einfalt seines Gesichts schien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Brust. Ein stilles inniges Jauchzen ging durch die Versammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf sich ihm bescheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn sich eine Gabe ausbit-

ten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über seine Bitte zu entscheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte allen Lust und Frieden,
Doch keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe,
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht;
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

*

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Weich Herz wird ſein ſich noch erbarmen
Und löſen ſeinen tiefen Gram?

*

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchlaft mit naſſen Wangen ein;
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In Kurzem ſchwindet deine Laſt,
Was du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Palaſt.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf;
Der Myrthenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treuste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann nebst einer verschleierten weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Versammlung umhersah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausstreckte, zum Vorschein kamen, und sich hinter den Sänger stellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um sich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde,

binde, die er aus seinen Zimmern entwandt haben mußte, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederließ, so daß die Binde sich um seine Locken schlang. Der Fremdling erschrak einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte sie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ sich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in seinem Gesange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.

Sie hatten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

•

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt, gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

•

Der Leibe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ewger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geiſt des Geſangs, komm du herniede,
Und ſteh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater ſei! —
Daß er mit Freuden ſie umſchließet,
Und ſeines Enkels ſich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei dieſen Worten, die ſanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzeſſin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das ſchöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihrer Seite. Eine ängſtliche Stille ſchien jeden Athem feſtzuhalten. Der König war einige Augenblicke ſprachlos und ernſt; dann zog er die Prinzeſſin an ſeine Bruſt, drückte ſie lange feſt an ſich, und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu ſich auf, und umſchloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Verſammlung, die ſich dicht zudrängte. Der König

nahm das Kind und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur Ein schönes Fest war. Kein Mensch weiß, wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, das Atlantis von mächtigen Fluten den Augen entzogen worden sei.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereiſen waren ohne die mindeſte Unterbrechung geendigt. Der Weg war feſt und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die ſie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gaſtfreiſte Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn ſie ja gezwungen waren ſolche zu durchreiſen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Beſitzer benachbarter Bergſchlöſſer ſtanden mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden beſucht, und bei ihnen nachgefragt, ob ſie Beſtellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten ſich mit

herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann sie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Residenzstadt zu sehen, die eben so willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger schmackhaften Schüsseln mittheilte. Der junge Osterdingen ward von Rittern und Frauen wegen seiner Bescheidenheit und seines ungezwungenen, milden Betragens gepriesen, und die letztern verweilten gern auf seiner einnehmenden Gestalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man fast überhört, bis längst nach seinem Abschiede es seine tiefe unscheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverschlungener Blätter zeigt; so daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unversieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man besinnt sich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet, und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der hö-

hern Welt geweſen ſey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Beſtellungen, und man trennte ſich gegenſeitig, mit herzlichen Wünſchen einander bald wieder zu ſehn. Auf einem dieſer Schlöſſer, wo ſie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schloſſes war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens, und die Einſamkeit ſeines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und auſſer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genoſſen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten ſich an die luſtige Tafel ſetzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrichen ward auf vieles Bitten in Rückſicht ſeiner Jugend das jedesmalige Beſcheidthun erlaſſen, dagegen die Kaufleute ſich nicht faul finden, ſondern ſich den alten Frankenwein tapfer ſchmecken ließen. Das Geſpräch lief über ehemalige Kriegsaben-

theuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter ſprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen geweſen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen jene himmliſche Geburtsſtätte der Chriſtenheit noch im frevelhaften Beſitz der Ungläubigen zu wiſſen. Sie erhoben die großen Helden, die ſich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieſes ruchloſe Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das koſtbare Schwerdt, was er einem Anführer deſſelben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er ſein Caſtell erobert, ihn getödtet, und ſeine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiſer in ſeinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle beſahen das prächtige Schwerdt; auch Heinrich nahm es in ſeine Hand, und fühlte ſich

von einer kriegeriſchen Begeiſterung ergriffen. Er küßte es mit inbrünſtiger Andacht. Die Ritter freuten ſich über ſeinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch ſeine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf ſeine Schultern befeſtigen zu laſſen. Er war überraſcht, und ſeine Hand ſchien ſich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Beſinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug iſt vor der Thür. Der Kaiſer ſelbſt wird unſere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa ſchallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt ſich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jeruſalem, als frohe Sieger bei einander ſitzen, und uns bei vaterländiſchem Wein an unſere Heimath erinnern. Du kannſt auch bei mir ein morgenländiſches Mädchen ſehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verſtehſt,

ſo kann es dir an ſchönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter ſangen mit lauter Stimme den Kreuzgeſang, der damals in ganz Europa geſungen wurde:

Das Grab ſteht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verſpottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von dieſem Grimme!

•

Wo bleiben ſeine Heldenjünger?
Verſchwunden iſt die Chriſtenheit!
Wer iſt des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieſer Zeit?
Wer bricht die ſchimpflichſten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

•

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzuſtören,
Umbrauſt er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeſchrei um alle Zinnen:
Auf, träge Chriſten, zieht von hinnen.

Es laſſen Engel aller Orten
Mit ernſtem Antlitz ſtumm ſich ſehn,
Und Pilger ſieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen ſtehn;
Sie klagen mit den bangſten Tönen
Die Grauſamkeit der Sarazenen.

•

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Chriſten an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet ſich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerdte
Und zieht entflammt von ſeinem Heerde.

•

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu ſeyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

•

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden ſtehn voran.
Des Paradieſes ſel'ge Thüre

Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Chriſtus zu vergießen.

•

Zum Kampf ihr Chriſten! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land.
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Chriſtengottes Schreckenshand.
Wir waſchen bald in frohem Muthe
Das heilige Grab mit Heidenblute.

•

Die heil'ge Jungfrau ſchwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt ſich mit verklarter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

•

Hinüber zu der heilgen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebet
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heiden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel säße, und auf eine entsetzliche Weise gemißhandelt würde; als wenn sie mit kummervollem Gesichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen schimmerte, und sich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter schickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzustellen. Die Ritter waren in ihr Gelag und ihre Vorstellungen des bevorstehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich sich entfernte. Er fand seine Mutter in traulichem Gespräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schlosses, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter; die Sonne begann sich zu neigen, und Heinrich, der sich nach Einsamkeit sehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenster in das düstre Gemach hinein-

trat, erhielt leicht die Erlaubniß, sich ausserhalb des Schlosses besehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; sein ganzes Gemüth war rege. Er sah von der Höhe des alten Felsen zunächst in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterstürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräusch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabsehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und seine innere Unruhe wurde besänftigt. Das kriegerische Getümmel verlor sich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnsucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, so wenig er auch wußte, wie sie eigentlich gebaut sei, und welche Wirkung sie hervorbringe. Das heitere Schauspiel des herrlichen Abends wiegte ihn in sanfte Fantasieen: die Blume seines Herzens ließ sich zuweilen, wie ein Wetterleuchten in ihm sehn. — Er schweifte durch das wilde Gebüsch und kletterte über bemooste Felsenstücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Gesang einer weiblichen Stimme, von

wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute sei; er blieb verwunderungsvoll stehen, und hörte in gebrochner deutscher Aussprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

*

Könnt' ich dir die Myrthen zeigen
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide
Deine Freundinn, wie sie war.

*

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.

Dem Geliebten darf man trauen;
Ewge Lieb' und Treu den Frauen,
Iſt der Männer Loſung hier.

•

Hier, wo um kryſtallne Quellen
Liebend ſich der Himmel legt,
Und mit heißen Balſamwellen
Um den Hayn zuſammenſchlägt,
Der in ſeinen Luſtgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tauſend bunte Sänger hegt.

•

Fern ſind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Langſt gefällt ſind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich, wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand.

•

Fürchterliche Gluten floſſen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf ſtolzen Roſſen
Eine wilde Schaar ins Thor.

Säbel klirren, unſre Brüder,
Unſer Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

•

Meine Augen wurden trübe;
Fernes, mütterliches Land,
Ach! ſie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnſucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längſt hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöſt mit kühner Hand.

•

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröſtende Stimme. Er ſtieg tiefer durch das Gebüſch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche ſitzen. Ein ſchönes Kind hing weinend an ihrem Halſe; auch ihre Thränen floſſen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Raſen. Sie erſchrak ein wenig, als ſie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Geſicht ſich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Geſang gehört, ſagte ſie freundlich. Euer Geſicht dünkt mir

bekannt: laßt mich beſinnen. — Mein Gedächtniß iſt ſchwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine ſonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir iſt, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unſerm Unglück von uns ſchied, und nach Perſien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und beſingt traurig das Unglück ſeiner Geſchwiſter. Wüßte ich nur noch einige ſeiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als ſeine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerkſam betrachtete und ſich feſt an den Buſen der unglücklichen Zulima ſchmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröſtete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat ſie, ihm umſtändlicher ihre Geſchichte zu erzählen. Sie ſchien es nicht ungern zu thun. Heinrich ſetzte ſich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt ſie ſich bei dem Lobe ihrer Lands-

leute und ihres Vaterlandes auf. Sie schilderte den Edelmuth derselben, und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare, geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beschrieb die romantischen Schönheiten der fruchtbaren, arabischen Gegenden, die wie glückliche Inseln in unwegsamen Sandwüsteneien lägen, wie Zufluchtsstätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieses, voll frischer Quellen, die über dichten Rasen und funkelnde Steine durch alte, ehrwürdige Haine rieselten, voll bunter Vögel mit melodischen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Überbleibsel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, sagte sie, die buntfarbigen, hellen, seltsamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten sehen. Sie scheinen so bekannt und nicht ohne Ursach so wohl erhalten zu seyn. Man sinnt und sinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um so begieriger den tiefsinnigen Zusammenhang dieser uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte

Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünſchten Fund von dannen geht, ſo hat man doch tauſend merkwürdige Entdeckungen in ſich ſelbſt gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende Beſchäftigung geben. Das Leben auf einem längſt bewohnten und ehemals ſchon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen beſondern Reiz. Die Natur ſcheint dort menſchlicher und verſtändlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchſichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit ſcharfen Umriſſen zurück, und ſo genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltſame verliert und die zauberiſche Dichtung und Fabel unſerer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unſichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht iſt es dieſer dunkle Zug, der die Menſchen aus neuen Gegenden, ſobald eine gewiſſe Zeit ihres Erwachens kommt, mit ſo

zerstörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. Nach einer Pause fuhr sie fort: Glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben werth waren. Die Meisten waren nichtsnuzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten, und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie schön hätte sein heiliges

Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können!

Der Abend war unter ihren Gesprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob sich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie stiegen langsam nach dem Schlosse; Heinrich war voll Gedanken, die kriegerische Begeisterung war gänzlich verschwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröstenden Zuschauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe so unbeträchtlich erschienen, so wild und unersteiglich sie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging still neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er suchte die sinkende Hoffnung seiner Begleiterinn, ihr Vaterland dereinst wieder zu sehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu seyn, ohne zu wissen, auf welche Art es geschehen könne. Eine besondere Kraft

ſchien in ſeinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für ſeine Zuſprache auf die rührendſte Weiſe.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Geſprächen. Heinrich hatte keine Luſt in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte ſich müde, und begab ſich bald mit ſeiner Mutter in das angewieſene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet ſei, und ſchlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten ſich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als ſie abreiſten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abſchied. Zulima hatte wenig geſchlafen, eine innere Freude hatte ſie wach erhalten; ſie erſchien beim Abſchiede, und bediente die Reiſenden demüthig und emſig. Als ſie Abſchied nahmen, brachte ſie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, ſie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders

Laute, sagte sie, der sie mir beim Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. Sie schien euch gestern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück: süße Hoffnung. Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte: es ist mein Name in den Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat, und mit seiner Be-

ſiẓerin verbleicht iſt. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem ſie ſie an ſich zog und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen kamen sie an ein Dorf, am Fuße einiger spitziger Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube, und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsre Reisenden gesellten sich zu ihnen, und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Ge-

werbe und ſeinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er ſprach aber ſehr beſcheiden von ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Macht, doch trugen ſeine Erzählungen das Gepräge der Seltſamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig ſei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wiſſen, was in den Bergen verborgen ſeyn müſſe, wo das Waſſer in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köſtlichen Steine gefunden würden, die den Menſchen ſo unwiderſtehlich an ſich zögen. Er habe in der nahen Kloſterkirche oft dieſe feſten Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünſcht, daß ſie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß ſie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in dieſen Gegenden ſolche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge ſeyen doch nicht umſonſt ſo weit im Umfange, und erhaben, und

so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehn. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehn, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweimal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bret-

terne Hütten ständen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Ängstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf,“ womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg

fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt, und ihm meine große Lust, seine seltene, geheimnißvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht sehn würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte

mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worinn er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Ga-

ben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängniſſe ausgerüſtet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienſt eine Lampe und ein kleines hölzernes Kruciſix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die ſchroffen Eingänge in die unterirdiſchen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabſteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorſichtigkeitsregeln, ſo wie mit den Namen der mannigfaltigen Gegenſtände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und ſchurrte auf den runden Balken hinunter, indem er ſich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenſtange fortglitſchte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte ſeinem Beiſpiel, und wir gelangten ſo mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war ſeltſam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von

Gän-

Gängen, und mein freundlicher Meiſter ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über ſeine Kunſt zu belehren. Das Rauſchen des Waſſers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verſchlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräuſch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Beſitz deſſen, was von jeher mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Es läßt ſich auch dieſe volle Befriedigung eines angebornen Wunſches, dieſe wunderſame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unſerm geheimen Daſein haben mögen, zu Beſchäftigungen, für die man von der Wiege an beſtimmt und ausgerüſtet iſt, nicht erklären und beſchreiben. Vielleicht daß ſie jedem Andern gemein, unbedeutend und abſchreckend vorgekommen wären; aber mir ſchienen ſie ſo unentbehrlich zu ſeyn, wie die Luft der Bruſt und die Speiſe dem Magen. Mein alter Meiſter freute ſich über meine innige Luſt, und verhieß mir, daß ich

bei dieſem Fleiße und dieſer Aufmerkſamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht ſah ich zum erſtenmal in meinem Leben am ſechzehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwiſchen den Spalten des Geſteins. Es kam mir vor, als ſei er hier wie in feſten Gefängniſſen eingeſperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit ſo viel Gefahren und Mühſeligkeiten ſich den Weg zu ihm durch die ſtarken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildniſſen geziert, die Welt beherrſchen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und ſtieg allmählig bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann iſt, der die Arbeiten auf dem Geſtein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angeſtellt geweſen war.

Der alte Bergman ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröliches Glückauf zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es euch seit dem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe

finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heitres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht wird auch sein Name mit Rüh-

rung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emsigkeit, meine Treue, und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäckerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen, wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben

Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alte Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es giebt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens rei-

ner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch, und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und

der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen

Sorgen und wilden Leidenſchaften herbeilockt. So untergräbt ſie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und ſo ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügſame Bergmann in ſeinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beſeelt. Er gedenkt in ſeiner Einſamkeit mit inniger Herzlichkeit ſeiner Genoſſen und ſeiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenſeitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtſchaft der Menſchen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß ſich ſeine Aufmerkſamkeit in unnütze Gedanken zerſtreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegſamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beſtändige Wachſamkeit zu überwinden iſt. Aber welches köſtliche Gewächs blüht ihm auch in dieſen ſchauerlichen Tiefen, das wahrhafte

Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, deſſen Hand und Vorſorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen ſichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort geſeſſen, und bei dem Schein meiner Lampe das ſchlichte Krucifix mit der innigſten Andacht betrachtet! da habe ich erſt den heiligen Sinn dieſes räthſelhaften Bildniſſes recht gefaßt, und den edelſten Gang meines Herzens erſchürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und ſagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann geweſen ſeyn, der den Menſchen zuerſt die edle Kunſt des Bergbaus gelehrt, und in dem Schooße der Felſen dieſes ernſte Sinnbild des menſchlichen Lebens verborgen hat. Hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felſen in eine armſelige, unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Andre Gänge veruneedeln ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht. Oft zerſchlägt

er ſich vor dem Bergmann in tauſend Trümmern: aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falſchen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß Euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die Muſik eine willkommne Begleiterin der Bergleute ſeyn müßte.

Da habt ihr wahr geſprochen, erwiederte der Alte; Geſang und Zitherſpiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann

mit mehr Vergnügen die Reize derſelben genießen, als der unſrige. Muſik und Tanz ſind eigentliche Freuden des Bergmanns; ſie ſind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen deſſelben helfen die mühſame Arbeit erleichtern und die lange Einſamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, ſo will ich euch gleich einen Geſang zum Beſten geben, der fleißig in meiner Jugend geſungen wurde.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

•

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

•

Er iſt mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

•

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

•

Der Vorwelt heilge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

•

Er trift auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

•

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer,
Thun ihre Schatz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

•

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

•

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

•

Heinrichen gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gleich bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Ein reiſender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beinah ſo dunkel

und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

•

Was ihre hellen Augen ſahn,
In der Geſtirne weiten Calen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Wäſcht ſauber ſeine zarten Glieder,
Und ſeine Strahlen blinken wieder,
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

•

Sein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren

Stand feſt, und ſteht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren.
Von innen ſchlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen,
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felſenwand.

•

Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgiebt die feſtverſchloßnen Pforten,
Ein jeder ſpielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit ſüßen Worten.
Sie fühlen ſich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß ſie gefangen;
Berauſcht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

•

Nur Wenige ſind ſchlau und wach,
Und dürſten nicht nach ſeinen Gaben;
Sie trachten unabläſſig nach,
Das alte Schloß zu untergraben,
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einſicht löſen;
Gelingt's das Innere zu entblößen,
So bricht der Tag der Freiheit an.

Dem Fleiß iſt keine Wand zu feſt,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer ſich auf Herz und Hand verläßt
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluten Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

•

Je mehr er nun zum Vorſchein kommt
Und wild umher ſich treibt auf Erden;
Je mehr wird ſeine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

•

Es dünkte Heinrichen, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgendwo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vor-

theile des Bergbaues und ſeine Mühſeligkeiten. Einer ſagte: der Alte iſt gewiß nicht umſonſt hier. Er iſt heute zwiſchen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, ſagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unſer Dorf zu ſuchen? Das Waſſer iſt weit, und ein guter Brunnen wäre uns ſehr willkommen. Mir fällt ein, ſagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit ſich nehmen will, der mir ſchon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte ſcheint ein guter Mann zu ſeyn, der wird ſchon was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob ſie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anſpinnen und Metalle daher zu guten Preiſen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünſchten ſeine Bekanntſchaft zu benutzen. Er fing an und ſagte: Wie dumpf

und ängſtlich iſt es doch hier in der engen Stube. Der Mond ſteht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Luſt noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe geſehen. Vielleicht entſchließen ſich Einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, ſo werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umſehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren dieſe Höhlen ſchon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzuſteigen; vielmehr trugen ſie ſich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Unthieren, die darin hauſen ſollten. Einige wollten ſie ſelbſt geſehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menſchen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geiſt dieſelben bewohne, wie ſie denn einigemal aus der Ferne eine ſeltſame menſchliche Geſtalt geſehen, auch zur Nachtzeit Geſänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte ſchien ihnen keinen großen Glau-

ben beizumeſſen, und verſicherte lachend, daß ſie unter dem Schutze eines Bergmanns getroſt mitgehen könnten, indem die Ungeheuer ſich vor ihm ſcheuen müßten, ein ſingender Geiſt aber gewiß ein wohlthätiges Weſen ſey. Die Neugier machte viele beherzt genug, ſeinen Vorſchlag einzugehen; auch Heinrich wünſchte ihn zu begleiten, und ſeine Mutter gab endlich auf das Zureden und Verſprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, ſeinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben ſo entſchloſſen. Es wurden lange Kienſpäne zu Fackeln zuſammengeholt; ein Theil der Geſellſchaft verſah ſich noch zum Überfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und ſo begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte ſeinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude ſich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond ſtand in mildem

Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er überder in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeßlichen Daseins zu entfalten. In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeschlossen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gastfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deswegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menschen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er sah sein kleines Wohnzimmer dicht an einen erhabenen Münster gebaut, aus dessen steinernem Boden

die ernste Vorwelt emporstieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr singend entgegenschwebte. Gewaltige Klänge bebten in den silbernen Gesang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daß ihm diese klare, seinem Dasein schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun übersah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch sie geworden, und was sie ihm werden würde, und begrif alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur so emsig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tausend andere Erinnerungen seines Lebens knüpften sich von selbst an einen zauberischen Faden. Während der Zeit, daß

Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Öffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände, so wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an

andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu seyn. Die meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute sich über diese Überbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang aus dem sie hereingekommen

waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrichen war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Leben lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei sich selbst, wäre es möglich, daß unter unsern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben sich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Vesten der Erde ihr Wesen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu riesenmäßigen und geistesgewaltigen Gestalten auftriebe? Könnten dereinst diese schauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmlische Gäste, lebendige, redende Kräfte der Gestirne über unsern Häuptern sichtbar würden? Sind diese Knochen Überreste ihrer

Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich frische Menschenspur auf dem Boden. Mehrere konnten sie nicht finden, und so glaubte der Alte, ohne fürchten zu müssen, auf Räuber zu stoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Gesang anfing. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

•

Ihre heilgen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor.
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in ſeelges Schauen
Ängſtigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königinn der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

•

Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

•

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einſt von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

•

Alle waren auf das angenehmſte überraſcht, und wünſchten ſehnlichſt den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen ſie in einem Winkel der rechten Seitenwand, einen abwärts geſenkten Gang, in welchen die Fußſtapfen zu führen ſchienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die ſtärker

wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe, von noch größerm Umfange, als die vorherigen, auf, in dessen Hintergrunde sie bei einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

Sie drehte sich nach ihnen zu, stand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, dessen Alter man nicht errathen konnte. Er sah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit bemerkte man an ihm, als schlichte silberne Haare, die auf der Stirn gescheitelt waren. In seinen Augen lag eine unaussprechliche Heiterkeit, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und schien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geschlungen war, und seine edle große Gestalt noch mehr heraus hob. Über ihre unvermuthete Ankunft schien er nicht im mindesten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er sie.

Es war, als empfing er erwartete Gäste in seinem Wohnhause. Es ist doch schön, daß ihr mich besucht, sagte er; Ihr seid die ersten Freunde, die ich hier sehe, so lange ich auch schon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unser großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet einen so freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geistern war uns erzählt, und nun sehen wir uns auf das anmuthigste getäuscht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefsinnigen Betrachtungen gestört haben: so verzeiht es unserer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher seyn, sagte der Unbekannte, als die, froher uns zusagender Menschengesichter? Haltet mich nicht für einen Menschenfeind, weil ihr mich in dieser Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat Euch euer Entschluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch

bange wird und euer Herz nach einer Menſchenſtimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einſiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beſchäftigten meine jugendliche Fantaſie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einſamkeit zu finden. Unerſchöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein ſeyn kann, ja daß der Menſch erſt durch vielfachen Umgang mit ſeinem Geſchlecht eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erlangt.

Ich glaube ſelbſt, erwiderte der Alte, daß es einen gewiſſen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von ſelbſt auf eine Zurückziehung aus der menſchlichen Geſellſchaft führen. Scheint es doch, als ſei dieſelbe der Thätigkeit, ſowohl zum Gewinnſt als zur Erhaltung, gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinſchaftlicher Zweck treibt ſie

mit Macht; und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schließen die Ersten davon aus; während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurückkehren, und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeß scheinen bei euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, um euch so gänzlich von den Menschen abzusondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Gesellschaft zu leisten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlassen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine strenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei suche ich mich durch Bewegung gesund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieße den Tag und die Luft so viel ich kann. Sonst

halte ich mich in diesen Hallen auf, und beschäftige mich zu gewissen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tausche ich mir in entlegenen Ortschaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und so vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wissen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geschieht. Diese werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu sich nehmen.

Er führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu seyn schien. Der Tisch bestand aus fünf großen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren. Auf der obersten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Rosen angefaßt hielten; an den Seiten stand:

Friedrich und Marie von Hohenzollern kehrten auf dieſer Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einſiedler fragte ſeine Gäſte nach ihrem Vaterlande, und wie ſie in dieſe Gegenden gekommen wären. Er war ſehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntſchaft mit der Welt. Der Alte ſagte: Ich ſehe, ihr ſeid ein Kriegsmann geweſen, die Rüſtung verräth euch. — Die Gefahren und Wechſel des Krieges, der hohe poetiſche Geiſt, der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dies um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zuſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinun-

gen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen und beſchwerlichen Formeln, und können froh ſeyn, nur für uns ſelbſt eine brauchbare Vorſchrift zu finden, die uns hinlängliche Aufſchlüſſe über unſer eigenes kurzes Leben verſchafft. Ich darf aber wohl ſagen, daß jede

ſorgfältige Betrachtung der Schickſale des Lebens einen tiefen, unerſchöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meiſten über die irdiſchen Übel erhebt. Die Jugend lieſt die Geſchichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reiferen Alter wird ſie eine himmliſche tröſtende und erbauende Freundinn, die ihn durch ihre weiſen Geſpräche ſanft zu einer höheren, umfaſſenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche iſt das Wohnhaus der Geſchichte, und der ſtille Hof ihr ſinnbildlicher Blumengarten. Von der Geſchichte ſollten nur alte, gottesfürchtige Leute ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Stral aus der Kuppel alles in der richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend ist eure Rede, setzte der Alte hinzu. Man sollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wissenswürdige seiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menschen zu hinterlassen. Es giebt tausend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächste und Wichtigste, um die Schicksale unsers eigenen Lebens, unserer Angehörigen, unsers Geschlechts, deren leise Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorsehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns so wenig, und lassen sorglos alle Spuren in unserm Gedächtnisse verwischen. Wie Heiligthümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen, und selbst das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darin mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von

Hohenzollern, daß ſelbſt die Wenigen, die ſich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geſchäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollſtändigkeit und Ordnung zu geben ſuchten, ſondern nur aufs Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an ſich bemerken, daß er nur dasjenige deutlich und vollkommen beſchreiben kann, was er genau kennt, deſſen Theile, deſſen Entſtehung und Folge, deſſen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig ſind: denn ſonſt wird keine Beſchreibung, ſondern ein verwirrtes Gemiſch von unvollſtändigen Bemerkungen entſtehen. Man laſſe ein Kind eine Maſchine, einen Landmann ein Schiff beſchreiben, und gewiß wird kein Menſch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht ſchöpfen können, und ſo iſt es mit den meiſten Geſchichtſchreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Überdruß weitſchweifig ſind, aber doch gerade das Wiſſenswürdigſte vergeſſen, dasjenige, was erſt die

Geſchichte zur Geſchichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, ſo ſcheint es mir, als wenn ein Geſchichtſchreiber nothwendig auch ein Dichter ſeyn müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten ſchicklich zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken, Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden: ſo iſt doch der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſere Belehrung gewiſſermaßen einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir

uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äuſsern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, sagte der Alte, von jeher deshalb zugethan gewesen. Das Leben und die Welt ist mir klarer und anschaulicher durch sie geworden. Es dünkte mich, sie müßten befreundet mit den scharfen Geistern des Lichtes seyn, die alle Naturen durchdringen und sondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleyer über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte sie sich nun freier bewegen, ihrer Geselligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit stiller Lust ihre Glieder gegen einander schwingen, und tausenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr so glücklich in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einsiedler.

Es haben sich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber sie schienen Gefallen am Reisen zu haben, und so hielten sie sich meist nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen

Wanderungen nach Illyrien, nach Sachſen und Schwedenland nicht ſelten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So ſeid ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unſere Kunſt macht es faſt nöthig, daß man ſich weit auf dem Erdboden umſieht, und es iſt als triebe den Bergmann ein unterirdiſches Feuer umher. Ein Berg ſchickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat ſeine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunſt zu lernen, die unſern Fußboden ſo ſeltſam gegründet und ausgetäfelt hat. Unſere Kunſt iſt uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unſer Geſchlecht, nach Abend gewandert ſeyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menſchlichen Geiſt zu klugen Erfindungen reizt, ſo kann der Bergmann überall ſeine Einſichten und ſeine Geſchicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen ſeine Heimath bereichern,

Ihr ſeid beinah verkehrte Aſtrologen, ſagte der Einſiedler. Wenn dieſe den Himmel unverwandt betrachten, und ſeine unermeßlichen Räume durchirren: ſo wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforſcht ſeinen Bau. Jene ſtudiren die Kräfte und Einflüſſe der Geſtirne, und ihr unterſucht die Kräfte der Felſen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinſchichten. Jenen iſt der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Proſeten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben ſich kühn genug, um

auch Sterne zu werden, und müssen nun dafür die schöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß sie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Proseten für das tiefere Land sind, das sie bald schützen, bald mit Ungewittern überschwemmen.

Seitdem ich in dieser Höhle wohne, fuhr der Einsiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es ist unbeschreiblich, was diese Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorstellen, die ein Bergmann für sein Handwerk hegen muß. Wenn ich die seltsamen alten Knochen ansehe, die hier in so gewaltiger Menge versammelt sind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo diese fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren sich in diese Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angst vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufsteige, wo diese Höhlen zusammenwuchsen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: so komme ich mir selbst wie

ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßigen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarſte Gewitter, das entſetzlichſte Erdbeben in unſern Tagen iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener grauſenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menſchen ſelbſt, wenn es auf einzelnen Eilanden in dieſem Ozean welche gab, eine andere feſtere und rauhere Bauart hatten, — wenigſtens dürfte man die alten Sagen von einem Rieſenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es iſt erfreulich, ſagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverſtändniß, eine friedlichere Gemeinſchaft, eine gegenſeitige Unterſtützung und Belebung, ſcheint ſich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer beſſeren Zeiten entgegenſehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erſchütte-

rungen erfolgten; indeß ſieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfaſſung, und in dieſem Geiſte wird jede Erſchütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es ſeyn, daß die Natur nicht mehr ſo fruchtbar iſt, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelſteine, keine Felſen und Berge mehr entſtehen, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu ſo erſtaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr ſich ihre erzeugende Kraft erſchöpft hat, deſto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geſelligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth iſt empfänglicher und zarter, ihre Fantaſie mannichfaltiger und ſinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunſtreicher geworden. Sie nähert ſich dem Menſchen, und wenn ſie ehemals ein wildgebährender Fels war, ſo iſt ſie jetzt eine ſtille, treibende Pflanze, eine ſtumme menſchliche Künſtlerinn. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Überfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein iſt der Raum, den ich durchwandert bin, und welche

mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den erſten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlaſſen bleibt. Welche Reichthümer verſchließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günſtige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpathiſchen Gebirge, und in den Felſenthälern von Tyrol, Öſterreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann ſeyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuſchlagen brauchte. An manchen Orten ſah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich anſah, war von köſtlichen Metallen, und auf das kunſtreichſte gebildet. In den zierlichen Locken und Äſten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchſichtige Früchte, und die ſchweren Bäumchen ſtanden auf kryſtallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum ſeinen Sinnen an dieſen wunderbaren Orten, und ward nicht müde dieſe reizenden Wildniſſe zu durchſtreifen und ſich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner

jetzigen Reise habe ich viele Merkwürdigkeiten gesehen, und gewiß ist in andern Ländern die Erde eben so ergiebig und verschwenderisch.

Wenn man, sagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hause sind, so ist daran kein Zweifel; und ist das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht schon im Alterthum durch die Reichthümer seines Bodens bekannt gewesen? Als Kriegsmann giebt man freilich nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzenden Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeizog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beschließen würde. Meine Liebe trug mich stolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in späten Jahren zu entschlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hause, voll froher Erwartungen eines erquick-

lichen Herbſtes. Aber der Geiſt des Krieges ſchien der Geiſt meines Glücks zu ſeyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unſers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländiſche Luft zerſtörte ihre Blüthe. Ich begrub ſie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heimath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe, die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo unſere irdiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblicke reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten laſſen. Oft ſcheint eine Begebenheit ſich zu endigen, wenn ſie erſt eigentlich beginnt, und

dies hat bei meinem Leben ſtatt gefunden. Gott verleihe euch allen ein ſeliges Alter, und ein ſo geruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerkſam dem Geſpräche zugehört, und der Erſtere fühlte beſonders neue Entwickelungen ſeines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtſtaub, in ſeinen Schooß, und rückten ihn ſchnell aus dem engen Kreiſe ſeiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einſiedler zeigte ihnen ſeine Bücher. Es waren alte Hiſtorien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen ſchöngemahlten Schriften; die kurzen Zeilen der Verſe, die Überſchriften, einzelne Stellen, und die ſaubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorſchein kamen, um die Einbildungskraft des Leſers zu unterſtützen, reizten mächtig ſeine Neugierde. Der Einſiedler bemerkte

ſeine

seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die mannichfaltigsten Lebensscenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste; Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten, und seltsame Thiere, kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bei dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daß noch einige sehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wollte. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehen. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte ihm innig für seine Erlaubniß. Er blätterte

mit unendlicher Luſt umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geſchrieben war, die ihm einige Ähnlichkeit mit der Lateiniſchen und Italieniſchen zu haben ſchien. Er hätte ſehnlichſt gewünſcht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Sylbe davon verſtand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zuſah, entdeckte er ſeine eigene Geſtalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erſchrack und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Anſehen konnte er nicht mehr an der vollkommenen Ähnlichkeit zweifeln. Er traute kaum ſeinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einſiedler, und den Alten neben ſich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerinn, ſeine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfinn von Thüringen, ſeinen Freund den Hofkaplan, und manche andere ſeiner Bekannten; doch waren ihre Klei-

dungen verändert, und ſchienen aus einer andern Zeit zu ſeyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten ſie ihm bekannt. Er ſah ſein Ebenbild in verſchiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er ſich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in ſeinen Armen, und die Landgräfinn reichte ihm einen Kranz. Er ſah ſich am kaiſerlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem ſchlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wildausſehenden Männern, und in freundlichen Geſprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernſtem Anſehen kam häufig in ſeiner Geſellſchaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieſer hohen Geſtalt, und war froh ſich Arm in Arm mit ihm zu ſehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverſtändlich; doch überraſchten ihn einige Geſtalten ſeines Traumes mit dem innigſten Entzücken; der Schluß des Buches ſchien zu fehlen. Heinrich war ſehr bekümmert, und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Buch leſen zu können, und vollſtändig zu beſitzen. Er

betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen und war bestürzt, wie er die Gesellschaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach dem Titel und der Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzalischer Sprache geschrieben sey. Es ist lange her, seit ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiß, ist es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worin die Dichtkunst in ihren mannichfachen Verhältnissen dargestellt, und gepriesen wird. Der Schluß fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten dieſen herzlich, und er ſelbſt ſchien ſie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen, durchdringenden Blick anſehe. Seine Abſchiedsworte gegen ihn waren ſonderbar bedeutend. Er ſchien von ſeiner Entdeckung zu wiſſen, und darauf anzuſpielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er ſie, nachdem er ſie und beſonders den Knaben gebeten hatte, nichts von ihm gegen die Bauern zu erwähnen, weil er ſonſt ihren Zudringlichkeiten ausgeſetzt ſeyn würde.

Sie verſprachen es alle. Wie ſie von ihm ſchieden, und ſich ſeinem Gebet empfahlen, ſagte er: Wie lange wird es währen, ſo ſehen wir uns wieder, und werden über unſere heutigen Reden lächeln. Ein himmliſcher Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in dieſen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Geſinnungen und Ahndungen beſeelt waren. Sie ſind die Engel, die uns hier ſicher geleiten. Wenn euer Auge feſt am Himmel haftet,

ſo werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten ſich mit ſtiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen geweſen war, ſie mit tauſend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks festzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unabläßig nach aussen gerichtet, und eine emsige, schnell entscheidende Dienerinn des Verstandes seyn. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die geleitet und gelöst seyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geschichten unter ihrem

Einfluß, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer innern Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach aussen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauspiel ausser ihnen reizt sie nicht, selbst darin aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Musse zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieser menschlichen Welt bestimmte, während jene die äusseren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt, und den zahl-

loſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen ſie von der Lage und dem Character der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt thun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen. Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit, und des Frohſinns erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu

verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu seyn. Freie Gäste sind sie, deren goldener Fuß nur leise auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkührlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen, und er ist es, der allein den Namen eines Weisen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in ein neues Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle schienen sich zu seiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts seine innere Regsamkeit gestört. Alles was er sah und hörte schien nur neue Riegel in ihm wegzuschieben, und neue Fenster ihm zu öffnen. Er sah die Welt in ihren großen und abwechselnden Verhältnissen vor sich liegen. Noch war sie aber stumm, und ihre See-

le, das Gespräch, noch nicht erwacht. Schon nahte sich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Muttersprache und durch Berührung eines süßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuschliessen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrichen war schon die Gegend sehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich inniglich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt nach der langen, mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorstellen, und einmal alle

Sorgen des Hauswesens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften sich bei den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen, und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, sagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen. Er läßt es sich wohl nicht träumen, daß das wahre Fest nun erst angehen wird. Heinrich fühlte sich verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, und Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; sie baten diese, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünsch-

ten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum Besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und fragte nach ihrem Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerst gerührt. Er drückte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beide in den hohen, erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Aller Augen kehrten sich

nach der Thür; alles lief herzu, die Muſik ſchwieg, und die beiden Reiſenden ſtanden verwirrt und geblendet, in ihren ſtaubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tauſend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten ſich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerſt gekannt und bewillkommet ſeyn. Während der ältere Theil der Geſellſchaft ſich mit der Mutter beſchäftigte, heftete ſich die Aufmerkſamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit geſenktem Blick da ſtand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Geſichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, und erkundigte ſich nach ſeinem Vater, und den Vorfällen ihrer Reiſe.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie ſagte es ihrem Vater, welcher ſogleich hinunter ſchickte, und ſie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erſchienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundſchaftliche Geleitung ſeiner Tochter. Sie waren mit vielen Anweſenden bekannt, und begrüßten ſich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünſchte ſich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm ſie auf ſein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Abſicht.

Unter der Geſellſchaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an ſeiner Seite geſehen zu haben glaubte. Sein edles Anſehn zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernſt war der Geiſt ſeines Geſichts; eine offene ſchön gewölbte Stirn, große, ſchwarze, durchdringende und feſte Augen, ein ſchalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältniſſe machten es bedeutend und anziehend. Er war ſtark gebaut, ſeine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er ſtand, ſchien er ewig ſtehen zu wollen. Heinrich fragte ſeinen Großvater nach ihm. Es iſt mir lieb ſagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt haſt. Es iſt mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dich-

ter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß diese den Vater bei dir ausstieht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht bemerkt hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig, und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrichen auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhaftesten Wunsch habe mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag soviel Zutrauliches in

seiner

ſeiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und ſich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die ſchöne Mathilde. Nehmt euch meines ſchüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher euren Vater, als euch geſehn hat. Eure glänzenden Augen werden ſchon die ſchlummernde Jugend in ihm wecken. In ſeinem Vaterlande kommt der Frühling ſpät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie ſahen ſich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leiſen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmuſik an. Er bot ihr ſchweigend ſeine Hand; ſie gab ihm die ihrige, und ſie miſchten ſich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr ſahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten ſich über Heinrichs Behendigkeit, und ſeine liebliche Tänzerinn. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu ſprechen, die ihr zu einem ſo wohl-

gebildeten und ſo hoffnungsvollen Sohn Glück wünſchten. Klingsohr ſagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Geſicht. Es zeigt ein klares und umfaſſendes Gemüth, und ſeine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler ſeyn wird. Mich däucht er iſt zum Dichter geboren. Euer Geiſt komme über ihn. Er ſieht ſeinem Vater ähnlich; nur ſcheint er weniger heftig und eigenſinnig. Jener war in ſeiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewiſſe Freiſinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künſtler. — Heinrich wünſchte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte ſein Auge auf den Roſen ſeiner Tänzerin. Ihr unſchuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie ſchien der Geiſt ihres Vaters in der lieblichſten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen ſprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Naſe ſenkten ſich zierlich um ſie her.

Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht, und von dem schlanken, weißen Halse schlängelten sich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen schien über der leichten Gestalt nur zu schweben.

Die Schüsseln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute setzten sich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte setzte sich zu seiner Linken, und Klingsohr saß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde sprach, so gesprächig war Veronika, seine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anwesenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bei seiner Tänzerinn, und hätte sich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit sonderbaren Figuren, was Heinrich an seinem

Leibrocke befestigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun seine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Gespräch. Alle unterhielten sich; Veronika lachte und scherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater sich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldenen Flügel, und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sei. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor

ihm. Das Übel ließ ſich nicht ſehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menſchliche Neigung von dieſem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntniſſes, zu dem Baume des Krieges, ſich gewendet haben ſollte. Er verſtand nun den Wein und die Speiſen. Sie ſchmeckten ihm überaus köſtlich. Ein himmliſches Öl würzte ſie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdiſchen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen friſchen Kranz. Er ſetzte ihn auf, küßte ſie, und ſagte: Auch unſerm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige ſollt ihr gleich haben. Er gab der Muſik ein Zeichen, und ſang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos beklagt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen
Sich aus unſerm Buſen wagen.

Allem was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnſucht Schmerz.
Möchten gern die ſüßen Knaben
Feſt an unſerm Herzen haben.

•

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei ſind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Auſſer ſüßen Träumen noch?
Will man ſie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen ſie von dannen.

•

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einſamkeit,
Und zu unſern Kiſſen treten
Sehnſucht und Geſelligkeit.
Könnten wir wohl widerſtreben
Alles, Alles hinzugeben?

•

Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen,

Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innrem Beben
Muß das beſte Band ſich geben.

•

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſeyn, wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſeyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

•

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen erröthetten und lächelten abwärts. Unter tauſend Neckereien wurde ein zweiter Kranz geholt, und Klingsohrn aufgeſetzt. Sie baten aber inſtändigſt um keinen ſo leichtfertigen Geſang. Nein, ſagte Klingsohr,

ich werde mich wohl hüten so frevelhaft von euren Geheimnissen zu reden. Sagt selbst, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch ansteht. Klingsohr sang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmer bringt.
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

•

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

•

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

•

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,

Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

•

Denn unsichtbare Wächter stellen
So lang er träumt sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen
Den trift ihr luftumwundner Speer.

•

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

•

Aus seiner Wiege dunklem Schooße,
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

•

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger, hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſprüzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

•

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

•

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

•

Ein ſchöner Proſet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröh-

lich zurück und ſagte zu Heinrich: Nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht, dieſe Frage zu benutzen. Der Übermuth der Freude und der Ernſt der erſten Liebe kämpften in ſeinem Gemüth. Die reizende Veronika ſcherzte mit den Andern, und ſo gewann er Zeit, den erſten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß ſie die Guitarre ſpiele. Ach! ſagte Heinrich, von euch möchte ich ſie lernen. Ich habe mich lange darnach geſehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er ſpielt ſie unvergleichlich, ſagte ſie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich ſie ſchneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Geſang zu hören. — Stellt euch nur nicht zu viel vor. — O! ſagte Heinrich, was ſollte ich nicht erwarten können, da eure bloße Rede ſchon Geſang iſt, und eure Geſtalt eine himmliſche Muſik verkündigt.

Mathilde ſchwieg. Ihr Vater fing ein Geſpräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhafteſten Begeiſterung ſprach. Die Nächſten wunderten ſich über des Jünglings

Beredſamkeit, über die Fülle ſeiner bildlichen Gedanken. Mathilde ſah ihn mit ſtiller Aufmerkſamkeit an. Sie ſchien ſich über ſeine Reden zu freuen, die ſein Geſicht mit den ſprechendſten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich Er ſah ſich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck ſeines Geſichts erſtaunte. Im Feuer des Geſprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und ſie konnte nicht umhin, manches was er ſagte, mit einem leiſen Druck zu beſtätigen. Klingsohr wußte ſeinen Enthuſiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig ſeine ganze Seele auf die Lippen. Endlich ſtand Alles auf. Alles ſchwärmte durch einander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie ſtanden unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küßte ſie zärtlich. Sie ließ ſie ihm, und blickte ihn mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte ſich nicht halten, neigte ſich zu ihr, und küßte ihre Lippen. Sie war überraſcht, und erwiederte unwillkührlich ſeinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das

war alles, was sie einander sagen konnten. Sie drückte seine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich stand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: Ist es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten, und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrichen lieb gewonnen,

und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhelten nicht, daß es ihnen lieb sei, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bei ihren Herzensgeschäften scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinanderging. Das erste und einzige Fest meines Lebens! sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war, und seine Mutter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beim Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche gesehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O! sie ist der sichtbare Geist des Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie

wird meine innerſte Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers ſeyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um ſie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um ſie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eignes ungetheiltes Daſein zu ihrer Anſchauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat ans Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zu Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewi-

gen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nieverglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur ſpät gegen Morgen ſchlief er ein. In wunderliche Träume floſſen die Gedanken ſeiner Seele zuſammen. Ein tiefer blauer Strom ſchimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche ſchwamm ein Kahn. Mathilde ſaß und ruderte. Sie war mit Kränzen geſchmückt, ſang ein einfaches Lied, und ſah nach ihm mit ſüßer Wehmuth herüber. Seine Bruſt war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmliſches Geſicht ſpiegelte ſich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an ſich umzudrehen. Er rief ihr ängſtlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der ſich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er ſtürzte ſich in den Strom; aber er konnte nicht fort, das Waſſer trug ihn. Sie winkte, ſie ſchien ihm etwas ſagen zu wollen, der Kahn ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit

einer

einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entſetzliche Angſt raubte ihm das Bewußtſein. Das Herz ſchlug nicht mehr. Er kam erſt zu ſich, als er ſich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geſchwommen ſeyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Sein Gemüth war verſchwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entſetzlich matt fühlte er ſich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, ſie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand ſchöpfte er einige Tropfen, und netzte ſeine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die ſchreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde ſo wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme.

Er ſah ſich um, und Mathilde ſchloß ihn in ihre Arme. Warum lieſſt du vor mir, liebes Herz, ſagte ſie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte ſie an ſich. — Wo iſt der Strom, rief er mit Thränen. Siehſt du nicht ſeine blauen Wellen über uns? Er ſah hinauf, und der blaue Strom floß leiſe über ihrem Haupte. Wo ſind wir, liebe Mathilde? Bey unſern Eltern. Bleiben wir zuſammen? Ewig, verſetzte ſie, indem ſie ihre Lippen an die ſeinigen drückte, und ihn ſo umſchloß, daß ſie nicht wieder von ihm konnte. Sie ſagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was ſein ganzes Weſen durchklang. Er wollte es wiederholen, als ſein Großvater rief, und er aufwachte. Er hätte ſein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wiſſen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr ſtand vor ſeinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, ſagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg ſein Erröthen an den Wangen ſeiner Mutter.

Habt ihr Luſt mit mir vor der Stadt auf einer ſchönen Anhöhe zu frühſtücken? ſagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfriſchen. Kleidet euch an. Mathilde wartet ſchon auf uns.

Heinrich dankte mit tauſend Freuden für dieſe willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunſt die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich ausſah, und ihn freundlich grüßte. Sie hatte ſchon das Frühſtück in ein Körbchen gepackt, das ſie

an den einen Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrichen reichte. Klingsohr folgte ihnen, und so wandelten sie durch die Stadt, die schon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Flusse, wo sich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Aussicht öffnete.

Habe ich doch schon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarschaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine so schöpferische und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Fantasie. Wie veränderlich ist die Natur, so unwandelbar auch ihre Oberfläche zu seyn scheint. Wie anders ist sie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sei, und wie nöthig er düstre Regentage für seine Saat brauche. Euch, theuerster Meister, bin ich dieses Vergnügen

ſchuldig; ja dieſes Vergnügen, denn es giebt kein anderes Wort, was wahrhafter den Zuſtand meines Herzens ausdrückte. Freude, Luſt und Entzücken ſind nur die Glieder des Vergnügens, das ſie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an ſein Herz, und verſank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, verſetzte Klingsohr, iſt für unſer Gemüth, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer, und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verſtehe euch, lieber Meiſter. Die Menſchen ſind Kryſtalle für unſer Gemüth. Sie ſind die durchſichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köſtlichen lautern

Sapphir nennen. Ihr ſeid klar und durchſichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildeſten Lichte. Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigſten mit der Natur vertraut iſt, am wenigſten von ihr ſagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, verſetzte Klingsohr; ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüth, ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die Eine Seite kennen, und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit,

daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand, euren natürlichen Trieb, zu wiſſen wie alles ſich begiebt und untereinander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden, die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt

iſt dieſe heitere Gewißheit, von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüths gerade das Widerſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannichfaltigſten Verhältniſſe, und iſt ewig durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſeyn. Zur wahren, melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt, und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſt. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth iſt wie das Licht, eben ſo ruhig und empfindlich, eben ſo elaſtiſch und durchdringlich, eben ſo mächtig und eben ſo unmerklich wirkſam, wie dieſes köſtliche Element, das auf alle Gegenſtände ſich mit ſeiner Abgemeſſenheit vertheilt, und ſie alle in reizender Mannich-

faltigkeit erscheinen läßt. Der Dichter ist reiner Stahl, eben so empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben so hart, wie ein ungeschmeidiger Kiesel.

Ich habe das schon zuweilen gefühlt, sagte Heinrich, daß ich in den innigsten Minuten weniger lebendig war, als zu andern Zeiten, wo ich frei umhergehen und alle Beschäftigungen mit Lust treiben konnte. Ein geistiges, scharfes Wesen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von allen Seiten betrachten. Ich stand mit stillem Antheil an der Werkstatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geschickt zu Stande bringen konnte. Geschicklichkeit hat einen ganz besondern stärkenden Reiz, und es ist wahr, ihr Bewußtsein verschafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überschwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, sagte Klingsohr, daß ich das

letztere tadle; aber es muß von selbst kommen, und nicht gesucht werden. Seine sparsame Erscheinung ist wohlthätig; öfterer wird sie ermüdend und schwächend. Man kann nicht schnell genug sich aus der süßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühsamen Beschäftigung zurückkehren. Es ist wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einschläferndem Wirbel man nur mit Gewalt sich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und so in krankhafter Erschöpfung nachher den ganzen Tag hinschleppen will.

Die Poesie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf Poesie zu seyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit alle seine Fähigkeiten in eine ge-

genſeitige belebende Thätigkeit zu verſetzen und darinn zu erhalten, das ſind die Erforderniſſe unſerer Kunſt. Wenn ihr euch mir überlaſſen wollt, ſo ſoll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntniſſe bereichert, und einige nützliche Einſichten erlangt habt. Die Stadt iſt reich an Künſtlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Mann kann ohne große Umſtände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältniſſen und Erfordernissen der menſchlichen Geſellſchaft ſich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unſerer Kunſt unterrichten, und die merkwürdigſten Schriften mit euch leſen. Ihr könnt Mathildens Lehrſtunden theilen, und ſie wird euch gern die Guitarre ſpielen lehren. Jede Beſchäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr ſo euren Tag gut angelegt habt, ſo werden euch das Geſpräch und die Freuden des geſellſchaftlichen Abends, und die Anſichten der ſchönen Land-

ſchaft umher mit den heiterſten Genüſſen immer wieder überraſchen.

Welches herrliche Leben ſchlieſſt ihr mir auf, liebſter Meiſter. Unter eurer Leitung werde ich erſt merken, welches edle Ziel vor mir ſteht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühſtück, und Heinrich fragte ſie mit zärtlicher Stimme, ob ſie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts, und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, ſagte er, indem ſich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte ſich unmerklich zu ihm hin Er umſchlang ſie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur ſanft bog ſie ſich von ihm weg, doch reichte ſie ihm mit der kindlichſten Anmuth eine Roſe, die ſie am Buſen trug. Sie machte ſich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich ſah ihr mit ſtillem Entzücken nach, küßte die Roſe, heftete ſie an

ſeine Bruſt, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber ſah.

Wo ſeid ihr hereingekommen, fragte Klingsohr. Über jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert ſich unſer Weg. — Ihr müßt ſchöne Gegenden geſehen haben. — Faſt ununterbrochen ſind wir durch reizende Landſchaften gereiſet. — Auch eure Vaterſtadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend iſt abwechſelnd genug; doch iſt ſie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme ſind die Augen einer Landſchaft. — Die Erzählung eurer Reiſe, ſagte Klingsohr, hat mir geſtern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geiſt der Dichtkunſt euer freundlicher Begleiter iſt. Eure Gefährten ſind unbemerkt ſeine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poeſie überall aus. Das Land der Poeſie, das romantiſche Morgenland, hat euch mit ſeiner ſüßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in ſeiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur

und Geschichte sind euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beste, lieber Meister, die himmlische Erscheinung der Liebe. Es hängt nur von euch ab, diese Erscheinung mir auf ewig festzuhalten. Was meinst du, rief Klingsohr, indem er sich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; hast du Lust Heinrichs unzertrennliche Gefährtinn zu seyn? Wo du bleibst, bleibe ich auch. Mathilde erschrak; sie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen? lieber Vater. Frage ihn selbst, sagte Klingsohr gerührt. Sie sah Heinrichen mit der innigsten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit ist ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen stürzten. Sie umschlangen sich zugleich. Klingsohr faßte sie in seine Arme. Meine Kinder, rief er, seid einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poesie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube, und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindinn der Poesie zu stehen, dagegen in andern die

Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig, ihre Darstellung ein reizendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widersacherinn ist nichts unangenehmer, als daß sie der Poesie gegenüber selbst zu einer poetischen Person wird, und nicht selten in der Hitze die Waffen mit ihr tauscht, und von ihrem eigenen heimtückischen Geschosse heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poesie, die sie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen und sie nur noch reizender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, sagte Heinrich, scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht, daß sie der romantische Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie, und beide Heere folgen Einer unsichtbaren Fahne.

In-

Im Kriege, verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung anſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe die, das edelſte Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkührlich von Poeſie durchdrungene Weltkräfte ſind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, iſt ſchon ein göttlicher Geſandter, aber ſeiner Darſtellung iſt unſere Poeſie nicht gewachſen.

Wie verſteht ihr das, lieber Vater, ſagte Heinrich. Kann ein Gegenſtand zu überſchwenglich für die Poeſie ſeyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht ſagen, für die Poeſie, ſondern nur für unſere irdiſchen Mittel und Werkzeuge. Wenn es ſchon für einen einzelnen Dichter nur ein

eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb deſſen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verliern: ſo giebt es auch für die ganze Summe menſchlicher Kräfte eine beſtimmte Grenze der Darſtellbarkeit, über welche hinaus die Darſtellung die nöthige Dichtigkeit und Geſtaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuſchendes Unding ſich verliert. Beſonders als Lehrling kann man nicht genug ſich vor dieſen Ausſchweifungen hüten, da eine lebhafte Fantaſie nur gar zu gern nach den Grenzen ſich begiebt, und übermüthig das Unſinnliche, Übermäßige zu ergreifen und auszuſprechen ſucht. Reifere Erfahrung lehrt erſt, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenſtände zu vermeiden, und die Aufſpürung des Einfachſten und Höchſten der Weltweisheit zu überlaſſen. Der ältere Dichter ſteigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um ſeinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu ſtellen, und hütet ſich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlaſſen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte

darbietet. Ich möchte faſt ſagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung ſchimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zuſammenſtellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beſte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. Für den Dichter iſt die Poeſie an beſchränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird ſie zur Kunſt. Die Sprache überhaupt hat ihren beſtimmten Kreis. Noch enger iſt der Umfang einer beſondern Volksſprache. Durch Übung und Nachdenken lernt der Dichter ſeine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leiſten kann, und wird keinen thörichten Verſuch machen, ſie über ihre Kräfte anzuſpannen. Nur ſelten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zuſammen drängen, denn ſonſt wird er ermüdend, und vernichtet ſelbſt die koſtbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf ſeltſame Sprünge richtet ſie

nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Überhaupt können die Dichter nicht genug von den Musikern und Mahlern lernen. In diesen Künsten wird es recht auffallend, wie nöthig es ist, wirthschaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunst umzugehn, und wie viel auf geschickte Verhältnisse ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künstler auch von uns die poetische Unabhängigkeit, und den innern Geist jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunstwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie sollten poetischer und wir musikalischer und mahlerischer seyn — beides nach der Art und Weise unserer Kunst. Der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, aber die Ausführung ist es. Du wirst selbst sehen, welche Gesänge dir am besten gerathen, gewiß die, deren Gegenstände dir am geläufigsten und gegenwärtigsten sind. Daher kann man sagen, daß die Poesie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß selbst, daß mir in jungen Jahren ein Gegenstand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt seyn konnte, den ich nicht am liebsten besungen hätte. Was wurde

es? ein leeres, armseliges Wortgeräusch, ohne einen Funken wahrer Poesie. Daher ist auch ein Mährchen eine sehr schwierige Aufgabe, und selten wird ein junger Dichter sie gut lösen.

Ich möchte gern eins von Dir hören, sagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeschreiblich ergötzt, so unbedeutend sie auch seyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunsch befriedigen. Es ist mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an sich trägt; indeß wird es dich vielleicht desto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir gesagt habe.

Die Sprache, sagte Heinrich, ist wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Mensch sie beherrscht, so möchte er gern die große Welt beherrschen, und sich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieser Freude, das, was ausser der Welt ist, in ihr zu offenbaren das thun zu können, was ei-

gentlich der urſprüngliche Trieb unſers Daſeins iſt, liegt der Urſprung der Poeſie.

Es iſt recht übel, ſagte Klingsohr, daß die Poeſie einen beſondern Namen hat, und die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen. Es iſt gar nichts beſonderes. Es iſt die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Dichtet und trachtet nicht jeder Menſch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde in's Zimmer, als Klingsohr noch ſagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poeſie zum Beſtand der Menſchheit ſo klar, als in ihr. Die Liebe iſt ſtumm, nur die Poeſie kann für ſie ſprechen. Oder die Liebe iſt ſelbſt nichts, als die höchſte Naturpoeſie. Doch ich will dir nicht Dinge ſagen, die du beſſer weißt, als ich.

Du biſt ja der Vater der Liebe, ſagte Heinrich, indem er Mathilden umſchlang, und beide ſeine Hand küßten.

Klingsohr umarmte ſie und ging hinaus. Liebe Mathilde, ſagte Heinrich nach einem langen Kuſſe, es iſt mir wie ein Traum, daß

du mein biſt; aber noch wunderbarer iſt es mir, daß du es nicht immer geweſen biſt. Mich dünkt, ſagte Mathilde, ich kennte dich ſeit undenklichen Zeiten. — Kannſt du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber das kann ich dir ſagen, daß mir iſt, als finge ich erſt jetzt zu leben an, und daß ich dir ſo gut bin, daß ich gleich für dich ſterben wollte. — Meine Mathilde, erſt jetzt fühle ich, was es heißt unſterblich zu ſeyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut biſt du, welcher herrliche Geiſt ſpricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beſchämſt! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was iſt ein Geiſt ohne Himmel, und du biſt der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches ſelige Geſchöpf wär ich, wenn du ſo treu wärſt, wie mein Vater. Meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt; Mein Vater weint faſt alle Tage noch um ſie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher ſeyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber

Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel beſſer. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirſt du ſeyn. — Ja wo du biſt, Mathilde, werd' ich ewig ſeyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit ſeyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde wir ſind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubſt nicht Lieber, wie inbrünſtig ich heute früh, wie wir nach Hauſe kamen, vor dem Bilde der himmliſchen Mutter niederkniete, wie unſäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte ſie mir zu. Nun weiß ich erſt was Dankbarkeit iſt. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du biſt die Heilige, die meine Wünſche zu Gott bringt, durch die er ſich mir offenbart, durch die er mir die Fülle ſeiner Liebe kund thut. Was iſt die Religion, als ein unendliches Einverſtändniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei verſammelt

ſind, iſt er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Bruſt wird nie aufhören dich in ſich zu ziehn. Du biſt die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichſten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schickſal der Roſen; wirſt du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe ſeyn? — O! könnteſt du durch meine Augen in mein Gemüth ſehen! aber du liebſt mich und ſo glaubſt du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize ſagt. O! ſie ſind unverwelklich. Was mich ſo unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das iſt nicht aus dieſer Zeit. Könnteſt du nur ſehn, wie du mir erſcheinſt, welches wunderbare Bild deine Geſtalt durchdringt und mir überall entgegen leuchtet, du würdeſt kein Alter fürchten. Deine irdiſche Geſtalt iſt nur ein Schatten dieſes Bildes. Die irdiſchen Kräfte ringen und quellen um es feſtzuhalten, aber die Natur iſt

noch unreif; das Bild iſt ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verſtehe dich, lieber Heinrich, denn ich ſehe etwas Ähnliches, wenn ich dich anſchaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt iſt uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken ſie auf das Innigſte mit der irdiſchen Natur verwebt. — Du wirſt mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebteſter. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weißſagung. Alles iſt ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligſte des Gemüths führen; du wirſt mich zu den höchſten Anſchauungen begeiſtern. Wer weiß, ob unſre Liebe nicht dereinſt noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unſre himmliſche Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Iſt es nicht ſchon ein Wunder, daß du mein biſt, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebſt, und ewig mein ſeyn willſt? — Auch mir iſt jetzt alles glaublich,

und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern; wer weiß ob sie uns nicht verklärt, und die irdischen Banden allmählich auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal sagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist auch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusammenfließen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwei Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde.

— Auch keinen Heinrich. — Ach! ſchwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederhohlung. — Ja, Heinrich, ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, bei der unſichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, Mathilde, ſo wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bei uns iſt. Eine lange Umarmung, unzählige Küſſe beſiegelten den ewigen Bund des ſeligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäste da; der Großvater trank die Gesundheit des jungen Brautpaars, und versprach bald ein schönes Hochzeitfest auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, sagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer gesehen, daß Ehen, die früh geschlossen wurden, am glücklichsten waren. In spätern Jahren ist gar keine solche Andacht mehr im Ehestande, als in der Jugend. Eine gemeinschaftlich genossene Jugend ist ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung ist der sicherste Grund der Liebe. Nach Tische kamen mehrere. Heinrich bat seinen neuen Vater um die Erfüllung seines Versprechens. Klingsohr sagte zu der Gesellschaft: Ich habe heute Heinrichen versprochen ein Mährchen zu erzählen, wenn ihr es zufrieden seid, so bin ich bereit. Das ist ein kluger Einfall von Heinrich, sagte Schwaning. Ihr

habt lange nichts von euch hören lassen. Alle setzten sich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich saß dicht bei Mathilden, und schlang seinen Arm um sie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held schlug an seinen Schild, daß es weit umher in den öden Gassen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenster des Pallastes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten sich. Sie bewegten sich lebhafter, je stärker das röthliche Licht ward, das die Gassen zu erleuchten begann. Auch sah man allmählig die gewaltigen Säulen und Mauern selbst sich erhellen; endlich standen sie im reinsten, milchblauen Schimmer, und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Widerschein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder, und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen, von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden, und einem

ſchlichten, grünen Kranze Platz machten, um dieſen her einen weiten Kreis ſchloſſen: alles dies ſpiegelte ſich in dem ſtarren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der ſich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterſcheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöſe herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkſtatt. Die Stadt erſchien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchſichtigen Mauern warfen die ſchönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre ſchöne Zuſammenordnung kam zum Vorſchein. Vor allen Fenſtern ſtanden zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigſten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigſte funkelten.

Am herrlichſten nahm ſich auf dem großen Platze vor dem Pallaſte der Garten aus, der aus Metallbäumen und Kryſtallpflanzen beſtand, und mit bunten Edelſteinblüthen und

Früchten überſäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Geſtalten, und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichſte Schauſpiel, deſſen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erſtarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallaſtes langſam vorüber. Eine Stimme rief ſeinen Namen im Innern. Er lehnte ſich an das Thor, das mit einem ſanften Klange ſich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Haſt du noch nichts entdeckt? ſagte die ſchöne Tochter Arcturs, mit klagender Stimme. Sie lag an ſeidenen Polſtern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkryſtall künſtlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämſig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zuſammengefloſſen ſchienen. Nach allen Seiten ſtrömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallaſt ſo wunderſam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held ſchwieg. Laß mich dei-

nen Schild berühren, ſagte ſie ſanft. Er näherte ſich dem Throne und betrat den köſtlichen Teppich. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihren himmliſchen Buſen, und rührte ſeinen Schild an. Seine Rüſtung klang, und eine durchdringende Kraft beſeelte ſeinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die ſchöne Freya ſchien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausſtrömte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones ſaß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzeſſin, die ſie bis über den Buſen bedeckte. Der Held ſenkte ſeinen Schild, und ſah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals ſich hinauf ſchlangen. Eine leiſe Muſik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erſchien und herunter kam.

Der ſchöne Vogel entfaltete ſeine glänzenden Schwingen, bewegte ſie ſanft und ſang, wie mit tauſend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der ſchöne Fremde ſäumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird dieſe Stätte räumen,
Wenn Fabel erſt das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird ſich die Welt entzünden
Und jede Sehnſucht ihre Sehnſucht finden.

Der König umarmte ſeine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geiſter der Geſtirne ſtellten ſich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe ſeinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tiſch und ein Käſtchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefſinnige Zeichen ſtanden, die aus lauter Sternbildern zuſammengeſetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll dieſe Blätter, miſchte ſie ſorgfältig untereinander, und reichte ſeiner Tochter einige hin; die andern behielt er für ſich. Die Prinzeſſin zog ſie nach der Reihe heraus und legte ſie auf den Tiſch, dann betrachtete der König die

seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die sonderbarsten Mienen und Gebehrden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ sich eine sanfte, aber tief bewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saale sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den übrigen sonderbaren Bewegungen zu entstehen schien. Die Sterne schwangen sich, bald langsam, bald schnell, in beständig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Musik, die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach. Die Musik wechselte, wie die Bilder auf dem Tische, unaufhörlich, und so wunderlich und hart auch die Übergänge

nicht ſelten waren, ſo ſchien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verſchlingung, bald wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet, bald zerſtäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft ämſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein

Komet flog es durch die Luft, und ſchien an dem Berggürtel mit hellem Klange zu zerſplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der ſchöne Knabe Eros in ſeiner Wiege und ſchlummerte ſanft, während Ginniſtan ſeine Amme die Wiege ſchaukelte, und ſeiner Milchſchweſter Fabel die Bruſt reichte. Ihr buntes Halstuch hatte ſie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor ſich ſtehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber ſchrieb unverdroſſen, ſah ſich nur zuweilen mürriſch nach den Kindern um, und ſchnitt der Amme finſtere Geſichter, die ihn gutmüthig anlächelte und ſchwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginniſtan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu ſagen. Dieſer vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die ſich an

einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Waſſer ſtand, in welches ſie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn ſie beim Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift ſtehen geblieben und glänzend geworden war, ſo gab ſie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu ſeyn ſchien, wenn ſeine Mühe vergeblich geweſen und alles ausgelöſcht war. Die Frau wandte ſich zu Zeiten gegen Ginniſtan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, uud ſprützte einige Tropfen auf ſie hin, die, ſobald ſie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunſt zerrannen, der tauſend ſeltſame Bilder zeigte, und beſtändig um ſie herzog und ſich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, ſo fielen eine Menge Zahlen und geometriſche Figuren nieder, die er mit vieler Ämſigkeit auf einen Faden zog, und ſich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und

Lieblichkeit ſelbſt ausſah, kam oft herein. Sie ſchien beſtändig beſchäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit ſich hinaus: bemerkte es der argwöhniſche und mit ſpähenden Blicken ſie verfolgende Schreiber, ſo begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Menſch achtete. Alle ſchienen ſeiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Bruſt; aber bald ward ſie wieder abgerufen, und dann nahm Ginniſtan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken ſchien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eiſernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber beſah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es ſich von ſelbſt, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginniſtan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Geſtalt einer Schlange gegeben, die ſich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er

ſchrieb alles genau auf, und war ſehr weitläuftig über den Nutzen, den dieſer Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als ſein ganzes Schreibwerk die Probe nicht beſtand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme ſpielte fort. Zufällig berührte ſie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, ſchlug die Decke zurück, hielt die eine Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der Schlange. Wie er ſie erhielt, ſprang er rüſtig, daß Giniſtan erſchrak, und der Schreiber beinah vor Entſetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege; ſtand, nur von ſeinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unausſprechlicher Freude das Kleinod, das ſich in ſeinen Händen nach Norden ausſtreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen ſchien. Zuſehends wuchs er.

Sophie, ſagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte ſie ihm ohne Anſtand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die

Schaale ſich immer voll zu erhalten ſchien. Endlich gab er ſie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginniſtan, und bat ſie um das bunte Tuch, das er ſich anſtändig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äuſſerſt reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog, und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſte ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften ſich in ein leiſes

Gespräch, und der Vater schlich sich mit Ginistan in die Kammer, um sich von den Geschäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer und ging an seine Geschäfte. Ginistan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von seinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeschriebenen Blätter, um sie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußersten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unversehrt aus der Schaale zog und sie ihm hinlegte. Fabel schmiegte sich an ihre Mutter, die sie an die Brust nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenster öffnete, frische Luft hereinließ, und Zubereitungen zu einem köstlichen Mahle machte. Man sah durch die Fenster die herrlichsten Aussichten und einen heitern Himmel über die Erde gespannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thä-

tigkeit. Wenn er müde war, sah er hinauf ans Fenster, wo Ginnistan stand, und ihm allerhand Näschereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen, und den gefaßten Entschluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginnistan um etwas zu fragen, die ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was sich zutrug. Eros kam bald in schöner Rüstung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er seine Reise antreten solle. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiseplan dienen, aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen; Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginniſtan tauſchte ihre Geſtalt mit der Mutter, worüber der Vater ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien; der Schreiber freute ſich, daß die beiden fortgingen; beſonders da ihm Ginniſtan ihr Taſchenbuch zum Abſchiede ſchenkte, worin die Chronik des Hauſes umſtändlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um ſeiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünſcht, als daß auch ſie unter der Zahl der Abreiſenden ſeyn möchte. Sophie ſegnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr auſſer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſten, und der Mond ſtand hoch am Himmel. Lieber Eros, ſagte Ginniſtan, wir müſſen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn, und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat. Siehſt du wohl ſein

bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmückt.

Ein blauer Dunſt umſchwebte ſie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantaſie
Sie über Strom und Land.

Es hob ſich ihre volle Bruſt
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Luſt
Beſprach die wilde Glut.

Die Sehnſucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam;
Und tiefer grub in ihr Geſicht
Sich hoffnungsloſer Gram.

Die kleine Schlange blieb getreu;
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten sorgenfrei
Der schönen Führerin.

•

Die Liebe ging durch Wüstenein
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein
Die Tochter an der Hand.

•

Er saß auf seinem Silberthron,
Allein mit seinem Harm;
Da hört' er seines Kindes Ton,
Und sank in ihren Arm.

Eros stand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich sammelte sich der alte, erschütterte Mann, und bewillkommte seinen Gast. Er ergriff sein großes Horn und stieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die spitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen schwarzen Dächer schwankten. Die Burg stand still, denn sie war auf das Gebirge jen-

ſeits des Meers gekommen. Von allen Seiten ſtrömten ſeine Diener herzu, deren ſeltſame Geſtalten und Trachten Ginniſtan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erſchreckten. Erſtere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erſchienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungeſtüme Geiſt der Flut folgte der ſanften Ebbe. Die alten Orkane legten ſich an die klopfende Bruſt der heißen leidenſchaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenſchauer ſahen ſich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da ſtand. Der rauhe Donner ſchalt über die Thorheiten der Blitze, hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tauſend Reizen daſtanden, und die feurigen Jünglinge lockten. Die beiden lieblichen Schweſtern, Morgen und Abend, freuten ſich vorzüglich über die beiden Ankömmlinge. Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtaats. Der alte König konnte ſich an ſei-

ner Tochter nicht satt sehen. Sie fühlte sich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beschauen. Ihre Freude war ganz unbeschreiblich, als ihr der König den Schlüssel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauspiel für Eros darin zu veranstalten, das ihn so lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, dessen Mannigfaltigkeit und Reichthum alle Beschreibung übertraf. Zwischen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftschlösser von überraschender Bauart, eins immer köstlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit silberweißer, goldner und rosenfarbner Wolle irrten umher, und die sonderbarsten Thiere belebten den Hain. Merkwürdige Bilder standen hie und da, und die festlichen Aufzüge, die seltsamen Wagen, die überall zum Vorschein kamen, beschäftigten die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Die Beete standen voll der buntesten Blumen. Die Gebäude

bäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der schönsten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeschirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unübersehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbnissen übersäet war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und schrosser Felsengegenden vereinigte. Die schönsten Farben waren in den glücklichsten Mischungen. Die Bergspitzen glänzten wie Lustfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im frischesten Grün. Die Ferne schmückte sich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier sah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den schrecklich schönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüstungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter schattenden Bäumen, in den

ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt, und Engel ſitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten ſich unaufhörlich, und floſſen endlich in eine große geheimnißvolle Vorſtellung zuſammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entſetzliches Heer von Todtengerippen, mit ſchwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunkeln Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit ſeinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Feſten begriffen war, und ſich keines Angriffs verſah. Es entſtand ein entſetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauſte, und die Nacht

ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grauſamkeiten zerriß das Heer der Geſpenſter die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte ſich empor, und unter dem grauſenvollſten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aſchenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Geſpenſter wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zuſehends, und verſchlang die ſcheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde floſſen in ſüße Muſik zuſammen. Eine wunderſchöne Blume ſchwamm glänzend auf den ſanften Wogen. Ein glänzender Bogen ſchloß ſich über die Flut, auf welchem göttliche Geſtalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, ſaßen. Sophie ſaß zu oberſt, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken, und einer Friedenspalme ſtatt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog ſich über den Kelch der ſchwimmenden Blume; die kleine Fabel

ſaß auf demſelben, und ſang zur Harfe die ſüßeſten Lieder. In dem Kelche lag Eros ſelbſt, über ein ſchönes ſchlummerndes Mädchen hergebeugt, die ihn feſt umſchlungen hielt. Eine kleinere Blüthe ſchloß ſich um beide herſo daß ſie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu ſeyn ſchienen.

Eros dankte Ginniſtan mit tauſend Entzücken. Er umarmte ſie zärtlich, und ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen. Ermüdet von der Beſchwerde des Weges und den mannichfaltigen Gegenſtänden, die er geſehen hatte, ſehnte er ſich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginniſtan, die ſich von dem ſchönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete ſich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüſtung aus, und zog ſelbſt ein Nachtkleid an, in welchem ſie fremd und verführeriſch ausſah. Eros tauchte ſich in die gefährlichen Wellen, und ſtieg berauſcht wieder heraus. Ginniſtan trocknete ihn, und rieb ſeine ſtarken, von Jugendkraft ge-

ſpannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnſucht ſeiner Geliebten, und umfaßte in ſüßem Wahne die reizende Ginniſtan. Unbeſorgt überließ er ſich ſeiner ungeſtümen Zärtlichkeit, und ſchlummerte endlich nach den wollüſtigſten Genüſſen an dem reizenden Buſen ſeiner Begleiterin ein.

Unterdeſſen war zu Hauſe eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Geſinde in eine gefährliche Verſchwörung verwickelt. Sein feindſeliges Gemüth hatte längſt Gelegenheit geſucht, ſich des Hausregiments zu bemächtigen, und ſein Joch abzuſchütteln. Er hatte ſie gefunden. Zuerſt bemächtigte ſich ſein Anhang der Mutter, die in eiſerne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Waſſer und Brod ebenfalls hingeſetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch ſich hinter dem Altare, und wie ſie bemerkte, daß eine Thür an ſeiner Rückſeite verborgen war, ſo öffnete ſie dieſelbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach

sich, und stieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber stürzte mit Ungestüm herein, um sich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren nicht zu finden. Die Schale fehlte auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer strahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichste unterscheiden, weil jede Figur einen andern Anstrich von schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter sich, warf; Licht und Schatten schienen hier ihre Rollen vertauscht zu haben. Fabel freute sich in einer neuen Welt zu seyn. Sie besah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam sie an das Thor, vor welchem

auf einem maſſiven Poſtument eine ſchöne Sphinx lag.

Was ſuchſt du? ſagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommſt du her? — Aus alten Zeiten; — Du biſt noch ein Kind — Und werde ewig ein Kind ſeyn. — Wer wird dir beiſtehn? — Ich ſtehe für mich. Wo ſind die Schweſtern, fragte Fabel? — Überall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennſt du mich? — Noch nicht. — Wo iſt die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor ſich hin, und rauſchte mit den Flügeln. Sophie und Liebe, rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schweſtern zu, die bei der kärglichen Nacht einer ſchwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geſchäft trieben. Sie thaten nicht, als ob ſie den kleinen Gaſt bemerkten, der mit artigen Liebkoſungen ſich geſchäftig um ſie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und ſcheelem Geſicht: Was willſt

du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelaſſen? Dein kindiſches Hüpfen bewegt die ſtille Flamme. Das Öl verbrennt unnützer Weiſe. Kannſt du dich nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel, am Müßiggehn iſt mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Bruſt genommen, aber ſie mußte zu viel gegeſſen haben, ſie konnte nicht aufſtehn. Laßt mich vor der Thür ſitzen, und gebt mir etwas zu ſpinnen; denn hier kann ich nicht gut ſehen, und wenn ich ſpinne, muß ich ſingen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernſthaften Gedanken ſtören. — Hinaus ſollſt du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magſt du ſpinnen, wenn du ſo geſchickt biſt; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zuſammen; aber hüte dich: wenn du ſaumſelig ſpinnſt, oder der Faden reiſt, ſo ſchlingen ſich die Fäden um dich her und erſticken dich. — Die Alte lachte hämiſch, und ſpann. Fabel

raffte einen Arm voll Fäden zuſammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte ſingend in die Kammer. Sie ſah durch die Öffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing ſie an luſtig zu ſpinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und ſang halbleiſe:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruheſtellen,
Der Morgen iſt nicht weit.

•

Ich ſpinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus iſt die Zeit der Fehden.
Ein Leben ſollt' ihr ſeyn.

•

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch.
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

Noch seid ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberei.
Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drei.

Die Spindel schwang sich mit unglaublicher Behendigkeit zwischen den kleinen Füßen, während sie mit beiden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen sichtbar, die aus der Thürspalte schlüpften, und durch die Höhle in scheußlichen Larven sich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürrisch fortgesponnen, und auf das Jammergeschrei der kleinen Fabel gewartet, aber wie entsetzten sie sich, als auf einmal eine erschreckliche Nase über ihre Schultern guckte, und wie sie sich umsahen, die ganze Höhle voll der gräßlichsten Figuren war, die tausenderley Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und

eine Alraunwurzel bei sich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen sich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die schwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen, und ausgelöscht war. Die Alten waren froh, wie sie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen sie heraus, schnarchten sie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuspinnen. Der Schreiber schmunzelte höhnisch, weil er die kleine Fabel nun in seiner Gewalt zu haben glaubte und sagte: Es ist gut, daß du hier bist, und zur Arbeit angehalten werden kannst. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich hergeführt. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, so siehst du ganz wie der Bruder meiner schönen Basen aus. Wenn du Gänsespulen brauchst, so zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Pflaum aus den Wangen. Der Schreiber schien Mie-

ne zu machen, über sie herzufallen. Sie lächelte und sagte: Wenn dir dein schöner Haarwuchs und dein geistreiches Auge lieb sind, so nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du hast nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte sich mit verbißner Wuth zu den Alten, die sich die Augen wischten, und nach ihren Rocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöscht war, und ergossen sich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt sie doch gehen, sprach er tückisch, daß sie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Öls. Ich wollte euch zu euerm Troste sagen, daß Eros ohne Rast umherfliegt, und eure Scheere fleißig beschäftigen wird. Seine Mutter, die euch so oft zwang, die Fäden länger zu spinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte sich, um zu lachen, wie er sah, daß Fabel einige Thränen bei dieser Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel der Alten, und ging naserümpfend von dannen. Die Schwestern hießen der Fabel mit zorniger Stimme Taranteln suchen, ohngeachtet sie noch Öl vorräthig

hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne sie das Thor, warf es ungestüm wieder zu, und schlich sich leise nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte schnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die sich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König saß umringt von seinen Räthen, als Fabel erschien. Die nördliche Krone zierte sein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe saßen zu seinen Füßen. Monarch, sagte die Fabel, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte; Heil deinem festgegründeten Throne! frohe Bothschaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sey dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir

die Leier. — Eridanus! bringe sie her, rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus seinen blinkenden Fluthen.

Fabel that einige weißsagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröhliche Musik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams, und rührender Treue verrieth.

Was ist aus dir geworden, liebe Mutter? sagte Fabel, du scheinst mir gänzlich verändert;

ohne inneres Anzeichen hätt' ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Bruſt einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geſchmachtet. Ginniſtan liebkoſte ſie zärtlich, und ſah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, ſagte ſie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfriſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Kleine auf den Schooß, reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine hinunter ſah, die es ſich gut ſchmecken ließ. Ich bin ſelbſt Urſach, daß Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zer-

ſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten, und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reizende Fülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, ſchien ſich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die ſtille Glut ſeines Geſichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernſt in verſtellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindiſche Unſtätigkeit, der edle Anſtand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernſthaften Leidenſchaft unwiderſtehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand ſchmerzlich ſeinen lächelnden Hohn, und ſeine Gleichgültigkeit gegen meine rührendſten Bitten. Ich ſah meine Geſtalt verändert. Meine ſorgloſe Heiterkeit war verſchwunden,

und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor Aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in seine beleidigenden Augen zu sehen, und fühlte mich entsetzlich beschämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von seinen Unarten zu befreien. Ich mußte ihn anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte, und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heißesten Thränen ihn beschwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er tückisch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüstungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu trösten, und habe doch selbst Trost nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir seinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich sie wieder verlassen muß, ge-

hen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entsetzlicher Wuth, und rächt sich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht, waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich sehen, und nach ihm genannt sind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten sie ihn beständig, und plagen die Armen, die sein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröhliche Zug. Ich muß fort; lebe wohl, süßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenschaft. Sei glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginnistan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er sich freundlich, und seine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um sie her. Fabel freute sich, ihren Milchbruder wieder zu sehen, und sang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros schien sich besinnen zu wollen, und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entschliefen auf dem Rasen. Ginnistan konnte ihn fassen, und er litt ihre zärtlichen Liebkosungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, schmiegte sich

an Ginniſtans Schooß, und ſchlummerte ein, indem er ſeine Flügel über ſie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginniſtan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Geſanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorſchein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte ſich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröſtete nun ihre Mutter, und verſprach ihr baldige Hülfe. Vom Felſen tönte der ſanfte Wiederhall der Muſik, und wiegte die Schläfer ein. Ginniſtan ſprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigſten Träume fielen auf ſie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit, und ſetzte ihre Reiſe fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf ſchnellgeſponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie ſah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich, wie ſie Sophiens blauen

Schleyer erblickte, der wallend über der Erde schwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne stand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme sog an ihrem geraubten Lichte, und so heftig sie es auch an sich zu halten schien, so ward sie doch immer bleicher und fleckigter. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie sog das Licht immer stärker in sich, und bald war die Glorie um das Gestirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe stand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine schwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Der Scheiterhaufen war verzehrt. Sie hob sich langsam in die Höhe, und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet aussah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornsträuche wuchsen in den Ritzen der Fen-

stergesimse und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entsetzlichen Lärm; der Schreiber und seine Gesellen hatten sich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erschrocken, wie sie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten sich vergeblich angestrengt, die Flamme zu löschen, und waren bei dieser Gelegenheit nicht ohne Beschädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angst preßte ihnen entsetzliche Verwünschungen und Klagen aus. Sie erschraken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und stürmten mit wüthendem Geschrei auf sie ein, um an ihr den Grimm auszulassen. Fabel schlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungestüm in das Gewebe der Taranteln, die sich durch unzählige Bisse an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein lustiges Lied spielte. Mit vielem Lachen über ihre possirlichen Fratzen ging sie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte sie weg, um die ver-

borgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? Die Rache, ſagte Fabel. — Was iſt am vergänglichſten? — Ungerechter Beſitz. — Wer kennt die Welt? — Wer ſich ſelbſt kennt. — Was iſt das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bei wem ruht es? — Bei Sophien. Die Sphinx krümmte ſich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, ſagte ſie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten, und ſehr ämſig arbeiteten. Sie erſchraken, und die eine lief mit der Scheere auf ſie zu, um ſie zu erſtechen. Unverſehens trat ſie auf eine Tarantel, und dieſe ſtach ſie in den Fuß. Sie ſchrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen, und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln geſtochen. Sie konnten ſich nun nicht an Fabel vergreifen, und ſprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen ſie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den

ſteifen Röcken nicht rühren, und vergehen faſt vor Hitze, aber mit Spinnenſaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Bluwen hinein, die im Feuer gewachſen ſind, ſonſt biſt du des Todes. Recht gern, ſagte Fabel, und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verſchaffen, ſagte ſie zu den Kreuzſpinnen, die ihre luftigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drei hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit, und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter, und begab ſich zu Arktur. Monarch, ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhen. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen, ſagte der König. Die Nacht iſt vorbei und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindin iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehen laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte,

was du willst. — Ich brauche, sagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachsen sind. Ich weiß, du hast einen geschickten Gärtner, der sie zu ziehen versteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und säete glänzenden Samenstaub hinein. Es währte nicht lange, so flogen die Blumen empor. Fabel sammelte sie in ihre Schürze, und machte sich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig gewesen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches sie sogleich mit vielem Geschmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete sich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgesunken waren, und sich einige Augenblicke von der ungewohnten Anstrengung erholten. Mit vieler Geschicklichkeit entkleidete sie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich ge-

macht waren und vortrefflich paßten. Sie pries während dieſes Geſchäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten ſchienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten ſich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzluſt beſeelt wieder an, ſich munter umherzudrehen, indem ſie heimtückiſch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen verſprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und ſagte zu den Kreuzſpinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getroſt verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren ſo ſchon ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten ſo toll umherſprangen; ſie rannten alſo hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; dieſe wollten ſich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte ſie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen alſo ihren hungrigen Handwerksgenoſſen, die lange keine ſo köſtlichen Biſſen geſchmeckt hatten, und ſie bis auf das Mark

ausſaugten. Fabel ſah durch die Felſenkluft hinaus, und erblickte den Perſeus mit dem großen eiſernen Schilde. Die Scheere flog von ſelbſt dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verſchneiden, und dann mit ſeinem Schilde die Schweſtern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdiſche Reich, und ſtieg frölich zu Arkturs Pallaſte.

Der Flachs iſt verſponnen. Das Lebloſe iſt wieder entſeelt. Das Lebendige wird regieren, und das Lebloſe bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Äußere verborgen. Der Vorhang wird ſich bald heben, und das Schauſpiel ſeinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann ſpinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, ſagte der gerührte Monarch, du biſt unſre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, ſagte die Kleine. Erlaube daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Aſche meiner Pflegemutter muß ich ſammeln, und der alte Träger muß wieder aufſtehn, daß die

Erde wieder ſchwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreien, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach ſich brauſend an der hohlen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin ſammelte ſorgfältig die auffliegende Aſche. Sie gingen rund um die Erde, bis ſie an den alten Rieſen kamen, an deſſen Schultern ſie hinunter klimmten. Er ſchien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner ſchob eine Schüſſel unter ſeine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf ſeiner Stirn aus. So wie das Waſſer über das Auge in den Mund, und heranter über ihn in die Schüſſel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er ſchlug die Augen auf, und hob ſich rüſtig empor. Fabel ſprang zu ihren Begleitern auf die ſteigende Erde, und

bot ihm freundlich guten Morgen. Bist du wieder da, liebliches Kind? sagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdest erscheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu schwer würden. Ich habe wohl lange geschlafen. Die Erde ist wieder leicht, wie sie es immer den Guten war, sagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In kurzem bist du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröliche Tage spinnen, und an einem Gehülfen soll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unsern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundinn Jugend und Stärke einathmen kannst. Wo sind unsere alten Gastfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und sammeln die schmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte sich, und eilte dem Hause zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beschatteten den ehemaligen Hof, und weiches

Moos polſterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie ſtand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüſtung, ernſter und edler als jemal. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren beſtand. Ginniſtan bog ſich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen ſchien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne worin die Aſche geſammelt war, der heiligen Sophie, die ſie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, ſagte ſie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du haſt das Unſterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirſt die Seele unſers Lebens ſeyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold

geworden, Sophie ſagte: das große Geheimniß iſt allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. *Aus Schmerzen wird die neue Welt* geboren, und in Thränen wird die Aſche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöſt. In jedem wohnt die himmliſche Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die ſüße Geburt im Klopfen eurer Bruſt?

Sie goß in den Altar den Reſt aus der Schale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſeht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleier. Der Mond und die Wolken zogen mit frölichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Überall erblickten ſie Staubwirbel, in denen

nen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten ſich mit freundlichem Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirtheten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und

löſten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt, wie im Fluge, die buhlenden Wellen. Lispelndes Schilf hielt ſeinen Ungeſtüm auf, und es ſtieß leiſe an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte ſich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe ſprang der lebendiggewordene Quell; der Hain bewegte ſich mit den ſüßeſten Tönen, und ein wunderbares Leben ſchien in ſeinen heißen Stämmen und Blättern, in ſeinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing ſie an den Thoren des Pallaſtes. Ehrwürdiger Alter, ſagte Fabel, Eros bedarf dein Schwerdt. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um ſeine Bruſt geſchlungen iſt. Faſſe ſie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzeſſin ruht. Eros nahm aus der Hand des Al-

ten das Schwerdt, ſetzte den Knopf auf ſeine Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte ſich entzückt der ſchlummernden Freya. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beinah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch wallte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzeſſin zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen. Sie ſchlug ihre großen dunkeln Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Geſtirne und die Geiſter der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unausſprechlich heitrer Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die Stadt, und den Himmel. Eine zahlloſe

Menge ergoß ſich in den weiten königlichen Saal, und ſah mit ſtiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königinn knieen, die ſie feierlich ſegneten. Der König nahm ſein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüſtung ab, und der König warf ſeinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köſtliches Armband um die verſchlungenen Hände der Liebenden, indem ſie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare ſetzte.

Heil unſern alten Beherrſchern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben ſie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrſchen! Segnet uns auch! Sophie ſagte zu der neuen Königinn: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald ſah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes

Band zog sich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Fest des Frühlings feierte. Perseus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, sagte er, sind die Reste deiner Feinde. Eine steinerne Platte mit schwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaster und schwarzem Marmor. Es ist ein Schachspiel, sagte Sophie; aller Krieg ist auf diese Platte und in diese Figuren gebannt. Es ist ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perseus wandte sich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird diese Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir selbst wirst du uns einen goldnen, unzerreißlichen Faden spinnen. Der Phönix flog mit melodischem Geräusch zu ihren Füßen, spreizte seine Fittiche vor ihr aus, auf die sie sich setzte, und schwebte mit ihr über den Thron, ohne sich wieder niederzulassen. Sie sang ein himmlisches Lied, und fing zu spin-

nen an, indem der Faden aus ihrer Bruſt ſich hervorzuwinden ſchien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit ſeinem wunderlichen Hofſtaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginniſtan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing ſie mit der herzlichſten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief ſie zu ſeinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, ſagte der Mond, das Reich der Parzen, deſſen ſeltſame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallaſtes aus der Erde geſtiegen ſind. Ich will euch mit Schauſpielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich ſeyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine Fabel nickte freundlich; und das Volk freute ſich auf den ſeltſamen unterhaltenden Zeit-

vertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbesteigung Glück wünschen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ sie bewillkommnen, und so folgten sich unzählige fröliche Bothschaften. Unterdessen hatte sich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über dessen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel schwebte. Drei Karyatiden aus duklem Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte dasselbe auf einer Sphinx aus Basalt. Der König umarmte seine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beispiel des Königs, und liebkoste sich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüster. Endlich sagte Sophie: die Mutter ist unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unsre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel spann ämsig, und sang mit lauter Stimme:

Begründet iſt das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt ſich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen,
Sophie iſt ewig Prieſterin der Herzen.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloſter, oder der Vorhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlohr,
Erwacht' ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wolluſt iſt meines Daſeyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnſucht ſtürmiſch fließt,
Wohin ſich jede Sehnſucht, mannichfach
Gebrochen, wieder ſtill zuſammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und ſahe mich werden. —

Wart Ihr nicht Zeugen, wie ich noch
Nachtwandler mich zum erſtenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog Euch nicht
Ein ſüßer Schauer der Entzündung an? —
Verſunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume ſchwankte ſtill
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein ſanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leiſe.
Da ſank das erſte Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tiſch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt' ich ſchon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu ird'ſchen Sinnen die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,

Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten Beide ſich zu Einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugebohren,
Vollendet war das irdiſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs-Augenblick.
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verlohren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.
Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein,
Man ſieht nun aus bemooſten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,
Und ſo das große Weltgemüth
Überall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andre gedeihn und reifen;
Jedes in Allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet
Und tauſend neue Gedanken erhält.

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn.
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.
Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb' ergeben,
Geneſt von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen
Was ſich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz, als Aſche, niederfallt.

Auf dem ſchmalen Fußſteige, der ins Gebirg hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei; ein ſtarker Wind ſauſte durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannigfaltigen Stimmen verlohren ſich, wie ſie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andre redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo nach im Innerſten klang, und dennoch ſchien ſie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirg erreicht, wo er das Ziel ſeiner Reiſe zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entſetzliche Angſt und dann die trockne Kälte der gleichgültigſten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schrecknisſe des Gebirgs aufzuſuchen; der mühſeligſte Gang beruhigte das Zerſtörende der innern

Gewalten. Er war matt, aber still. Noch sah er nichts, was um ihn her sich allmählig gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte, und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träume er jezt, oder habe er geträumt. Eine unübersehliche Herrlichkeit schien sich vor ihm aufzuthun. Bald flossen seine Thränen, indem sein Innres plötzlich brach; er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen; die weiche heitre Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog sich mit tröstlichem Ernst zu dem Wanderer, das gezackte Gebirg ruhte so bedeutend über der Ebene, und beide schienen zu sagen: Eile nur, Strom, du entfliehst uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich

ver-

verſchlucken in meinen Schooß! Vertraue du uns, Pilgrim, er iſt auch unſer Feind, den wir ſelbſt erzeugten; laß ihn eilen mit ſeinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unſäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen dieſe köſtlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Geſicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte ſich der Balſamſaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer ſein ſchwellender Hauch verwandelt; in ein fahles Aſchgrau waren alle ſeine Farben verſchoſſen.

Seitwärts am Gehänge ſchien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte Hofkaplan ſeyn? ſo dachte er bei ſich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungeſtalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun ſeinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felſen, über den ſich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in ſeine Arme, und drückte ihn lautweinend an ſeine Bruſt. Ach daß doch

jezt deine Reden ſich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch ſo ganz elend und verlaſſen. Wohnt in meiner Wüſte kein Heiliger, der mir ſein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jezt in dieſem Augenblick für mich.

Wie er ſo bei ſich dachte, fing der Baum an zu zittern; dumpf dröhnte der Felſen, und wie aus tiefer unterirdiſcher Ferne erhoben ſich einige klare Stimmchen und ſangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden ſie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihr' Bruſt.
Sie küßt ihm ſeine Wangen,
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Liebe ward ſie umfangen
Durch Kindeleins ſchöne Geſtalt.

Die Stimmchen ſchienen mit unendlicher Luſt zu ſingen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erſtaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume ſagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt: ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen, laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden; härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben; aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt, und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Äſte ein langer Stral zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Stral in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen; ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk,

die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu sehen war, nicht gemacht, sondern wie ein vollsaftiges Kraut also gewachsen und zusammen gekommen zu seyn schien. Es waren die schönsten menschlichen Gestalten, die dazwischen umher gingen, und sich über die Maaßen freundlich und holdselig gegeneinander erzeigten. Ganz vorn stand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Ansehn, als wolle sie mit ihm sprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnsucht ihre anmuthigen Züge, und wie sie so freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Brust legte. Der Anblick war unendlich tröstend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erscheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Stral hatte alle Schmerzen und Bekümmernisse aus seinem Herzen gesogen, so daß sein Gemüth wieder rein und leicht, und sein Geist wieder frei und frölich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein stilles inniges Sehnen, und ein wehmüthiger

Klang im Aller-Innerſten; aber die wilden Qualen der Einſamkeit, die herbe Pein eines unſäglichen Verluſtes, die trübe entſetzliche Leere, die irdiſche Ohnmacht war gewichen, und der Pilgrim ſah ſich wieder in einer vollen bedeutſamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weißſagender als ehemals, ſo daß ihm der Tod nie eine höhere Offenbarung des Lebens erſchien, und er ſein eigenes, ſchnell vorübergehendes Daſeyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten ſich in ihm berührt und einen innigen Verein geſchloſſen; er ſtand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erſt theuer, als er ſie verloren hatte, und ſicht nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern ſollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wiederfände. Tauſend Erinnerungen wurden ihm gegenwär-

tig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt ſeyn, jedes war das Merkmal einer alten Geſchichte.

Der Pilger ergriff ſeine Laute und ſang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zuſammen;
Heiligt dieſe Wunderſtäten,
Wo der Himmel mir erſchienen;
Schwärmt um dieſen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh ſie aufgenommen,
Als ſie kommen,
Sie geſchützt vor Ungewittern;
Sie wird einſt in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit ſeinen Splittern.

Auch der Felſen iſt geſunken,
Freudetrunken,
Zu der ſelgen Mutter Füßen.
Iſt die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Menſch nicht weinen,
Und ſein Blut für ſie vergießen?

Die Bedrängten müſſen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier geneſen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich ſagen:
Einſt ſind wir betrübt geweſen.

Ernſte Mauern werden ſtehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die ſchwerſten Zeiten kommen:
Keinem ſei das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du biſt Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen;
Wirſt mir ſagen,
Wenn ich zu dir ſoll gelangen.
Gern will ich in tauſend Weiſen
Noch der Erde Wunder preiſen,
Bis du kommſt, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltſamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich ſei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggeſpült den Traum der Schmerzen.

Unter ſeinem Geſang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufſah, ſtand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felſen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo ſie ihm ſchon ein Abendeſſen zubereitet habe. Ihr ganzes Weſen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn, noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, ſah mit einem unausſprechlichen Lächeln hinauf und ſchüttete aus ihrer Schürze viele Roſen auf das Gras. Sie kniete ſtill daneben, ſtand aber bald wieder auf, und führte den Pilger fort.

Wer hat mir von dir geſagt? frug der Pilgrim.

Unſere Mutter.

Wer iſt deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann biſt du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warſt du ſchon einmal geſtorben?

Wie könnt' ich denn leben?

Lebſt du hier ganz allein?

Ein alter Mann iſt zu Hauſe, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Haſt du Luſt bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennſt du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählt mir meine ehemalige Mutter zeither immer von dir.

Haſt du noch eine Mutter?

Ja, aber es iſt eigentlich dieſelbe.

Wie hieß ſie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er iſt auch dein Vater.

Mein Vater iſt in Eiſenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jezt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Krauz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, ſo unſchuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernſten Heere ſeiner ſchweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erſtaunt, als er ſich nun von lauter ſeltenen Gewächſen umringt, und die Reize des

anmuthigſten Gartens unter dieſen Trümmern verſteckt ſah. Ein kleines ſteinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenſtern lag dahinter. Dort ſtand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden, und band die ſchwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte ſeine Begleiterin zu ihm, und ſagte: Hier iſt Heinrich, nach dem du mich oft gefragt haſt.

Wie ſich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor ſich zu ſehen. Du ſiehſt den Arzt Silveſter, ſagte das Mädchen.

Silveſter freute ſich ihn zu ſehen und ſprach: Es iſt eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben ſo jung bei mir ſah. Ich ließ es mir damals angelegen ſeyn, ihn mit den Schätzen der Vorzeit, mit der koſtbaren Hinterlaſſenſchaft einer zu früh abgeſchiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünſtlers, ſein Auge regte ſich voll Luſt, ein wahres Auge, ein ſchaffendes Werkzeug zu werden; ſein Geſicht zeigte von innerer Feſtigkeit und ausdauerndem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt

hatte zu tiefe Wurzeln schon bei ihm geschlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf seiner eigensten Natur; die trübe Strenge seines vaterländischen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelsten Pflanze in ihm verdorben; er ward ein geschickter Handwerker, und die Begeisterung ist ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, versetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine stille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Lust; es scheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille seines Lebens, die Bequemlichkeiten seines Auskommens, die Freude sich geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern zu sehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht ersetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für sehr glücklich, aber sie wissen nicht, wie lebenssatt er ist, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie sehnlich er sich hinweg wünscht, und wie er nicht aus Erwerbluſt, sondern um diese Stimmung zu verscheuchen, so fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Silveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwickelung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Überbleibſel eines vollen Gaſtmals, daß Menſchen von verſchiedenem Appetit und Geſchmack geplündert haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweiſe meiner Eltern iſt, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater ſcheint mir, bei aller ſeiner kühlen und durchaus feſten Denkungsart, die ihn alle Verhältniſſe wie ein Stück Metall und eine künſtliche Arbeit anſehen läßt, doch unwillkührlich, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſtille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erſcheinungen zu haben,

und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbstverleugnung zu betrachten. Ein Geist ist hier geschäftig, der frisch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieses Gefühl der Überlegenheit eines Kindes in den allerhöchsten Dingen, der unwiderstehliche Gedanke einer nähern Führung dieses unschuldigen Wesens, das jezt im Begriff steht, eine so bedenkliche Laufbahn anzutreten; das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdische Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbst-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und seltsamer dünkte, und der Geist der Weißsagung fast sichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigsten und bescheidensten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Rasenbank unter die Blumen setzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unser Abendessen bereit ist, und wenn ich euch bitten darf, so fahrt fort, mir von eurem früheren Leben et-

was zu erzählen. Wir Alten hören am liebſten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch meine Einſiedelei und mein Garten gefällt, denn dieſe Blumen ſind meine Frendinnen, mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wurzeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſei.

Glücklicher Vater, ſagte Heinrich; euer Garten iſt die Welt. Ruinen ſind die Mütter dieſer blühenden Kinder; die bunte, lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter ſterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe ſitzen?

Silveſter reichte dem ſchluchzenden Jüng-

linge die Hand, und ſtand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypreſſenzweig band, und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenſeits der Ruinen ſtanden, ihr dumpfes Brauſen tönte herüber. Heinrich verbarg ſein Geſicht in Thränen an dem Halſe des guten Silveſter, und wie er ſich wieder erhob, trat eben der Abendſtern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Silveſter an: Ich möchte euch wohl in Eiſenach unter euren Geſpielen geſehen haben; eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn euers Vaters, und der alte Hofkaplan machen eine ſchöne Geſellſchaft aus. Ihre Geſpräche müſſen frühzeitig auf euch gewirkt haben, beſonders da ihr das einzige Kind waret. Auch ſtell' ich mir die Gegend äußerſt anmuthig und bedeutſam vor.

Ich lerne, verſetzte Heinrich, meine Gegend erſt recht kennen, ſeit ich weg bin, und viele andere Gegenden geſehen habe. Jede Pflanze,

jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat seinen besondern Gesichtskreis, seine eigenthümliche Gegend; sie gehört zu ihm, und sein Bau, seine ganze Beschaffenheit wird durch sie erklärt. Nur das Thier und der Mensch können zu allen Gegenden kommen; alle Gegenden sind die ihrigen. So machen alle zusammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Gesichtskreis aus, dessen Einfluß auf den Menschen und das Thier eben so sichtbar ist, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menschen, die viel gereist sind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Übrigen sich durch besondern Verstand und andere wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von diesen Weltkreisen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menschen die nöthige Aufmerksamkeit und Gelassenheit, um den Wechsel der Gegenstände und ihre Zusammenstellung erst gehörig zu betrachten, und dann darüber

nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jezt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einſehe, daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.

Auf mich, ſagte Silveſter, hat freilich die lebendige Natur, die regſame Überkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens; jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt, und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen, und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt, und hielten ſich

die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man möchte vor Freuden weinen, und abgeſondert von der Welt nur ſeine Hände und Füße in die Erde ſtecken, um Wurzeln zu treiben, und nie dieſe glückliche Nachbarſchaft zu verlaſſen. Über die ganze trockne Welt iſt dieſer grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und ſeine ſeltſame Schrift iſt nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenſtrauß des Orients; ewig wird er leſen, und ſich nicht ſatt leſen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieſer unendliche Genuß iſt der geheime Reiz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthſel löſet, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme, und wohin er gehe.

Ja, ſagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die

unſchuldige Blumenwelt, unmerklich in unſer Gedächtniß, und auf unſre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntſchaft brachte. Mein Vater iſt auch ein großer Freund des Gartenlebens und die glücklichſten Stunden ſeines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß ſeinen Sinn für die Kinder ſo offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder ſind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der ſpätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge ſehen wir hier noch innig in einander verſchlungen, aber doch auf das deutlichſte und klarſte in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber ſie 'zündet noch nicht: es iſt keine verzehrende Flamme, es iſt ein zerrinnender Duft, und ſo innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch iſt, ſo iſt ſie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner freſſenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So iſt die Kindheit in der Tiefe zunächſt an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erſcheſ-

nungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieſes ſind, und darum ſo wohlthätig auf die erſtere herunter thauen.

Es iſt gewiß etwas ſehr geheimnißvolles in den Wolken, ſagte Silveſter, und eine gewiſſe Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunſch unſers Innern iſt, ſo iſt auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrſcht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unſäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düſtere, und ernſte, und entſetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen ſcheinen: nie ſcheint ſich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau iſt vertilgt, und ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Don-

nerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unſerer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter überliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur, des himmliſchen Gewiſſens in uns. Das Sterbliche dröhnt in ſeinen Grundveſten, aber das Unſterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt ſich ſelbſt.

Wann wird es doch, ſagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Übels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewiſſens, — wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es giebt nur Eine Urſache des Übels, — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts, als geringe ſittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich.

Wenn ich das könnte, ſo wäre ich Gott, denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es. Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht beſtimmt abfragen.

Wie viel weniger alſo das Geheimniß der höchſten Untheilbarkeit. Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären?

Alſo wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat ſeine Zeit und ſeine Weiſe. Nur die Perſon des Weltalls vermag das Verhältniß unſrer Welt einzuſehen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir innerhalb der ſinnlichen Schranken unſers Körpers wirklich unſere Welt

mit neuen Welten, unſere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unſerer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unſers gegenwärtigen Weltſinns zu rechnen iſt.

Vielleicht iſt beides Eins, ſagte Heinrich. Ich weiß nur ſo viel, daß für mich die Fabel Geſammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt iſt. Selbſt das Gewiſſen, dieſe ſinn- und welterzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſammtlebens.

Werther Pilger, verſetzte Silveſter, das Gewiſſen erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohn-

trachtet damit nicht ein bloßer Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseins bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein, und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freiheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mir däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Gesetzordnung, die sich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Ober-

welt bezeichnet, vorstellt und sie auf einer gewissen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urtheils? Der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Sylvester, der eingebohrne Mittler jedes Menschen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und ist daher Vielen das Höchste und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wissenschaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Gestalt dieses erhabenen, weitumfassenden, persönlichen Gedankens. Das Gewissen ist der Menschen eigenstes Wesen in voller Verklärung, der himmlische Urmensch. Es ist nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es besteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur eine Tugend, — den reinen, ernsten Willen, der im Augenblick der Entscheidung unmittelbar sich entschließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und be-

ſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers, und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Thätigkeit zu verſetzen.

O treflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Alſo iſt der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, und der eigentliche Geiſt der untergeordneten Dichtkunſt, die Regſamkeit des höchſten, eigenthümlichſten Daſeyns. Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegungen und Einflüſſe; ſo wie dieſe die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menſchen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt iſt, ſo iſt es auch die Fabel. Wie ſicher kann nun der

Dichter den Eingebungen ſeiner Begeiſterung, oder, wenn auch er einen höhern überirdiſchen Sinn hat, höhern Weſen folgen, und ſich ſeinem Berufe mit kindlicher Demuth überlaſſen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie ſich die Religion zur Tugend verhält, ſo die Begeiſterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geſchichten der Offenbarung aufbehalten ſind, ſo bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt ſich in wunderbar entſtandene Dichtungen auf mannichfache Weiſe ab. Fabel und Geſchichte begleiten ſich in den innigſten Beziehungen auf den verſchlungenſten Pfaden und in den ſeltſamſten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre ſind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, ſagte Syloeſter, und nun wird es euch wohl begreiflich ſeyn, daß die ganze Natur nur durch den Geiſt der Tugend beſteht, und immer beſtändiger wer-

den soll. Er ist das allzündende, allbelebende Licht, innerhalb der irdischen Umfassung. Vom Sternhimmel, diesem erhabenen Dom des Sternreichs, bis zu dem krausen Teppich einer bunten Wiese, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft, und uns verständlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeschichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher so schön für mich die Tugend an die Religion angeschlossen. Alles was die Erfahrung und die irdische Wirksamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewissens aus, welches diese Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entsteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unserer innersten Natur schien, ein Allgesetz ohne bestimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimischen, unendlich manichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinschaft alle Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des

allerpersönlichsten Wesens, oder seines Willens, seiner Liebe in unserm tiefsten Selbst.

Die Unschuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Sylvester: euch wird alles verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich euch in die heilige Schrift, so wie ihr an der heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben. Kunst und Geschichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kastanienbäumen dicht an den felsigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächsen besetzten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele

Hütten, in denen sich Fischer, Hirten und Winzer aufhielten. Unsre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich versehn, und unser Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch sonst nicht an mannichfaltigen Gegenständen, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und seine Bedürfnisse erhoben, und es zu einem angemessenen Zustande vorzubereiten, ihm den lautern Genuß seiner vollen, eigenthümlichen Natur zu versprechen und zu gewähren schienen. Man sah steinerne Menschen-Bilder, mit Geschichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichsten Figuren, und andere Geräthschaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben seyn mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen von Buchstaben die Kenntnisse und Gesinnungen, die Geschichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künstlichen Ausdrücken

bewahrt ſtanden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand geſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

. . .

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten die Erwartung, weil hier alles aufgelöſt, und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Oſterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung,

lung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Ofterdingen die der Poeſie, niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer ſehen, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freunde des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweiten Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheit darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen ge-

wöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.

Ich will den Verſuch machen, ſo viel es mir aus Geſprächen mit meinem Freunde erinnerlich iſt, und ſo viel ich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſehen kann, dem Leſer einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theils von dieſem Werke zu verſchaffen.

Dem Dichter, welcher das Weſen ſeiner Kunſt im Mittelpunkt ergriffen hat, erſcheint nichts widerſprechend und fremd, ihm ſind die Räthſel gelöſt, durch die Magie der Fantaſie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verſchwinden, und alles verwandelt ſich in Wunder: ſo iſt dieſes Buch gedichtet, und beſonders findet der Leſer in dem Mährchen, welches den erſten Theil beſchließt, die kühnſten Verknüpfungen; hier ſind alle Unterſchiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erſcheinen, und eine Welt der andern als feindſelig begegnet. Durch dieſes Mährchen wollte ſich der Dichter haupt-

ſächlich den Übergang zum zweiten Theile machen, in welchem die Geſchichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichſten in das Wundervollſte überſchweift, und ſich beides gegenſeitig erklärt und ergänzt; der Geiſt, welcher den Prolog in Verſen hält, ſollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und dieſe Stimmung, dieſe wunderbare Anſicht der Dinge fortſetzen. Durch dieſes Mittel blieb die unſichtbare Welt mit dieſer ſichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieſer ſprechende Geiſt iſt die Poeſie ſelber, aber zugleich der ſideriſche Menſch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren iſt. In folgendem Gedichte, welches ſeine Stelle im Oſterdingen finden ſollte, hat der Verfaſſer auf die leichteſte Weiſe den innern Geiſt ſeiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüſſel aller Kreaturen,
Wenn die, ſo ſingen oder küſſen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben

Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte, das junge Mädchen, welches Cyane heißt, iſt nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern; ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern; ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführt; einen Bruder hat ſie früh verlohren; einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich, und mit dem Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte,

als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem entlegenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über den leztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte,
Unſre Gärten, unſre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte;
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Glut.

Tauſend zierliche Gefäße
Einſt bethaut mit tauſend Thränen,

Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unserm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunkeln Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt' er auch ohn' Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Gestirne Riesengeister,
Wunderlich gesellt;
Holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verliebte Greise
Sitzen hier in Einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen fort zu gehen,
Wer an unsern vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
Keine Wunden mehr zu sehen,
Keine Thränen abzuwischen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte
Und versenkt in seliges Schauen
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloses Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in diesem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust räthselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch.
Wir nur sind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erst die Liebe, Leben;
Innig wie die Elemente
Mischen wir des Daseins Fluten,
Brausend Herz mit Herz.
Lüstern schreiben sich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiser Wünsche süßes Plaudern
Hören wir allein, und schauen
Immerdar in selge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles was wir nur berühren
Wird zu heißen Balsamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüsten,
Opfer kühner Lust.

Immer wächst und blüht Verlangen
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu seyn;
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,
Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erlosch;
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüthe
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heilger Wehmuth ſüße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Gluth.
Wunden giebt's, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſrer aller Herzen,
Löſt uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ozean des Lebens,
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,
Und der Geiſt des höchſten Strebens
Taucht in unſre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken ſaubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsroſen auf den Wangen,
Schwebt in's bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
Gern das bleiche Dasein missen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt Geliebte doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden:
Lernt den Sinn des Todes fassen,
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen, aus dem stillen Tode sollte sich das höchste Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und selbst mit ihnen gesprochen. Das

Buch ſollte faſt dramatiſch werden, und der epiſche Ton gleichſam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet ſich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird, er ſieht ſich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben; er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt, hier erſcheint als Epiſode die Liebe eines vornehmen Piſaners zu einem Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie. Ritterſpiel. Geiſt der bacchiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger, Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn.“ — In Piſa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter

Freund wird. Auch nach Loretto kömmt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit einem Griechen über die Moral. Alles wird ihm aus jener Zeit gegenwärtig; er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehen. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Famile des morgenländiſchen Mädchens (ſ. den 1. Th.); die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme. Perſiſche Mährchen. Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-

Charakter behalten, und an die blaue Blume erinnern: durchaus ſollten zugleich die entfernteſten und verſchiedenartigſten Sagen verknüpft werden, griechiſche, orientaliſche, bibliſche und chriſtliche, mit Erinnerungen und Andeutungen der indiſchen, wie der nordiſchen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römiſchen Geſchichte.

Mit Erfahrungen geſättigt, kehrt Heinrich nach Deutſchland zurück. Er findet ſeinen Großvater, einen tiefſinnigen Charakter; Klingsohr iſt in ſeiner Geſellſchaft. Abendgeſpräche mit den beiden.

Heinrich begiebt ſich an den Hof Friedrichs; er lernt den Kaiſer perſönlich kennen. Der Hof ſollte eine ſehr würdige Erſcheinung machen: die Darſtellung der beſten, größten und wunderbarſten Menſchen, aus der ganzen Welt verſammelt, deren Mittelpunkt der Kaiſer ſelbſt iſt. Hier erſcheint die größte Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über

Kaiserthum, dunkle Reden von Amerika und Ost-Indien. Die Gesinnungen eines Fürsten. Mystischer Kaiser. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weise als im ersten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geschichte und Poesie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in sein Gemüth zurück. Aus dem Verständniß der Welt und seiner selbst entsteht der Trieb zur Verklärung; die wunderbarste Märchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verständniß völlig geöffnet ist.

In der Manessischen Sammlung der Minnesänger finden wir einen ziemlich unverständlichen Wettgesang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohrs mit andern Dichtern; statt dieses Kampfspieles wollte der Verfasser einen andern seltsamen poetischen Streit darstellen, den Kampf des guten und bösen Prinzips in Gesängen der Religion und Irreligion, die unsichtbare Welt der sichtbaren entgegen gestellt. "In bachischer Trun-

Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthusiasmus um den Tod.“ Wissenschaften werden poetisirt, auch die Mathematik streitet mit. Indianische Pflanzen werden besungen; Indische Mythologie in neuer Verklärung.

Dieses ist der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Übergang zu seiner eignen Verklärung. Hier ist die Auflösung des ganzen Werks, die Erfüllung des Mährchens, welches den ersten Theil beschließt. Auf die übernatürlichste und zugleich natürlichste Weise wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwischen Fabel und Wahrheit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist eingefallen: Glauben, Fantasie, Poesie schließen die innerste Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur, wie sie seyn könnte, in eine allegorische, nachdem er mit Klingsohr über einige sonderbare Zeichen und Ahndungen gesprochen hat. Diese erwachen hauptsächlich bei einem alten Liede, welches er zufällig singen hört, in welchem ein tiefes Wasser an einer verborgenen Stelle beschrieben wird. Durch diesen Ge-

ſang erwachen längſtvergeſſene Erinnerungen; er geht nach dem Waſſer, und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wiederfinden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben, mit dem Bedeuten, er ſolle ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſei. Heinrich geht zum Kaiſer, welcher hoch erfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum Leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde; dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelaſſen ſei. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über

die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, wie in unſrer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. "Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne, Elemente, Töne, Farben kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie ein Geſchlecht." — "Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen." — "Die Mährchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Mährchen angeſehen." Er findet die blaue Blume; es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat, ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge, und verjüngt ihn. — "Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldene Zeit am Ende." — "Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt. Die Geſchichte des Orpheus, der Pſyche, und andere werden beſungen." —

Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöst Mathilden von ihrem Zauber, aber sie geht ihm wieder verlohren; er erstarrt im Schmerz und wird ein Stein. "Edda, (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert sich an dem Steine, er verwandelt sich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt sich mit ihm, er wird ein goldner Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Mensch. Während dieser Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Gespräche.

Er ist glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane ist. Das froheste Fest des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod. Letzter Traum und Erwachen." Klingsohr kömmt wieder als König von Atlantis. Heinrichs Mutter ist Fantasie, der Vater ist der Sinn, Schwaning ist der Mond, der Bergmann ist der Antiquar, auch zugleich das Eisen. Kaiser Friedrich ist Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder." Alles fließt in

eine Allegorie zuſammen. Tyane bringt dem Kaiſer den Stein; aber Heinrich iſt nun ſelbſt der Dichter aus jenem Mährchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das ſelige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechſel der Jahreszeiten unterworfen iſt. Heinrich zerſtört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeſchrieben iſt, ſollte das ganze Werk beſchloſſen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weißſagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gaſt erſt den geſelligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenſter,
Und in des Jünglings Bruſt tobte verzehrende Glut.
Edda, ſagte der König, was iſt des liebenden Herzens
Innigſter Wunſch? was iſt ihm der unſäglichſte Schmerz?

Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht iſt unſer, und herrlich
Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückſt. —
"Wären die Zeiten nicht ſo ungeſellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit ſich;
Schlöſſe Frühling ſich an Herbſt, und Sommer an Winter,
Wäre zu ſpielendem Ernſt Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein ſüßer Gemahl, verſiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunſch wäre dem Herzen gewährt."
Alſo die Königin; freudig umſchlang ſie der ſchöne Geliebte:
Ausgeſprochen fürwahr haſt du ein himmliſches Wort,
Was ſchon längſt auf den Lippen der tiefer Fühlenden ſchwebte,
Aber den deinigen erſt rein und gedeihlich entklang.
Führe man ſchnell den Wagen herbei, wir holen ſie ſelber,
Feſtlich die Zeiten des Jahrs, dann auch des Menſchengeſchlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und holen zuerſt den Tag, dann zur Nacht; dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden; von Oſten bringen ſie den Frühling, von Weſten den Herbſt. Dann eilen ſie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft.

Dieſes iſt, was ich dem Leſer aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieſer großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poeſie geweſen ſeyn. Ich habe in dieſer Anzeige lieber trocken und kurz ſeyn wollen, als in die Gefahr gerathen, von meiner Fantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

L. T.

Novalis Schriften.

Zweiter Theil.

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin, 1805.

In der Realschulbuchhandlung.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Vorrede nebst dem Schmutztitel gehören zum ersten Theil des Werks.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Strahlen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerſte Seele athmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt, und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, ſaugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgeſtaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den ſinnvollen Augen, dem ſchwebenden Gange, und den zartgeſchloſſenen, tonreichen Lippen. Wie ein Kö-

nig der irdiſchen Natur ruft es jede Kraft zu zahlloſen Verwandlungen, knüpft und löſt unendliche Bündniſſe, hängt ſein himmliſches Bild jedem irdiſchen Weſen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unausſprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft verſenkt: wüſt und einſam iſt ihre Stelle. In den Saiten der Bruſt weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunterſinken, und mit der Aſche mich vermiſchen. — Fernen der Erinnerung, Wünſche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen ſchlug die luſtigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu ſeinen Kindern wiederkommen, die mit der Unſchuld Glauben ſeiner harren?

Was quillt auf einmal ſo ahndungsvoll unterm Herzen, und verſchluckt der Wehmuth

weiche Luft? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüths hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernſtes Antlitz ſeh' ich, froh erſchrocken, das ſanft und andachtsvoll ſich zu mir neigt, und unter unendlich verſchlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindiſch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und geſegnet des Tages Abſchied! — Alſo nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, ſäeteſt du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmliſcher, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter ſehen ſie, als die bläſſeſten jener zahlloſen Heere; unbedürftig des Lichts durchſchaun ſie die Tiefen eines lieben-

den Gemüthes, was einen höhern Raum mit unſäglicher Wolluſt füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin ſeliger Liebe! Sie ſendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du haſt die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menſchen gemacht. Zehre mit Geiſterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich miſche, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdiſchen Gewalt? Unſelige Geſchäftigkeit verzehrt den himmliſchen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemeſſen ward dem Lichte ſeine Zeit; aber zeitlos und raumlos iſt der Nacht Herrſchaft. — Ewig iſt die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu ſelten nicht der Nacht Geweihte in dieſem irdiſchen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen

dich und wiſſen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt, und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann, und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg; einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht

konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloschnen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Fesſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich: die Gegend hob ſich ſacht empor, über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugebohrner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit, ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halſe weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erſte, einzige Traum, und erſt ſeitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und ſein Licht, die Geliebte.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen seyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krisallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe

Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß sie geziert?

Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögeſt in dir ſelbſt, im endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich ich war, eh du wareſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl' ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Ent-

fernung von unſrer Heimath, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegesfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern

Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und sterbe die Nachte
In heiliger Glut.

5.

Über der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Uber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Urshöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und

deſſen Verwandten, die fröhlichen Menſchen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kryſtallenen Grotten ſchwelgte ein üppiges Volk. Flüſſe, Bäume, Blumen und Thiere hatten menſchlichen Sinn. Süßer ſchmeckte der Wein von ſichtbarer Jugendfülle geſchenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachſend in vollen goldenen Garben; der Liebe heilger Rauſch, ein ſüßer Dienſt der ſchönſten Götterfrau. Ein ewig buntes Feſt der Himmelskinder und der Erdbewohner rauſchte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geſchlechter verehrten kindlich die zarte, tauſendfältige Flamme, als das höchſte der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entſetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tiſchen trat.
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten ſelbſt die Götter keinen Rath,
Der die beklemmte Bruſt mit Troſt erfüllte.
Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad
Deß Muth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;

Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnrung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthſelt blieb die ewge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freyeren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen

Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen: den Schleyer der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit

niegesehenem Angesicht die neue Welt: In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter: geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsseligen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche

Worte und der Bothschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund:
Du bist der Tod, und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan, das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröhliche Bothschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls: er starb in jungen Jahren, weggerissen

von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe löſende Hand, und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimniß: himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erſtieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der

Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehen dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn, und sich mit dir; sehen dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menschheit, und der goldnen Zukunft unversieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmlischem Triumphe; sie war die Erste in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entflossen seitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung sich, und tausende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmlischen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmlischen Todes, und sind in Ewigkeit dein.

Gehoben ist der Stein,
Die Menschheit ist erstanden:
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.

Der herbſte Kummer feucht
Der deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle,
Die Jungfraun ſind zur Stelle,
Um Öl iſt keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich;
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahndungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heilges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So Manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehrt;

Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Der Schmerz, wer liebend glaubt!
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Lieb' iſt frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.

Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.
Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.

Gelobt ſey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangeſtellt:
Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimat gehn,
Um dieſe heilge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Ängſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erſchien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.

Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß.
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt,
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind:
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.

Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerdte
Verſchlang der Hoffnung Überreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menſchenſohn, voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſahn wir erſt den Himmel offen,
Als unſer altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein ſelger Traum,
Und, ewger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

II.

Fern im Oſten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſelges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind.

Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Überall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ewgen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ewgen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden,
Gottheit die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime raſch geweckt,
Und ſo laß im vollen Gottes-Garten,
Treu uns jede Knoſp' und Blüthe warten.

III.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten,
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im ſtillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,

Und nur blieb vor Angſt und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geſchoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,

Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;

Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.'
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung

Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch

Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,

Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

VIII.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von Ferne mir.
Heilge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.
O! daß dieſes Herz nicht bricht,
Meine Augen ſich nicht ſchließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Nahme ſo verfallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen
Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterirdſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.
Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüſten,
Alle Menſchen würden Chriſten,
Ließen alles andre ſtehn;

Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und in bitterm Weh vergehn.

IX.

Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Ich sag' es jedem, jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,
Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

X.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſteht und locket
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

XI.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hat's ergriffen,
Und was er hat, iſt nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Nahme wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze
Und Der nach einem Lorbeerzweig,

Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein jeder, keiner reich.

Hat er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus dieſem Leben
In bittrer Quaal verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn nichts geleſen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmliſch gut er uns geweſen,
Und welches Gut er uns beſcheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn geneſen ſind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Bothſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,

Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du giebſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt du mir bei.

XII.

Wo bleibſt du Troſt der ganzen Welt?
Herberg' iſt dir ſchon längſt beſtellt.
Verlangend ſieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen ſich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gieb ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Schaam
Hielt ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn
Und laß ihn ſo herniederr ziehn.

In kühlen Strömen ſend' ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Öl, in Klang und Thau
Durchdring' er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt
Den Heiland lieblich zu empfahn
Und beut die vollen Brüſt' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es iſt das erſte Jahr der Welt,
Die ſich dies Kind erſt ſelbſt beſtellt.

Die Augen ſehn den Heiland wohl,
Und doch ſind ſie des Heilands voll,
Von Blumen wird ſein Haupt geſchmückt,
Aus den'n er ſelbſt holdſelig blickt.

Er iſt der Stern, er iſt die Sonn',
Er iſt des ewgen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert ſein kindlich Angeſicht.

In allen Dingen ſein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all' herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank,
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächst je mehr und mehr,
Ein düstrer Gram bedrückt uns sehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirst du ihn wieder sehn.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unser Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst in unserm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt.

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,

Lispelt Muth und Troſt uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie beſtrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünſtig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan ſeines Geiſtes höchſter Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, ſiehſt du in mir.
Laß, ſüße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daſeyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick ſey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, ſah ich dich
So ſchön, ſo herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen

Wollt' des Geſpielen ſich erbarmen;
Du aber hobſt den hehren Blick
Und gingſt in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich, Armer, dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnſucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruheſtellen?
Gebenedeite Königinn
Nimm dieſes Herz mit dieſem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königinn,
Wie ich ſo ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht ſchon ſeit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich ſchon Milch aus deiner ſel'gen Bruſt.

Unzähligmal ſtandſt du bei mir,
Mit Kindesluſt ſah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wieder fände;

Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich: o himmelſüße Zeit!

Fern ſteht nun dieſe ſel'ge Welt,
Gram hat ſich längſt zu mir geſellt,
Betrübt bin ich umher gegangen,
Hab' ich mich denn ſo ſchwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus dieſem ſchweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz ſchaun,
Und deinem Beiſtand feſt vertraun,
So löſe doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindeslieb' und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,

Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Vermiſchte Gedichte.

I.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und, wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſt, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt.
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,
Der ihm der ſauern Wallfahrt Ende
Und ſeines Vaters Wohnung weiſ't.

Du knieſt auf meinem öden Grabe,
So öffnet ſich der heilge Mund,
Du biſt der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab' ich ein himmliſch Buch geſehn,
Und konnte nun durch dieſe Gabe
In alle Kreaturen ſehn.

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn.
In dieſem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote ſollſt du ſeyn.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott ſey mit dir! Geh hin und waſche
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ewgen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Das tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

II.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht wie die meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die dargebotne Recht' ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.
Reichfarbig wird ſich dieſe Knoſp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden
Was seinem Geist sich längst vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel still bedachte,
O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienstab sich neigte
Der Lust und Leben kranken Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen seyn.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sey Bruder mir, und wende
Den Blick, vor deinem Ende,

Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

IV.

Alle Menſchen ſeh' ich leben,
Viele leicht vorüber ſchweben,
Wenig mühſam vorwärts ſtreben,
Doch nur Einem iſt gegeben
Leichtes Streben, ſchwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit ſind ſie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Endlich unters Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Überfluß,
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

V.

Es färbte ſich die Wieſe grün
Und um die Hecken ſah ichs blühn;
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen,
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;

Sie ſchienen gern ſich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich ſcheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

So dacht' ich: iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waaren
Und Blüthen ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Geſträuch,
Der Baum nimmt thieriſche Gebehrden,
Das Thier ſoll gar zum Menſchen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Wie ich ſo ſtand und bei mir ſann,
Ein mächtger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen,
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.

Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Uns barg der Wald vor Sonnenſchein:
Das iſt der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich ſah, daß jetzt auf Erden
Die Menſchen ſollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

VI.

Der Himmel war umzogen,
Es war ſo trüb' und ſchwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb ſein ſeltſam Spiel.

Ich ſchlich in tiefem Sinnen,
Von ſtillem Gram verzehrt. —
Was ſoll ich nun beginnen?
Mein Wunſch blieb unerhört.

Wenn Menſchen könnten leben
Wie kleine Vögelein,

So wollt' ich zu ihr ſchweben,
Und fröhlich mit ihr ſeyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchte und Kränze.
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe ſproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war ſo bang zu Muthe,
Da ſprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich ſeine Ruthe
Und ſah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht ſo,
Kannſt meine Gerte nehmen,
Dann wirſt du wieder froh.

Ich nahm ſie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und ſtille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich ſo bei mir dachte:
Was ſoll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büſchen ſachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie ſchien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen ſah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold beſtreut.

Ich nahte mich ihr leiſe
Und traf ſie mit den Zweig:
So wunderbarer Weiſe
Ward ich unſäglich reich.

Die Lehrlinge zu Sais.

I.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehn; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Äußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und geſtrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilſpänen um den Magnet her, und ſonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüſſel dieſer Wunderſchrift, die Sprachlehre derſelben; al-

lein die Ahndung will ſich ſelbſt in keine feſte Formen fügen, und ſcheint kein höherer Schlüſſel werden zu wollen. Ein Alcaheſt ſcheint über die Sinne der Menſchen ausgegoſſen zu ſeyn. Nur augenblicklich ſcheinen ihre Wünſche, ihre Gedanken ſich zu verdichten. So entſtehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten ſchwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich ſagen: die Unverſtändlichkeit ſey Folge nur des Unverſtandes; dieſer ſuche, was er habe, und alſo niemals weiter finden könne. Man verſtehe die Sprache nicht, weil ſich die Sprache ſelber nicht verſtehe, nicht verſtehen wolle; die ächte Sanſcrit ſpräche, um zu ſprechen, weil Sprechen ihre Luſt und ihr Weſen ſey.

Nicht lange darauf ſprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft ſpricht, iſt des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimniſſen dünkt uns ſeine Schrift, denn ſie iſt ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unſerm Lehrer ſprach gewiß die Stimme, denn er verſteht die Züge zu verſammeln, die überall zerſtreut ſind. Ein eignes Licht entzündet ſich in ſeinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unſern Augen ſpäht, ob auch in uns aufgegangen iſt das Geſtirn, das die Figur ſichtbar und verſtändlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, ſo tröſtet er uns, und verheißt dem ämſigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beſchäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen ſah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. Ins Luftmeer ſah er ohne Raſt, und ward nicht müde ſeine Klarheit, ſeine Bewegungen, ſeine Wolken, ſeine Lichter zu betrachten. Er ſammelte ſich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte ſie auf mannichfache Weiſe ſich in Reihen. Auf Menſchen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres ſaß er, ſuchte Muſcheln. Auf ſein Gemüth und ſeine Ge-

danken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Sterne, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden, und erscheinen lassen konnte, und

griff ſo ſelbſt in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun ſeitdem aus ihm geworden iſt, thut er nicht kund. Er ſagt uns, daß wir ſelbſt, von ihm und eigner Luſt geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen ſey. Mehrere von uns ſind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück, und lernten ein Gewerbe treiben. Einige ſind von ihm ausgeſendet worden, wir wiſſen nicht wohin; er ſuchte ſie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erſt da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, ſo wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte ſeine Haut, und ſeine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unſere Blumen, Steine, Federn alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird es wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns

wohnen, dann hören die Lehrstunden auf. — Einen schickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig sah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Krystalle suchten oder Blumen. In die Ferne sah er schlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles so leicht. Doch hatte keiner einen solchen Trieb und solche Lust am Sehen und Hören. Seit einer Zeit, — vorher eh jenes Kind in unsern Kreis trat, — ward er auf einmal heiter und geschickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder und die Nacht brach ein. Wir waren seinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmrung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsre Mitte trat er bald, und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von sel-

ſamer Geſtalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann ſah er uns mit naſſen Augen an, und legte dieſes Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen ſich berührten.

Ich werde dieſer Augenblicke nie fortan vergeſſen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehn eine hell. Ahndung dieſer wunderbaren Welt in unſern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeſchickter als die Andern, und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Hauſen und Figuren in den Sälen, allein mir iſt, als wären ſie nur Bilder, Hüllen, Zierden, verſammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieſes liegt mir immer in Gedanken. Sie ſuch'

ich nicht, in ihnen ſuch' ich oft. Es iſt, als ſollten ſie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau ſteht, nach der mein Geiſt ſich ſehnt. Mir hat der Lehrer nie davon geſagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt ich jenes Kind gefragt, in ſeinen Zügen fand ich Verwandtſchaft; auch ſchien in ſeiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, ſicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Buſen offen, die Zunge frey geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht ſo. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir ſcheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir ſelber zu geſtehen, allein zu innig dringt ſich mir der Glauben auf: einſt find' ich hier, was mich beſtändig rührt; ſie iſt zugegen. Wenn ich mit dieſem Glauben hier umher gehe, ſo tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zuſammen, und alle ſind nach Einer Gegend hin

gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb; und was mir seltsam noch erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er ist mir just so unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er versteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunsch gesprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu diesen Wohnungen, zu dieser heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will also meine Figur beschreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will, ist kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menschen darauf dachten, die mannichfachen Gegenstände ihrer Sinne mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen, und sich entgegen zu setzen. Durch Übung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtstrahls vergleichen kann. So hat sich auch nur allmählich unser Innres in so mannichfaltige Kräfte zerspaltet, und mit fortdauernder Übung wird auch diese Zerspaltung zunehmen. Vielleicht ist es nur krankhafte Anlage der späteren Menschen, wenn sie das Vermögen verlieren, diese zerstreuten Farben ihres

Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Außerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Ver-

hältniß zu seinen Bewohnern, und seiner Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigten, und daß sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns aufsuchten. Bemerklich ist hier die gemeinschaftliche Ahndung desselben im Flüssigen, im Dünnen, Gestaltlosen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der festen Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlassen. Früh genug stieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Gestalten-Erklärung aus jenen gestaltlosen Kräften und Meeren. Er versuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu lösen, indem er die ersten Anfänge zu festen, gestalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus diesem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenwesen,

anziehender und abstoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man statt wissenschaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menschen, Götter und Thiere als gemeinschaftliche Werkmeister, und hört auf die natürlichste Art die Entstehung der Welt beschreiben. Man erfährt wenigstens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Ursprungs derselben, und auch für den Verächter der regellosen Erzeugnisse der Einbildungskraft ist diese Vorstellung bedeutend genug. Die Geschichte der Welt als Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung, und leichter Überzeugung beständig den Vorrang gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst an die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschließen, und letztere am wil-

ligſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; da-

gegen' sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weißsagte, jeden Gast willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt, und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem

Gotte

Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas überſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir es ſey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Äußerung unſrer Sympathie mit ihr: nur ſucht der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der

Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehn mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender

Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andere sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das große Werk; die einen suchten die verstummten und verlohrnen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachen die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen, alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde

den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Fantaſieen wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmälich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte und

ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und gern auch das ſeinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen her-

vorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet ſicher unſägliche Schätze, das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerinn des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der los ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth,

das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weise scheint es, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehn zu wollen. Kein Sinn muß schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erschlafft seyn. So wie man einen künftigen Mahler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachfragt, auf alles achtet, jedes merkwürdige zusammenträgt und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Aus-

gang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Übermuths, eine unglücksschwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grausendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite,

denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſey ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel: denn jeder Reiz ſcheine ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine ſchreckenvolle Nacht mit ſich fortreiße. Hier ſey die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen, und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären. Nur innre Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämmtlichen Menſchen durch einen großen gemeinſchaftlichen Entſchluß aus dieſer peinlichen Lage, aus dieſem furchtbaren Gefängniſſe rei-

ßen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane, durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Überbleibsel eines schrecklichen Mahls?

Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten,

Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beizukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um sie, wie jenen feuerspeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschenkindern. Entfernte Brüder sind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unsers Lebens werden, und dann können wir durch unsere Sklaven ein neues Dschinnistan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehen, sie soll an uns sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buße werden. In den begeisternden Gefühlen unsrer Freiheit laßt

uns leben und ſterben, hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu ſetzen.

Sie haben recht, ſprechen Mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähn; er iſt der große Zauberſpiegel, in den rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehn wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauſpiels: und treten wir von dieſen Blicken voll in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht

erſt lange nachzuforſchen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug, um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Fantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt

ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſeyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortreten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft: um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch, als Sinnbild ſeines Gemüths, das ſich mit ihm in unbeſtimmbare Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und

einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannichfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innre Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander brechenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überſchauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich geſenkt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine großen Fortſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung, und fühlſt du nicht das Gebot

der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnsucht deine Brust erfüllen? Wie kannst du nur in der Einsamkeit sitzen? Sitzt die Natur einsam? Den Einsamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menschen wird er einheimisch, der Geist, der sich mit tausend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unsichtbare Geliebte dich umgiebt. Bey unsern Festen löst sich seine Zunge, er sitzt oben an und stimmt Lieder des fröhlichsten Lebens an. Du hast noch nicht geliebt, du Armer; beim ersten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tausend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen, horche wohl.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maaßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still vor sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren,

waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen

Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hieß sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeyliefen, da sahen sie die Beiden stehn, und lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundinn der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln

nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; ſo erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, ſo riefs von allen Seiten: Roſenblüthchen iſt mein Schätzchen! Nun ärgerte ſich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eidexchen geſchlüpft kam, ſich auf einen warmen Stein ſetzte, mit dem Schwänzchen wedelte und ſang:

Roſenblüthchen, das gute Kind,
Iſt geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter ſey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geſchwind;
Merkt ſie aber das fremde Geſicht,
Denkt nur an, da erſchrickt ſie nicht,
Fährt, als merkte ſie kein Wort,
Immer nur mit Küſſen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbey. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erſtaunlich weit gereiſt, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entſetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und ſeltſame Figuren hineinge-

webt. Er ſetzte ſich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth ſehr neugierig, und ſetzte ſich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er ſeinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, ſo hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erſtaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und iſt drey Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Roſenblüthchen hat genug den alten Hexenmeiſter verwünſcht, denn Hyacinth iſt ganz verſeſſen auf ſeine Geſpräche geweſen, und hat ſich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speiſe zu ſich genommen. Endlich hat jener ſich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelaſſen, das kein Menſch leſen konnte. Dieſer hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann iſt er tiefſinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen

Lebenswandel begonnen. Roſenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er ſich wenig aus ihr gemacht, und iſt immer für ſich geblieben. Nun begab ſichs, daß er einmal nach Hauſe kam und war wie neu geboren. Er fiel ſeinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, ſagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich geſund werden müßte, das Buch hat ſie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Roſenblüthchen. Ich hätte ſie gern geſprochen, *ich weiß nicht, wie mir iſt*, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, ſo kommen gleich mächtigere Gedanken dazwiſchen, die Ruhe iſt fort, Herz und Liebe mit, ich muß ſie ſuchen gehn. Ich wollt' euch gern ſagen, wohin, ich weiß ſelbſt nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verſchleyerte Jungfrau. Nach der iſt mein Gemüth entzündet. Lebt

wohl. Er riß ſich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergoſſen Thränen. Roſenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis): Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten, manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen ſich ihm in den Weg, es ſtürmte immerfort; dann fand er unabſehliche Sandwüſten, glühenden Staub, und wie er wandelte, ſo veränderte ſich auch ſein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innre Unruhe legte ſich, er wurde ſanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leiſen, aber ſtarken Zuge, in den ſein ganzes Gemüth ſich auflöſte. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büſche lock-

ten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht, ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und doch erfüllten ſie auch ſein Herz mit grünen Farben und kühlem, ſtillen Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe. Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nahe am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Iſis? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend

gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reitzenden Klängen und in abwechselnden Accorden. Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in niegesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleyer, und

Rosenblüthchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Rosenblüthchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfaltigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und in mannichfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze, und sahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um sich her zu. Die Übrigen

klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte, herrliche Leben im Schooße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch, sagten sie, die innre Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen umher. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er sucht, was wir nicht wissen und ahnden können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wollust, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine

ſo wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden des Waſſers ſind ihm nicht fremd, in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernte er nur einmal fühlen! Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchönern, kräftigern Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klärer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels und vergäße alle thörichten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch die hohen Fenſter, und in ein ſanftes Säuſeln verlor ſich der Lärm des Geſprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Geſtalten, die lieblichſte Wärme verbreitete ſich über alle, und der wunderbarſte Naturgeſang erhob ſich aus der tiefſten Stille. Man hörte Menſchenſtimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reiſende ſetzten ſich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landſchaft lag in ſchöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor ſich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannichfaltige Speiſen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Geſpräch unter ihnen.

Auf alles, was der Menſch vornimmt, muß er ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, ſagte endlich der Eine, und wenn er dieſes gethan hat, ſo entſtehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrneh-

mungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest stach, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elastischen Medium erregt, oder seine Brechungen in demselben, oder überhaupt ein seltsames Spiel der Wellen dieses Meers mit der starren Aufmerksamkeit zu seyn. Höchst merkwürdig ist es, daß der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigenthümlichkeit, seine specifische Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sey er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt

erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig, und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich der Menſch in einem innig lebendigen Zuſtande zwiſchen zwei Welten in der vollkommenſten Freiheit und dem freudigſten Machtgefühl. Es iſt natürlich, daß der Menſch dieſen Zuſtand zu verewigen und ihn über die ganze Summe ſeiner Eindrücke zu verbreiten ſucht; daß er nicht müde wird, dieſe Aſſociationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Geſetzen und ihren Sympathieen und Antipathieen nachzuſpüren. Den Inbegriff deſſen, was uns rührt, nennt man die Natur, und alſo ſteht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unſers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen un-

ſers Körpers laſſen unbekannte und geheimnißvolle Verhältniſſe der Natur vermuthen, und ſo iſt die Natur jene wunderbare Gemeinſchaft, in die unſer Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße ſeiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpeeielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wieſern unſre Gedanken und die Intenſität unſrer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhältniſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannichfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammenhang unſers Körpers verſuchen, und ſeinen Verſtand zum

Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in dieſem Geſchäft, ſo wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und ſie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau bemerken, und ſollten dadurch abermals neue Gedanken entſtehn, auch dieſen zuſehn, um ſo allmählich ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung, die mit jedem Eindruck beſtändig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige Bewegungen, als Buchſtaben der Natur, herausgebracht, ſo würde das Dechiffriren immer leichter von ſtatten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubrin-

bringen und Naturcompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſagte ein Anderer, ſo aus den äußerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammen ſetzen zu wollen, und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedener Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laß es gewagt ſeyn, ſprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt iſt, das der kühne Fiſcher auswirft, deſto glücklicher iſt der Fang. Man ermuntre nur jeden, ſeinen Gang ſo weit als möglich fortzuſetzen, und jeder ſey willkommen, der mit einer neuen Fantaſie die Dinge überſpinnt. Glaubſt du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Syſteme ſeyn werden, aus denen der künftige Geograph der

Natur die Data zu ſeiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und dieſe Vergleichung wird uns das ſonderbare Land erſt kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verſchieden ſeyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Inſtrument fantaſiren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt, und weißſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehn laſſen, und

die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menſchen ſeyn kann, begann ein ſchöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befinde, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Un-

gang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarreriken. Der unerſchöpfliche Reichthum ihrer Fantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blikkende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann, aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſt, von geliebten Gegenden herweht und mit tauſend dunkeln, wehmüthigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzu-

löſen ſcheint? Fühlt nicht ſo auch im jungen, beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Üppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Übertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Fantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Fantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche

Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte, und freuen ſich ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in ſeine Wellen hinabſchaue, und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Thiere verſtehn. — Ob jemand die Steine und Geſtirne ſchon verſtand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieſer ein erhabnes

Weſen geweſen ſeyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames Verſtändniß der Steinwelt hervor, und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabne wirkt verſteinernd, und ſo dürften wir uns nicht über das Erhabne der Natur und ſeine Wirkungen wundern, oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſeyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Über dieſe Rede war der, welcher zuerſt geſprochen hatte, in tiefe Betrachtung geſunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte ſich mit ſüßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn ſagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen

Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind, und den nothwendigen Bedingungen dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen, denn wahrhaftig die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Function ſeines Daſeyns, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkte zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel, die Erzeugungsgeſchichte der Natur, und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer innern Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang

ſeiner Gedankenwelt in ſich, und ihre Harmonie mit dem Univerſum, bildet ſich von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſeyn.

Ja, ſagte der Zweite, nichts iſt ſo bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Überall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte thätig, und ſo repräſentirt und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zuſammen, und iſt, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur

eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht, ja man möchte ſagen die Natur tanzt, und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das Gedeihen dieſer menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art

nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabene Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrt, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu bewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andre Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo, ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind geſchäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtſchaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollſtändigkeit und der Continuität alles Einzelnen

überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt, und gehn dann an dieſem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrinthiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden, dieſem zum Troſt gleichſam, den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit

in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen, und dem Dienſte der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur, und thun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dich-

ter, und ſucht durch ſeine Geſänge dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt ſich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wolluſt, ſich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln lockenden Schooß der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verſchlukkender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen heruntertaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborne Kind luſtiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Urſprung nicht verläugnen, und zeigt ſich als Element der

Liebe und der Miſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich ſie haben von einem höhern Waſſer, als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen. In jenem offenbaret ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft, und manchem iſt dieſe Ahndung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbaret ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als die Flut jenes unſichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehn

an den berauſchenden Flüſſen, und hören nicht das Wiegenlied dieſer mütterlichen Gewäſſer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie dieſe Wellen, lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden; liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels, und erſt in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reitzendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höhern Menſchheit ſeyn ſollten, werden mit Schaamloſigkeit und

ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder Strom verſpricht ihnen, in die lunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht bloß Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, ſo verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgebor-

ner lernt nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein innres naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von ſelbſt, überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet und mit angeborner Zeugungsluſt, in inniger mannichfaltiger Verwandtſchaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, ſich mit allen Naturweſen vermiſcht, ſich gleichſam in ſie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er ſie ſtudirt, und freut ſich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerſchöpflichkeit im Genuſſe, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in ſeinen Genüſſen ſtöre. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungeſtört und aufmerkſam genug ſie beſchauen könne. Er fühlt ſich in ihr, wie am Buſen ſeiner züchtigen Braut, und vertraut auch

nur dieſer ſeine erlangten Einſichten in ſüßen vertraulichen Stunden. Glücklich preiſ' ich dieſen Sohn, dieſen Liebling der Natur, dem ſie verſtattet ſie in ihrer Zweyheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewigdauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüſſe, eine Kette der Wolluſt, und ſeine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus ſeyn.

Unter dieſer Rede hatte ſich der Lehrer mit ſeinen Lehrlingen der Geſellſchaft genähert. Die Reiſenden ſtanden auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfriſchende Kühlung verbreitete ſich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener ſeltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß ſich über die verſchiednen Geſtalten und Kleidungen aus. Es entſpann ſich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Muſik aus der Ferne ſich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus

Kryſtallſchaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und unentbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Weiſen unter unſern Vorfahren geweſen ſeyn mögen. Ihre Ausſprache war ein wunderbarer Geſang, deſſen unwiderſtehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und ſie zerlegten. Jeder ihrer Namen ſchien das Looſungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit ſchöpferiſcher Gewalt erregten dieſe Schwin-

gungen alle Bilder der Welterſcheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht ſagen, daß das Leben des Univerſums ein ewiges, tauſendſtimmiges Geſpräch ſey; denn in ihrem Sprechen ſchienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichſte vereinigt zu ſeyn. Die Trümmer dieſer Sprache, wenigſtens alle Nachrichten von ihr, aufzuſuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reiſe geweſen, und der Ruf des Alterthums hatte ſie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorſtehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art ſelbſt Aufſchlüſſe zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel ſchlafen, und ſeinen Lehrſtunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten was ſie wünſchten, und freuten ſich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geſchichten und Beſchreibungen vor ihnen ent-

wickelte. Endlich kam er auch auf das Geschäft seines Alters, den unterschiednen Naturſinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu schärfen, und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüthen und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemählde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas an-

ders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines solchen natürlichen Gemüths muß durch unablässigen Fleiß von Jugend auf, durch Einsamkeit und Stillschweigen, weil vieles Reden sich nicht mit der steten Aufmerksamkeit verträgt, die ein solcher anwenden muß, durch kindliches, bescheidnes Wesen und unermüdliche Geduld unterstützt und ausgebildet seyn. Die Zeit läßt sich nicht bestimmen, wie bald einer ihrer Geheimnisse theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erst im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forscher wird nie alt, jeder

ewige Trieb ist außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet diese Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einsicht, oder irgend einem menschlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geschlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsstriche hat es Menschen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen ausersehn und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniß bey großer Beredsamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Um-

gang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bey der Schifffahrt, bey der Viehzucht, bey den Erzgruben, und ſo bey vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwickelung dieſes Sinns am leichteſten und öfterſten ſtatt zu finden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntniß der Mittel, einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändniß mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwickeln, und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwickelung ſorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen ſuchen. Mit Hülfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bey jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und

dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente
vermischten Inhalts.

I.

Philoſophie und Phyſik.

Alles, was man denkt, denkt ſelbſt: iſt ein Denkproblem. —

Die abſtrakten Wörter ſind die Gasarten unter den Wörtern: das Unſichtbare. —

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wieder erſcheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, ſo im Anfang, wie bei vielen philoſophiſchen Syſtemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreſſivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie

haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu ſeyn. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ichs zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andre wahrhaft verſtehen lernen. —

Vor der Abſtraktion iſt alles eins, aber ein Chaos; nach der Abſtraktion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freye Verbindung ſelbſtſtändiger, ſelbſtbeſtimmter

Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannichfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung iſt die Probe des Rationalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage ſeyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey? —

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Lockes, den meiſten Bei-

ſall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jezt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den erſten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieſes Fundes ſtieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieſes Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jezt ſehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeuges neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten, und allgemeinſten Seiten der Menſchheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern ſo hoch geſchäzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unſre jetzigen genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schickſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo

das

das alles ſo gemein wäre, wie jezt Sittenſprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten. —

Der ächte Gewinſt bei Fichte und Kant iſt in der Methode in der Regulaciſation des Genies.

Aus Fichtes Vorausſetzung der Logik, und ſeiner Annahme Eines allgemein geltenden Gedankens, folgt ſeine ganze Philoſophie nothwendig. Angewandte Logik iſt die Wiſſenſchaftslehre. Daß die Philoſophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Weſen, ſie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wiſſenſchafts-Lehre iſt nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zuſammenſtimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rückſicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und deſſen, was ſie leiſten kann. —

Der Geiſt iſt die ſanktionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht. Das ſprechende Glied iſt das klügſte, und dünkt es ſich zu ſeyn; ſo der Geiſt. —

Der Wissenstrieb ist aus Geheimniß und Wissen wunderbar gemischt oder zusammengesezt. —

Die gewöhnliche Logik ist die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; sie enthält bloß die Verhältnisse der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Physiologie der Begriffe. Die logischen Begriffe verhalten sich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beschäftigt sich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphysik ist die reine Dynamik des Denkens, sie handelt von den ursprünglichen Denkkräften, sie beschäftigt sich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphysischen Begriffe verhalten sich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man sich über die beharrliche Unvollendung beider Wissenschaften, jede trieb ihr Wesen für sich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner passen. Gleich von Anfang suchte man sie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtschaft deutete; aber jeder Versuch

mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren wesentlichen Karakter einbüßte. Es blieb bei metaphysischer Logik und logischer Metaphysik, aber keine war, was sie seyn sollte. Der Physiologie und Psychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht besser. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts entstand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Massen thürmten sich stärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jetzt behaupten einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sey ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählich wachsen, und alles zu Einer untheilbaren Gestalt assimiliren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wissenschaft und Ein Geist, wie Ein Prophet und Ein Gott seyn. —

Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist; aus logischen Atomen baut er

ſein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunſtſtück an ihre Stelle zu ſetzen. Sein Ziel iſt ein unendliches Automat. Ihm entgegengeſetzt iſt der rohe, intuitive Dichter: dieſer iſt ein myſtiſcher Makrolog; er haßt Regel und feſte Geſtalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrſcht ſtatt ihrer in der Natur; alles iſt belebt, kein Geſetz; Willkühr und Wunder überall. Er iſt bloß dynamiſch. So regt ſich der philoſophiſche Geiſt zuerſt in völlig getrennten Maſſen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen dieſe Maſſen an ſich zu berühren, mannichfaltig genug; ſo wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beſchränkte entſteht, ſo entſtehen auch hier Ekliktiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der reinſte Philoſoph der zweyten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf dieſe zweyte herab, ſie ſagen ſie ſey

alles nur ein wenig, und mithin nichts; ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wiederum die erſte, und giebt ihr Schwärmerey Schuld, die bis zum Wahnwiz abſurd ſey. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, ſie gehen beyde vom Abſoluten aus; dagegen die Vornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannichfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung

der absoluten philosophischen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung seines eignen Wesens sey, deren Bestehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß so heterogen auch diese Thätigkeiten sind, sich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen seine Polarität zu verändern. Er entdeckt also in ihnen nothwendige Glieder seines Geistes; er merkt, daß beide in einem gemeinsamen Princip vereinigt seyn müssen. Er schließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Resultat des unvollständigen mangelhaften Gebrauchs dieses Vermögens sey. Es wird ihm mehr als wahrscheinlich, daß der Grund dieser Unvollständigkeit die Schwäche der productiven Imagination sey, die es nicht vermöge, sich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern schwebend zu erhalten und anzuschauen. Die vollständige Darstellung des durch diese Handlung zum Bewußtseyn erhobenen ächt geistigen Lebens ist die Philosophie κατ' ἐξοχήν: hier

entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bey ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtaltetetem geiſtigen Univerſo von ſelbſt ausdehnt: der Kern und der Keim einer alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt. —

Sophiſten ſind Leute, die aufmerkſam auf die Schwächen der Philoſophen und die Kunſtfehler, dieſelben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewiſſen unphiloſophiſchen, unwürdigen Zwecken zu benutzen ſuchen. Dieſe haben alſo eigentlich nichts mit der Philoſophie zu thun. Sind ſie aus Grundſatz unphiloſophiſch, ſo ſind ſie als Feinde der Philoſophie zu betrachten und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichſte Klaſſe derſelben ſind die Skeptiker aus reinem Haß der Philoſophie. Die übrigen Skeptiker ſind zum Theil ſehr achtungswerth, ſie ſind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geiſtiger Potenz; ſie haben die gehöri-

ge Capacität, aber nicht die ſelbſt incitirende Kraft; ſie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Syſteme, keins vivificirt ſie ganz; ſie haben ächten Geſchmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müſſen polemiſch ſeyn. Alle Eklektiker ſind Skeptiker im Grunde, je mehr ſie umfaſſen, deſto ſkeptiſcher; dieſe letztere Bemerkung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß die größten und beſten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigſten zu wiſſen bekannten. —

Philoſophiren iſt dephlegmatiſiren, viviſiren. Man hat bisher in der Unterſuchung der Philoſophie die Philoſophie erſt todt geſchlagen, und dann zergliedert und aufgelöſt. Man glaubte, die Beſtandtheile des caput mortuum wären die Beſtandtheile der Philoſophie. Aber immer ſchlug jeder Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neuſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man

ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nützlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten. Ein Anderes: ſie darf ſich nicht mit der Poeſie gemein machen; noch ein andres: ſie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menſchen ſeyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörſälen zu Hauſe ſeyn. Nein, ſagt ein andres, umgekehrt, ſie muß amüſant, beim Handwerker und Bauer zu Hauſe, recht gemein und bequem, immer bey der Hand, zu

allen Dingen zu brauchen ſeyn, ſie muß keine Religion haben und über die Moraliſten die Achſel zucken, zu allem Ja ſagen und noch dazu ein recht umſtändliches Ja, von allem etwas verſtehn u. ſ. w. So prägt jeder in ſeine Beſtellung den liebſten Wunſch ſeines Herzens, die Forderungen ſeiner Natur, ſeinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philoſophie zu wiſſen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philoſophie wie ihre Dienſtbothen und Wünſche. Am Ende haſſen ſie alle Art davon, und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben ſie von der Philoſophie los zu ſeyn, und ſind mehr, als je, in den Händen dieſes Dämons, der ſie nun gut füttert und pflegt, um ſie zu einem ſchmackhaftern Biſſen für ſich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor dieſen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, dieſen Proteus zu faſſen und feſt zu halten, weil ſie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus ſey eine Fabel müßiger Köpfe, ſie haben ihn nie geſehn

und empfunden, und läugnen ihn beſtimmt: deſto beſſere Unterthanen ſind ſie für ihn. —

Der ächte philoſophiſche Akt iſt Selbſttödtung, dies iſt der reale Anfang aller Philoſophie, dahin geht alles Bedürfniß des philoſophiſchen Jüngers, und nur dieſer Akt entſpricht allen Bedingungen und Merkmalen der tranſcendendalen Handlung. —

Die Philoſophie iſt, wie alle ſynthetiſche Wiſſenſchaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie iſt eine ideale, ſelbſterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen, u. ſ. w. —

Fichte's Ausführung ſeiner Idee iſt wohl der beſte Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich. —

Die Philoſophie iſt eine Selbſtſcheidungs- und Verbindungs-Kunſt, eine Selbſtſpezifications- und Generations-Kunſt. —

Die Analyſis iſt die Divinations- oder die Erfindungs-Kunſt auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen ſind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus antihiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen Divinations-Sinns, ſie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geſchichte umgekehrt der Fall iſt. —

Synthetiſche Gedanken ſind aſſociirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippſchaften der Gedanken. Gedanken müſſen doch wohl im Reiche der Gedanken am beſten Beſcheid wiſſen. —

Der Sinn der Sokratie iſt, daß die Philoſophie überall, oder nirgend ſey, und daß

man mit leichter Mühe ſich überall orientiren und das finden könne, was man ſuche. Sokratie iſt die Kunſt, von jedem gegebnen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und ſo die Verhältniſſe des Gegebenen zur Wahrheit genau zu beſtimmen. —

Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſeyn. —

Aller wirklicher Anfang iſt ein zweiter Moment. Alles was da iſt, erſcheint, iſt und erſcheint nur unter einer Vorausſetzung; ſein individueller Grund, ſein abſolutes Selbſt geht ihm voraus, muß wenigſtens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich iſt bloß idealiſch. Wenn es angefangen hätte, ſo hätte es ſo anfangen müſſen. Der Anfang iſt ſchon ein ſpäterer Begriff, der Anfang entſteht ſpäter als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir ſehn daraus, daß wir hier im Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe künſtliche

Supposition ist die Grundlage einer Wissenschaft, die allemal aus künstlichen Factis springt. —

Ich = Nicht-Ich, der höchste Satz aller Wissenschaft und Kunst. —

Eigentlich ist der Kriticismus, (die Erschöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns selbst, auf innre Beobachtung und Versuche, und beim Studium unsrer Selbst auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Versuche verweist; philosophisch betrachtet die fruchtbarste aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menschliches Wesen ahnden, sie zeigt, daß wir alles nur so verstehn können und sollen, wie wir uns selbst und unsre Geliebten, uns und euch, verstehn. — Jezt sehn wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; sehn, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unserm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unserm

Äußern ſteht, und jene und dieſe ſo verbunden ſind, wie unſer Inneres und Äußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Senſationen das Äußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſophismus completirt, und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichtes Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden. —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich.

Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn ist also nichts, als logische Entzündung oder Verlöschung, Schwärmerey oder Philisterey. Jene hinterläßt gewöhnlich einen scheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben ist, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Diese geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionssymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel vertrieben werden können. Beide Dispositionen können nur durch chronische, streng befolgte Kuren verändert werden. —

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirekt reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last Gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel. —

Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist indirekte Darstellung der Wahrheit. Wahrhafte Darstellung der Wahrheit ist allein wahrhaft. Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist zum Theil selbst Irrthum. Entgegen-

gegengesetzte irrige Darstellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man sie auch polemisirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkt aus eine noch viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Üblen. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch sehr erweitert und simplificirt, überhaupt verbessert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräsentiren können. —

Es giebt keine Philosophie in Concreto. Philosophie ist wie der Stein der Weisen, die Quadratur des Zirkels u. s. w., eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wissenschaft überhaupt; Fichtes Wissenschafts-Lehre ist die Beschreibung dieses Ideals. Es giebt, als concrete Wissenschaften, nur Ma-

thematik und Physik. Philosophie ist die Intelligenz selbst; vollendete Philosophie ist vollendete Intelligenz.

Die Idee der Philosophie ist eine mysteriöse Tradition. Philosophie ist überhaupt die Aufgabe zu wissen. Es ist eine unbestimmte Wissenschaft der Wissenschaften, ein Mysticismus des Wissenstriebes überhaupt; gleichsam der Geist der Wissenschaften, mithin undarstellbar, als im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darstellung einer speciellen Wissenschaft. Da nun alle Wissenschaften zusammenhängen, wird die Philosophie nie vollendet. Erst im vollständigen System aller Wissenschaften wird die Philosophie recht sichtbar seyn. —

Wir denken uns Gott persönlich, wie wir uns selbst persönlich denken. Gott ist gerade so persönlich und individuell, wie wir, denn unser sogenanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur sein Abglanz. —

Es giebt gewisse Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen

zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch iſt ſchlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menſchen, als ſei er in einem Geſpräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geiſtiges Weſen veranlaſſe ihn auf eine wunderbare Weiſe zur Entwickelung der evidenteſten Gedanken. Dieſes Weſen muß ein höheres Weſen ſeyn, weil es ſich mit ihm auf eine Art in Beziehung ſetzt, die keinem, an Erſcheinungen gebundenen Weſen möglich iſt. Es muß ein homogenes Weſen ſeyn, weil es ihn wie ein geiſtiges Weſen behandelt, und ihn nur zur ſeltenſten Selbſtthätigkeit auffordert. Dieſes Ich höherer Art verhält ſich zum Menſchen, wie der Menſch zur Natur, oder der Weiſe zum Kinde. Der Menſch ſehnt ſich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich ſich gleich zu machen ſucht. — Darthun läßt ſich dieſes Faktum nicht, jeder muß es ſelbſt erfahren. Es iſt ein Faktum höherer Art, daß nur der höhere Menſch antreffen wird; die Menſchen aber ſollen ſtreben,

es in ſich zu veranlaſſen. — Philoſophiren iſt eine Selbſtbeſprechung obiger Art, eine eigentliche Selbſtoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das Idealiſche Ich. Philoſophiren iſt der Grund aller andern Offenbarungen; der Entſchluß zu philoſophiren iſt eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es ſich beſinnen, erwachen und Geiſt ſeyn ſolle. Ohne Philoſophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philoſophie. —

Jede Aufmerkſamkeit auf Ein Objekt, oder, (welches eins iſt) jede beſtimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieſer Unterſcheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlaſſen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, ſondern ſie feſt im Auge behalten, uns glücklich zu dem erſehnten Ziel unſers Verlangens bringt. — Aechtes Geſammt-Philoſophiren iſt alſo ein gemeinſchaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man ſich

wechſelsweiſe im vorderſten Poſten ablöſet, auf dem die meiſte Anſtrengung gegen das antagoniſtiſche Element, worinn man fliegt, vonnöthen iſt. Man folgt der Sonne, und reißt ſich von der Stelle los, die nach Geſetzen der Umſchwingung unſers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird. (Sterben iſt ein ächt philoſophiſcher Akt.) —

In jedem Syſtem, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Product u. ſ. w. ſeyn kann, iſt Eine Idee, Eine Bemerkung, oder ſind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben. Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies iſt das ächte Syſtem. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher

ſo unkenntlich geworden. Seine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt, ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes.

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Entwurf ſind wir ſelbſt. Was ſind Wir? Perſonificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freythätigkeit und Selbſtbeziehung gleich ſeyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Weſen des Geiſtes beſtehet alſo in Zeugung, Gebährung und Erziehung ſeines Gleichen. Nur in ſo fern der Menſch alſo mit ſich ſelbſt eine glückliche Ehe führt, und eine ſchöne Familie ausmacht, iſt er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Man muß ſich nie geſtehen, daß man ſich ſelbſt liebt. Das Geheimniß dieſes Geſtändniſſes iſt das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erſte Kuß in dieſem Verſtändniſſe iſt das Prinzip der Philoſophie, der Urſprung einer neuen Welt, der Anfang der abſoluten Zeitrechnung, die Voll-

ziehung eines unendlich wachsenden Selbstbundes. Wem gefiele nicht eine Philosophie, deren Keim ein erster Kuß ist? Liebe popularisirt die Personalität, sie macht Individualitäten mittheilbar und verständlich.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist. —

Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Ökonomie? (Verschaffen ist machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wissen etwas nur in so fern wir es ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger

und mannichfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, deſto beſſer wiſſen wir es. Wir wiſſen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck deſſelben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtraction. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Concentricität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unſer ſämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müſſen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert. Dies iſt der Grund aller ſynthetiſchen Madificationen des Individuums.

Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe. —

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſt gewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen, und die Möglichkeit, dieſelben durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Princip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffsbaumeiſters,

der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes, ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition iſt ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name iſt nur eine Nota. — Schemhamphorasch, Name des Namens. Die reale Definition iſt ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberſte iſt abſolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetiſche über, von denen der höchſte wieder namenlos iſt. —

In ſich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bei den Geiſtern heißt analogiſch das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frey iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt. —

Jede Hineinſteigung, der Blick ins Innre, iſt zugleich Aufſteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Äußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. —

Wenn uns ein Geist erschiene, so würden wir uns sogleich unsrer eignen Geistigkeit bemächtigen: wir würden inspirirt seyn durch uns und den Geist zugleich. Ohne Inspiration keine Geisterercheinung. Inspiration ist Erscheinung und Gegenerscheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand giebts kein andres Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andre Weise bei uns wirksam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienstfertigkeit der Organe würde dem irdischen Daseyn gefährlich

werden. Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie ſie ſich für die irdiſche Welt ſchickt. Es iſt unvollkommener Zuſtand deſſelben, daß ihn dieſe Mitwirkung ſo ausſchließlich an dieſe Welt bindet. Daher iſt ſie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn iſt ein Werkzeug, ein Mittel. Ein abſoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So iſt jedes Ding das Mittel ſelbſt es kennen zu lernen, es zu erfahren oder auf daſſelbe zu wirken. Um alſo eine Sache vollſtändig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich ſie zu meinem Sinne und Gegenſtande zugleich machen, ich müßte ſie beleben, ſie zum abſoluten Sinn machen. — Wenn ich dies aber nicht vollſtändig könnte oder wollte, ſo müßte ich mir einen Theil derſelben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen.

Was enstände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräsentative und nicht repräsentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetisch-synthetische Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied, oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied seyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewisse Weise vom Ganzen abgesondert hätte. Nenne ich dieses Welt, so würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Übrige außer mir haben. Ich würde mir in theoretischer Hinsicht, in Rücksicht dieses Sinns, als abhängig, und unter dem Einflusse der Welt erscheinen. Ich würde mich ferner, im Betreff dieses Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt sehen; denn sonst würde ich meine Absicht bey der Belebung nur unvollständig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch sich selbst, theils durch die Idee des Ganzen, durch seinen Geist, die Weltseele, bestimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, so daß man

genau weder das eine noch das andere ausschließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondre Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Princip. — — Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung

ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in ſo fern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich: das neue Product iſt von den beiden Factoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſo fern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen

nur

nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung. — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo Wiſſen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, beſonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wiſſen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung, in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto leben-

diger, mächtiger, genügender iſt die Überzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreyen zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreyes; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Factum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beym Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beym Hören gewiſſer Worte, beym Leſen gewiſſer Stellen, bey gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier

iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Überfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Überfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung

dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bey herrſchender Vernunft. —

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder ſtehn ſollten. Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verſtand, Phantaſie, Vernunft, dies ſind die dürftigen Fachwerke des Univerſums in uns. Von ihren wunderbaren Vermiſchungen, Geſtaltungen, Übergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzuſuchen

ren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehn. —

Wir haben zwei Systeme von Sinnen, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das innigste mit einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geist nennen, oder die Geisterwelt. Gewöhnlich steht dieses letztere System in einem Associations-Nexus mit dem andern System, und wird von diesem afficirt. Dennoch sind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältnisses anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältniß stehn sollten, in welchem jedes von seiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, so wie beide Systeme sollen eine

notonie bilden. Der Übergang von Monotonie zur Harmonie, wird freylich durch Disharmonie gehn, und nur am Ende wird eine Harmonie entstehn. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geisterwelt. —

Ist unser Körper selbst nichts, als eine gemeinschaftliche Centralwirkung unserer Sinne, haben wir Herrschaft über die Sinne, vermögen wir sie beliebig in Thätigkeit zu versetzen, sie gemeinschaftlich zu centriren, so hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ist sind unsre Sinne nichts anders, als Modifikationen des Denkorgans, des absoluten Elements, so werden wir mit der Herrschaft über dieses Element auch unsre Sinne nach Gefallen modifiziren und dirigiren können. — Der Mahler hat so einigermaßen schon das Auge, der Musiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen, (oder vielmehr schon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan

hinlenkt), der Philoſoph das abſolute Organ in ſeiner Gewalt, und wirkt durch ſie beliebig, ſtellt durch ſie Geiſterwelt dar. Genie iſt nichts, als Geiſt in dieſem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geiſt ſoll aber total Genie werden, —

Auf dieſelbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir ſie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unſre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieſelbe Art müſſen wir auch die innern Organe unſers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unſer ganzer Körper iſt ſchlechterdings fähig vom Geiſt in beliebige Bewegung geſetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Fantaſie u. ſ. w. ſind Indicationen genug. Überdem hat man genugſam Beiſpiele von Menſchen, die eine willkührliche Herrſchaft über einzelne,

gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar im Stande seyn, verlohrne Glieder zu restauriren, sich bloß durch seinen Willen zu tödten, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen; er wird seine Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichsten Sinne in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend seyn, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird sehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöh-

licher in uns, als der Annihilisationsakt. Eben so gewöhnlich ist der Positionsakt. Wir setzen und nehmen etwas willkührlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigensinn, denn hier wird wirklich mit Hinsicht auf unsern Willen etwas festgesetzt, sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äußerst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unsrer Bequemlichkeit und Laune bestellen. —

Glaube ist schon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und sollen dieses Vermögen, diese Fertigkeit noch unendlich vermehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unsre Seele hingegen vollkommen offen, so wäre unser Geist was uns jetzt die äußere Welt ist, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältnisse stehn, in welchem

wir uns jetzt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterschied gewahr würden, wenn wir beide Zustände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. s. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Bestreben fühlen, uns jene Sinne zu verschaffen, die wir jetzt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannichfache Bestrebungen Augen, Ohren u. s. w. hervorbringen könnten, weil dann unser Körper so in unsrer Gewalt stände, so einen Theil unsrer innern Welt ausmachte, wie jetzt unsre Seele. Unser Körper dürfte ebenfalls nicht so absolut sinnlos seyn, so wenig wie unsre Seele. Wer weiß, ob er nicht in so fern nur sinnlos erschiene, weil er einen Theil unser selbst ausmachte, und die innre Selbstscheidung, wodurch der Körper erst sehend, hörend und fühlend für unser Bewußtseyn würde, (unbeschadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen

Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannichfaltige Art selbst vernähmen) sehr schwierig würde. Hier würde auch ein absolut praktisches und empirisches Ich entstehn. —

Durch Glauben armirt, verstärkt man seine Kraft, seine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, gespannte, permanente, sich selbst erhaltende Kraft seyn? Das Phänomen der Reizbarkeit ist Krampf. Alle Kraftäußerung ist vorüberschwindend. Bleibende Kraft ist Stoff. Alle Kraft erscheint nur im Übergehn. —

Wir sollen nicht bloß Menschen, wir sollen auch mehr als Menschen seyn. Mensch ist überhaupt so viel als Universum. Es ist nichts Bestimmtes. Es kann und soll etwas Bestimmtes und Unbestimmtes zugleich seyn. —

Alles, was der Mensch macht, ist ein Mensch; oder (was das nehmliche ist) ein Bestandtheil des Menschen, ein menschliches Wesen. —

Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir nähmen, daß wir träumen. —

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Buſen iſt die in Geheimnißſtand erhobene Bruſt – die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Äußere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meinung myſtiſch, reizend. Geheimniſſe ſind Aromaturen, Condenſatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu sich selbst. Wenn der Mensch erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen innerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet. —

Wünsche und Begehrungen sind Flügel. Es giebt Wünsche und Begehrungen, die so wenig dem Zustande unsers irdischen Lebens angemessen sind, daß wir sicher auf einen Zustand schließen können, wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieselbe Rolle hier spielte, wie die Veste außer uns, der Äther, jene unsichtbare sichtbare Materie, der Stein der Weisen, der überall und nirgend, alles und nichts ist? Instinct

oder Genie heißen wir ſie, ſie iſt überall vorher; ſie iſt die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weiſen im Raum iſt: Vernunft, Fantaſie, Verſtand und Sinn ſind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie iſt gleichſam Seele der Seele, ein Verhältniß zwiſchen Seele und Geiſt. Man kann das Subſtrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol iſt ein Analogon des Menſchen. —

Mit Inſtinct hat der Menſch angefangen, mit Inſtinct ſoll der Menſch endigen. Inſtinct iſt das Genie im Paradieſe, vor der Periode der Selbſtabſonderung (Selbſterkenntniß). Der Menſch ſoll ſich ſelbzweien, und nicht allein das, ſondern auch ſelbdreien, u. ſ. w. —

Was iſt die Natur? Ein encyklopädiſcher, ſyſtematiſcher Index, oder Plan unſers Geiſtes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unſrer Schätze begnügen? Laßt ſie uns ſelbſt betrachten, und ſie mannichfaltig bearbeiten und benutzen. Das Factum, das uns

drückt, iſt die Trägheit unſers Geiſtes. Durch Erweiterung und Bildung unſrer Thätigkeit werden wir uns ſelbſt in das Fatum verwandeln. Alles ſcheint auf uns hereinzuſtrömen, weil wir nicht hinaus ſtrömen. Wir ſind negativ, weil wir wollen; je poſitiver wir werden, deſto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr ſeyn wird, ſondern wir Alles in Allem ſind. — Gott will Götter. —

Die Geiſterwelt iſt uns in der That ſchon aufgeſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung; ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war, der Sinn der Welt iſt verloren ge-

gangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſterſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verſtehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius. Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen getheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon, als ſolche, bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele. Geiſt und Perſon ſind Eins (Kraft und Urſache.)!

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, ſo macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, wel-

ches eben ſo viel iſt, als; wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, ſo macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur ſelbſtſtändigen, ſich von euch abſondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, ſo verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen und verwandelt ſie in Gedanken. Beide Operationen ſind idealiſtiſch, wer ſie beide vollkommen in ſeiner Gewalt hat, iſt der magiſche Idealiſt. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von dieſen beiden Operationen von der andern abhängig ſeyn? —

Alle Ueberzeugung iſt unabhängig von der Naturwahrheit; ſie bezieht ſich auf die magiſche, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in ſo fern ſie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und iſt mithin nur ein Nothbehelf im Zuſtande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beſte am Brownſchen Syſtem iſt die große Zuverſicht, mit der Brown ſein Syſtem als allgemein geltend hinſtellt: es muß, es ſoll ſo ſeyn, Erfahrung und Natur mögen ſagen, was ſie wollen. Darin liegt denn doch das Weſentliche jedes Syſtems, ſeine wirklich geltende Kraft: das Brownſche Syſtem wird dadurch zum ächten Syſtem für die Brownianer; dagegen läßt ſich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, deſto willkührlicher ſein Verfahren, ſein Spruch, ſeine Mittel. Jeder thut nach ſeiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel mahlen, muſiciren u. ſ. w. kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß. —

Alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich ſo zwingen kann, eine Sache ſo zu ſehn, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer iſt Poet. Der Prophet verhält ſich zum Zauberer, wie der Mann von Geſchmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelſt eines dem Schachſpiel ähnlichen Spiels Gedankenconſtructionen zu Stande bringen. Das ehemalige logiſche Disputirſpiel glich ganz einem Brettſpiel. —

Die Magie iſt von Philoſophie u. ſ. w. ganz verſchieden, und bildet eine Welt, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt für ſich.

Alle Erfahrung iſt Magie, und nur magiſch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe iſt nichts als magiſches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille iſt nichts als magiſches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht iſt Denken eine zu ſchnelle, zu ungeheure Kraft, um wirkſam zu ſeyn; oder

die Dinge sind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der physische Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich, wie seinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Bestimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schicksal mit gleichem Glück in den Stellungen der Gestirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren suchen. —

Sollte ein König, der zugleich moralisches Genie ist, nicht von selbst unsterblich seyn? — Allmählige Vermehrung des innern-Reitzes ist die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht sagen, auch darin haben die Dichter auf eine sonderbare Weise wahrgesagt, daß die Musen allein Unsterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der seyn, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dies nicht mit uns wirklich der Fall seyn?

Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der scholastischen Philosophie haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr mystischer Gebrauch, ihre Personification, ihr musikalischer Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erschaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abstracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtschaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen sonderbarer Combinationen und Verhältnisse, gleichsam mit einer poetischen mathematischen und abstrakten Welt an sich. —

Die Scholastiker verwandelten alle Dinge in Abstracta. Schade, daß sie nicht zugleich in Beziehung auf diese Operation die entgegengesetzte versuchten, und über dieses Verfah-

ren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch, so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit dem Geiste der Größen, mit ihrem politischen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchste und reinste ist das gemeinste, das verständlichste; daher ist die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft wird, desto abgeleiteter, unreiner und vermischter ist sie. —

Die ganze Mathematik iſt eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wiſſenſchaften. —

Was ihr die Logarithmen ſind, das iſt ſie den andern Wiſſenſchaften. —

Der Begriff der Mathematik iſt der Begriff der Wiſſenſchaft überhaupt. —

Alle Wiſſenſchaften ſollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik iſt wenig mehr, als ein ſpeciell-empiriſches Organon. —

Sie iſt eine Subſtitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis.

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repreſentationen κατ' ἐξοχήν.

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Ächte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich, als himmliſche Geſandtin, κατ' ἐξοχην. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchſte Leben iſt Mathematik. —

Es kann Mathematiker der erſten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner ſeyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker iſt Enthuſiaſt per ſe. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter iſt Mathematik. —

Alle göttliche Geſandten müſſen Mathematiker ſeyn. —

Reine Mathematik iſt Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker ſind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wiſſen eintritt. Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden.

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles voll von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Gan-

zes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wünder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neuern Phyſiker arbeiten ins Große, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſey; man kann ſagen, daß

ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſey? — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blüthenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bey denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind die Extreme, die durch verſchiedene Mittelglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Überall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkungen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Anthitheſe, einer Zerſetzung. Das Ächte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum, iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftproduct oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit, dieſes Planeten, iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Ächte Producte müſſen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organiſation iſt etwas höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungsproceß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt, und beide wechſel-

ſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt, auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Proceß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben. —

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum

Theil

Theil in der Luft lebt. — Die Erde ist das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft ist ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickstoffs und Oxygene in der Luft ist durchaus animalisch, nicht bloß chemisch. —

Das Leben der Pflanzen ist, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieses ein unaufhörliches Essen und Befruchten. Wie das Weib das höchste sichtbare Nahrungsmittel ist, das den Übergang vom Körper zur Seele macht, so sind auch die Geschlechtstheile die höchsten äußern Organe, die den Übergang von sichtbaren unsichtbaren Organen zu machen. —

Die Bäume scheinen unter allen Pflanzen die edelsten, weil ihre unzähligen Individuen so sehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichsam schon Pflanzen auf Pflanzen sind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie u. s. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war

die Natur am witzigsten, hier ist sie durchaus humoristisch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur mit Phantasie und Witz geschmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft. —

Vernunftlosigkeit gehört in den Charakter des Thiers. Sichtbare Unvernunft ist Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menschenkörpers sichtbare Vernünftigkeit. —

Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannichfach, als er mannichfach ist. Die Welt der Thiere ist schon viel ärmer und so herunter. —

Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel ist die Seele des Sternsystems, und dieses sein Körper. —

Alles angenehme Gefühl ist Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur positiven Mitwirkung. —

Wer bey Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt und das geheimnißvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben ist vielleicht nichts anders, als das Resultat dieser Vereinigung, die Action dieser Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunst, Eines Geistes seyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geistes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geistes seyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe. — Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst.

Sprechen und hören ist befruchten und empfangen. —

Anschauen ist ein elastischer Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenstandes ist schon Resultat einer Berührung in distans. —

Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geist strebt den Reiz zu absorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eignes, Zueignung, ist also das unaufhörliche Geschäft des Geistes. Einst soll kein Reiz und kein Fremdes mehr seyn, der Geist soll sich selbst fremd und reizend seyn, oder absichtlich machen können. Jetzt ist der Geist aus Instinct Geist, ein Naturgeist; er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist seyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſo fern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entſteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und

Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beiden Sphären. Gott ist die Sphäre der Tugend. (Zur Allmacht gehört Allwissenheit.) — Die Seele ist ein consonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchstaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in korrespondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beisammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen.

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur. ——

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiste zu handeln. Der ächte Beobachter ist Künstler;

er ahndet das bedeutende, und weiß aus dem seltsamen, vorüberstreichenden Gemisch von Erscheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erst eine ganze Nation Leidenschaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort seine Naturforscher und Laboratorien hat, dann wird man erst Fortschritte auf dieser kolossalischen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß stehn. —

Wir leben in einem Thiere als parasitische Thiere. Die Constitution dieses Thiers bestimmt die unsrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältnisse der atmosphärischen Bestandtheile sind vielleicht sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im organischen Körper übereinstimmend. —

Die atmosphärische Luft ist kristallinischer Beschaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde sind die Tropfen klein, wegen der schnellen Verdunstung. Diese Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Wasser; er befördert die Verdunstung, und daher kein Regen zur selben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft sagt, es sei zu kalt zum Regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen setzen können: positive und negative Flamme? —

Sollten die ätherischen Öle die Pflanzenseelen seyn, und darinn auch der Unterschied der Weine u. s. w. liegen? —

Galvanismus zwischen zwei, drei und mehreren Menschen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht?

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Produkt, bei ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unser körperliches Leben ein Verbrennen ist, so ist auch wohl unser geistiges eine Combustion (oder ist dies gerade umgekehrt?); der Tod also vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und selbst körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei gestörtem Denken (Empfinden.). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anschießen, Festwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet ist, so macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Absonderung kalt, und es lassen sich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Ansicht der Entstehung und Verschwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anschießen, in dem wir hier verschwinden?

Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung seyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daß es die Sonne seyn könnte, wo wir wieder abgesetzt werden. — —

Die Natur ist Feindinn ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde; jeder hat Anspruch auf alles. Die frühern dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration stehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich nur die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künstliches oder zufälliges Produkt seyn? Auch der Sitz der Seele ist er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften kennen lernt. —

Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Lust und Unlust sind Traumprodukte; die Seele ist nur zum Theil wach; wo sie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen, (wohin in gewisser Hinsicht der ganze Körper gehört) empfindet sie Lust und Unlust. Schmerz und Kitzel sind Senfationen der gebundenen Seele. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele; im Schlafe ist Körper

und Seele chemiſch verbunden. Im Schlafe iſt die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Menſch iſt neutraliſirt. Wachen iſt ein getheilter, polariſcher Zuſtand; im Wachen iſt die Seele punctirt, localiſirt. — Schlaf iſt Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreitzes). Wachen iſt Einwirkungsſtand des Seelenreitzes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen.

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-Proceß, Verbindungs-, Generations-

Proceß. Die Flamme iſt das gefräßige κατ' ἐξοχήν.

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Überſättigung, ein

Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachen ist ein Absonderungs-, dieses ein Einschluckungs-Proceß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen); dieses ist ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören so zum Seelenleben, wie Essen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen ist das System der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verstand mit warmer Phantasie verschwistert, ist die ächte Gesundheit-bringende Seelenkost. Der Verstand thut lauter vorhergesehene bestimmte Schritte. —

Ist Denken auch Absondern? Dann ist Empfinden vielleicht Fressen. Selbstdenken ist vielleicht ein Lebensproceß, Freß- und Absonderungs-Proceß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann mir zur blühenden Flamme, der Mensch zur sprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reitze, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspuncte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reitz, deſto ſchwächere Reitzbarkeit für den einzelnen Reitz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannichfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf Phyſik. Der höchſte Reitz verlangt die geringſte Reitzbarkeit, ſo wie die höchſte Reitzbarkeit den geringſten Reitz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphä-

re

re auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte und erſte Unternehmen. Äußere Reitze haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reitzbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reitzbarkeit und der äußere Reitz nicht dabey leiden, und vernachläßigt werden; denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt

werden, und so ins Unendliche. Der übrige Körper soll auch immer willkührlicher werden, so wie sie es sind. Vielleicht entsteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reitzung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf ist nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einst wird der Mensch beständig zugleich schlafen und wachen. Der größte Theil unsers Körpers, unsrer Menschheit selbst, schläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen sind. Die Blüthen sind Allegorien des Bewußtseyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung. Bey den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Personalität. —

Unsre Sinne sind höhere Thiere. Aus ihnen entsteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven sind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Gesundheit ist bloß wissenschaftlich interessant. Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bey den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt. —

Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Universalität, von der erhabenen Personalität des Geistes. —

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen (sit venia verbis) geistloser Wesen. Die Vollendung ist die Synthesis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Universal-Arzney gegeben. Mit der Sensibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es ist damit Freyheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verstoß gegen den Willen der Natur, die Ursache alles Uebels. Es giebt nur solche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entstehn. Der sittliche Mensch muß auch eine freie Natur haben, eine gegenstrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung. Man muß sie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebildeten Menschen eine beständige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto

edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden ſtehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reiz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Übeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem, die Heilung eine musikalische Auflösung. Je kürzer und dennoch vollständiger die Auflösung, desto größer das musikalische Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes spezifische Organ, z. B. Leber, Gallenblase, Nieren, Magen, Drüsen u. s. w. erhält zuvörderst sich selbst, bereitet sich selbst. Seine Absonderungen hangen von diesem eigenthümlichen Nahrungsprozesse ab. Jedes dieser Gefäße ist eine lebendige Concretion eines spezifischen Grades der Mischung seiner Bestandtheile. —

Polypen, wildes Fleisch, Krebs, Brand, sind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, sie wachsen, sie werden erzeugt, sie haben ihre Organisation, sie secerniren, sie essen. —

Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger, u. s. w. —

Unſre Lippen haben oft viel Ähnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Märchen. Die Augen ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt; die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

II.

Aeſthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Mahler Sitz eines Inſtinkts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler u. ſ. w. —

Wie der Mahler mit ganz andern Augen, als der gemeine Menſch, die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom gewöhnlichen Menſchen. Nirgends aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand

der Kunst, uns nicht gegeben wird, oder in den Erscheinungen schon fertig liegt, als in der Musik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, sind rauh und geistlos, nur der musikalischen Seele dünkt oft das Rauschen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Gesang der Nachtigall, das Plätschern des Bachs melodisch und bedeutsam. Der Musiker nimmt das Wesen seiner Kunst aus sich, auch nicht der leiseste Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Mahler scheint die sichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus sein unerreichbares Muster zu seyn: eigentlich ist aber die Kunst des Mahlers so unabhängig, so ganz a priori entstanden, wie die Kunst des Musikers. Der Mahler bedient sich nur einer unendlich schwerern Zeichensprache, als der Musiker; der Mahler mahlt eigentlich mit dem Auge; seine Kunst ist die Kunst regelmäßig und schön zu sehen. Sehen ist hier ganz aktiv, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild ist nur seine Chiffer, sein Ausdruck, sein Werkzeug der Reproduktion.

Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Mahlers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reitzbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation anſprechen, und der Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundge-

ſetzen der Mechanik, (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen) zu ſtehen, oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, zeitlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch, oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Produkte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bey ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſtehen ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Mahlerey macht ſchon den Übergang. Die

Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt beſondere Arten von Seelen und Geiſtern, welche Bäume, Landſchaften, Steine, Gemählde bewohnen. Eine Landſchaft muß man als Dryade und Oreade anſehn. Eine Landſchaft ſoll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landſchaft iſt ein idealiſcher Körper für eine beſondere Art des Geiſtes. —

Es ſind nicht die bunten Farben, die luſtigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling ſo begeiſtern, es iſt der ſtille weißagende Geiſt unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daſeyns ſo mannichfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der geſellig ſich entfaltenden Welt. —

Jede künſtliche Geſtalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Anſprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien ſind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Hiſtoriker, der Philoſoph und der

Künſtler der künftigen Welt iſt hier einheimiſch; er bildet ſich hier und lebt für dieſe Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt iſt, wer nicht findet was er ſucht, der gehe in die Bücher- und Künſtlerwelt, in die Natur, dieſe ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieſer Ecclesia pressa der beſſern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie ſchlummern, aber weißagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder ſind Kinder.).

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunct eines Paradieſes.

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, absoluten Discant, im Mittelpunct an, und steigt die Scale herunter; die Betrachtung unsrer selbst fängt mit dem unendlichen, absoluten Baß an, der Peripherie, und steigt die Scala aufwärts. Absolute Vereinigung des Basses und Discants, das ist die Systole und Diastole des göttlichen Lebens. —

Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind.

Unsre Seele muß Luft seyn, weil sie von Musik weiß, und daran Gefallen hat. Ton ist Luftsubstanz, Luftseele, die fortpflanzende Luftbewegung ist eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entsteht der Ton von neuem. —

Jedes Instrument ist ein eigenthümlich im Großen consonirtes Tonsystem. Moll-Instrumente, Dur-Instrumente; jedes hat seinen eigenen Grund-Vocal. Die menschliche Stimme ist gleichsam das Princip und Ideal der In-

ſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erſte Stimme, dieſe die zweyte? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird; dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo enttönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie muß wieder Geſang werden.

den. Die Consonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unsere Sprache ist entweder mechanisch, atomistisch, oder dynamisch. Die ächt poetische Sprache soll aber organisch, lebendig seyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Consonanten sind die Fingersetzungen, und ihre Folge und Abwechselung gehört zur Applicatur; die Vocale sind die tönenden Saiten oder Luftstäbe; die Lunge ist der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Instrumente sind nur zur Bequemlichkeit, es sind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Consonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippensprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Nase u. s. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i, gesprochen. So hat jeder Mensch seinen Hauptvocal. Es ist damit wie in der Musik: jedes musikalische Stück hat seinen Grundton, auch sein Thema. —

Nicht jedes Wort ist ein vollkommenes Wort: die Worte sind theils Vocale, theils Consonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealisch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen suchen; dann zerlegt man die Erscheinung, den Ausdruck, und findet die Bestandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele strebt bey jedem Begriffe nach einem genetisch-intuitiven Worte, daher ihr Etymologisiren. Sie versteht einen Begriff, wenn sie ihn fertig machen, und auf alle Weise behandeln, wenn sie ihn zu Geist und zu Materie machen kann. Das Universalisiren oder Philosophistisiren eines specifischen Begriffs oder Bildes ist nichts als ein Ätherisiren, ein Verluftigen, Vergeistigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengesetzten Proceß. —

Sprache in der zweyten Potenz, z. B. Fabel, ist Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphistik der zweyten Po-

tenz, in die Ton- und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höhern Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo iſt es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannichfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine

bestimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in sich bemerkt. Dieser Zustand ist wie das Licht, ebenfalls nur heller oder dunkler: specifische Gedanken und Empfindungen sind seine Consonanten; man nennt es Bewußtseyn. Vom vollkommensten Bewußtseyn läßt sich sagen, daß es sich alles und nichts bewußt ist: es ist Gesang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieser der Vocale oder Töne. Die innere Selbstsprache kann dunkel, schwer und barbarisch, und Griechisch und Italiänisch seyn, sie ist desto vollkommner, je mehr sie sich dem Gesange nähert. Der Ausdruck: er versteht sich selbst nicht, erscheint hier in einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtseyns kann gebildet, und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, so daß eine Fertigkeit entsteht, sich mit sich selbst zu besprechen. Unser Denken ist also eine Zweysprache, unser Empfinden Sympathie. —

Was ist der Mensch? Ein vollkommener Trope des Geistes. Alle ächte Mittheilung

alſo ſinnbildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein?

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zau-

ber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannichfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen. Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges, und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publicum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtratinn, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das

Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so würde ein zweiter Leser noch mehr läutern, und so wird dadurch, daß die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäße kömmt, die Masse endlich wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch unparteiisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft selbst beym Autor. Es ist kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. / Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein

mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden: diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der Englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und

Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerey behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilen Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den

Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeares macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopstocks Werke scheinen größtentheils freye Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu seyn. —

Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeareschen Werke spricht, so muß man nicht vergessen, daß die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut ententwickelten Natur ist freilich von der Künsteley des Verstandes, des bloß raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakspeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Erfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes tragen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Übereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts unpassenders von ihnen gesagt werden können, als daß sie Kunstwerke in je-

ner eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Worts seyen. —

In Shakspeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, wenn das Große steif und traurig erscheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen gestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen. Geschichte, was dem Dichter Geschichte heißt, wird in diesen Stücken dargestellt; Geschichte in Gespräch aufgelöst: gerade das Gegentheil der wahren Geschichte, und doch Geschichte, wie sie seyn soll, weißagend und synchronistisch. Alles Dramatische gleicht einer Romanze; es ist klar, einfach, seltsam, ein ächt poetisches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede spielt der Redner alle Rollen, um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äußerst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau

der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesem, bald mit jenem, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz, eine Rede ist ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit großer Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. —

An schlechten und mittelmäßigen Schriftstellern ließe sich noch mancher schöne Kranz verdienen: man hat bisher fast lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieselben, und doch würde eine Philosophie des Schlechten,

Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit seyn. —

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichen Sinn erst verstanden werden, macht das Geschäft eines artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Mensch mit oder ohne Absicht, als solcher geschrieben hat, was also nicht sowohl Buch, als geschriebene Gedanken- und Charakteräußerung ist, kann so mannichfaltig beurtheilt werden, als der Mensch ist. Hier ist kein Künstler, sondern der ächte Menschenkenner competent; es gehört nicht für ein artistisches, sondern für ein anthropologisches Forum. So einseitig und unbillig, so arbiträr und inhuman Menschen beurtheilt werden, eben so auch diese Art Schriften. Es giebt so wenig reifen Sinn für universelle Humanität, daß man sich auch über die Kritiker dieser Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beste wird am leichtesten übersehn: auch hier findet der Kenner für den der Mensch erst eigentlich vor-

handen ist, unter dessen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß sie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer sehr mittelmäßig, oder gar schlecht scheinenden Schrift eine seltne Combination und Ausbildung menschlicher Anlagen, die herrliche Naturkunst eines Geistes, der sich ihm in einer barbarischen Form offenbart, weil er nur das Talent des schriftlichen Ausdrucks nicht besaß, oder vernachlässigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt, wie

ich

ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die Griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Überſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Überſetzungen ſind die Überſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur discurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Überſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Überſetzungen insgeſammt. Der wahre Überſezer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn, und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner

Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf diese drey Arten übersetzt werden. —

Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher: das Schreiben in Gemeinschaft ist ein interessantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen. —

Die Bücherwelt ist in der That nur die Carricatur der wirklichen Welt. Beide entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freien beweglichen Medio. Daher sind dort alle Farben greller, weniger Mitteltinten, die Bewegungen lebhafter, die Umrisse daher frappanter, der Ausdruck hyperbolisch. Jene erscheint nur fragmentarisch, diese ganz. Daher ist jene poetischer, geistvoller, interessanter, mahlerischer, aber auch un-

wahrer, unphiloſophiſcher, unſittlicher. Die meiſten Menſchen, die meiſten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchanſicht, eine fragmentariſche Anſicht der wirklichen Welt, und dann leidet dieſe unter den nemlichen Gebrechen, genießt aber auch die nemlichen Vortheile, als die Bücherwelt. Viele Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehn in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt und nicht dem Schriftſteller; Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkührlich; er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen, im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und

was ich lesen soll, kann mir keiner vorschreiben. —

Die meisten wissen selbst nicht, wie interessant sie wirklich sind, was sie wirklich für interessante Dinge sagen. Eine ächte Darstellung ihrer selbst, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde sie über sich selbst in Erstaunen setzen, und ihnen in sich selbst eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bey allen Lücken und Unvollkommenheiten seines Wissens, die aus der Art seines Studiums nothwendig entstehn, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt, und sich mit dem Ganzen auf das innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftsteller sind so einseitig, wie alle Künstler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftstellern von Profession giebt es gerade wenig liberale Menschen, besonders,

wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz, als ihre Schriftſtellerey haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w. muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Product, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſt er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reitzender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten

verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Überhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied in Bewegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich

nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freyen Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz. Wo ſich Vernunft und Willkühr paaren, Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad ge-

ringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Princip der Verwandtſchaften iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberey und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Überfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines

absolut witzigen Einfalls ist: nemlich Geist und bestimmtes Individuum zugleich zu seyn. Einen jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchen Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenstande können wir nicht genug hören, nicht genug sprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenstand aller Gegenstände wird. — —

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organisirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen,

und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich. —

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dies bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Person. Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft. —

Gesellschaftstrieb ist Organisationstrieb. Durch diese geistige Assimilation entsteht oft aus gemeinen Bestandtheilen eine gute Gesellschaft um einen geistvollen Menschen her.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete irdische Mensch dem Kinde so ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe,) deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herrn und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, bey

mangelhaften Verhältnissen; Bestimmtheit, auf richtige Verhältnisse; aber sparsames Vermögen und Kraft. Daher ist das Verworrene so progressiv, so perfectibel; dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört. Ordnung und Bestimmtheit allein ist nicht Deutlichkeit. Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet diese Extreme, Es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem ersten. —

Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Capacität für das Wissen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieses deutlich beim Eintritt in eine Wissenschaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es ist eine der ersten Unwissenheit entgegengesetzte Unwissenheit. Jene ist Unwissenheit aus Mangel, diese aus Überfluß der Erkenntnisse. Letztere pflegt die Symptome

des Skepticismus zu haben, Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm be-

fangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannichfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Producte. (Jedes Product eines Genies iſt ſelbſt Genie). —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie. —

Jede ſpecifiſche Incitation verräth einen ſpecifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker: je beſtimmter, je ausgebildeter, mannichfaltiger ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall u. ſ. w.

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wiſſenſchaft gewinnt durch Freſſen, durch Aſſimiliren andrer Wiſſenſchaften u. ſ. w. So die Mathematik, z. B. durch den gefreſſenen Begriff des Unendlichen.

Metaphyſik und Aſtronomie ſind Eine Wiſſenſchaft. Die Sonne iſt in der Aſtronomie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe oder dem Stein der Weiſen; die

Philoſophie ſucht ein erſtes und ein einziges Princip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommnes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Laſt befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen, je mehr man ſieht, deſto beſſer und angenehmer iſt es. —

Es iſt nicht das Wiſſen allein, das uns glücklich macht, es iſt die Qualität des Wiſſens, die ſubjective Beſchaffenheit des Wiſſens.

Voll-

Vollkommenes Wiſſen iſt Überzeugung; und ſie iſt es, die uns glücklich macht und befriedigt, ſie verwandelt das todte Wiſſen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erſcheinung, ſo iſt es für mich eins. Es iſt damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrückt, und ſie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Menſch muß gleichſam an mehreren Orten und in mehreren Menſchen leben, ihm müſſen beſtändig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig ſeyn. Hier bildet ſich dann die wahre, groſsartige Gegenwart des Geiſtes, die den Menſchen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens durch die wohlthätigſten Aſſociationen reizt, ſtärkt, und in die helle Stimmung einer beſonnenen Thätigkeit verſetzt. —

Alle Leidenſchaften endigen ſich wie ein Trauerſpiel. Alles Einſeitige endigt mit Tod: ſo die Philoſophie der Empfindung; die der Phantaſie; die des Gedankens. Alles Leben endigt ſich mit Alter und Tod. Alle Poeſie hat einen tragiſchen Zug. (Allem ächten Scherz liegt Ernſt zum Grunde: auch Farçen und Marionettenſpiele haben eine tragiſche Wirkung; eben ſo das bunteſte Leben; eben ſo das Gemeine und Triviale.) —

Deutlich wird etwas nur durch Repräſentation. Man verſteht eine Sache am leichteſten, wenn man ſie repräſentirt ſieht. So verſteht man das Ich nur, in ſofern es vom Nicht-Ich repräſentirt wird. Das Nicht-Ich iſt das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt

ſich nur durch eine andre wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte; die gewöhnlich ſo genannte Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben). So die Annahme: der ewige Friede iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Amerika oder nirgend; das goldne

Zeitalter iſt hier; wir ſind Zauberer; wir ſind moraliſch, u. ſ. w. —

Alle hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſtrebt mathematiſch zu werden, die mathematiſche Kraft iſt die ordnende Kraft. Jede mathematiſche Wiſſenſchaft ſtrebt wieder philoſophiſch zu werden, animirt, oder rationaliſirt zu werden; dann poetiſch, endlich moraliſch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philoſophie der Wiſſenſchaften zu machen, iſt eben ſo einſeitig, antinomiſch und unkritiſch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menſchen anzufangen iſt ſchon kritiſcher; mit dem idealiſchen Menſchen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritiſcher; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man ſagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen iſt kritiſch. Die Kritik iſt alſo gefährlich und mühſam. —

Das Wahre und Ächte ſcheint, als wenn es ſo ſeyn müßte, und nicht anders ſeyn könn-

te (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit). Sucht nach Originalität ist gelehrter, gröber Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen seinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, ist kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es ist ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich. (Dem philosophischen Körper ist der Körper selbst fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich.) Der Gelehrte weiß das Fremde sich zuzueignen und das Eigne fremd zu machen, (Lernen und Lehren, Beobachten und Darstellen, Essen und Absondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um selbst existiren und sich selbst genießen zu können. —

Doppelte Universalität jeder wahren Wissenschaft. Die eine entsteht, wenn ich alle andern Wissenschaften zur Ausbildung der besondern benutze; die andre, wenn ich sie zur Universalwissenschaft mache, und sie selbst unter sich ordne, alle andern Wissenschaften als ihre Modificationen betrachte. Den ersten Versuch der letztern Art hat Fichte mit der Philosophie unternommen. Er soll in allen Wissenschaften unternommen werden. —

Die Mathematik ist wohl die exoterisirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verstandes, ein realisirter und objectivirter Verstand. Sollte dieses vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall seyn, daß sie durch unsre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden sollen? Alles soll aus uns heraus und sichtbar werden, unsre Seele soll repräsentabel werden. Das System der Wissenschaften soll symbolischer Körper (Organ-System) unsers Innern werden. Unser Geist soll sinnlich wahrnehmbare Maschine werden, nicht in uns, aber außer

uns. — — Eine ſinnlich wahrnehmbare, zur Maſchine gewordene Einbildungskraft iſt die Welt. Die Einbildungskraft iſt am leichteſten und erſten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des ſich ſelbſt Überſpringens iſt überall der höchſte, der Urpunkt, die Geneſis des Lebens. So iſt die Flamme nichts, als ein ſolcher Act. So hebt alle Philoſophie da an, wo der Philoſophirende ſich ſelbſt philoſophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geſchichte dieſes Proceſſes iſt die Philoſophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben iſt ein überſchwenglicher Erneuerungs-Proceß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Proceſſes hat. Das Präcipitat des Lebens iſt ein Lebendiges,

Lebenfähiges. Wie ſich Wärme zur Flamme verhält, ſo Geiſt zum Leben. —

Hätten wir auch eine Fantaſtik, wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden. Zur Fantaſtik gehört auch die Aeſthetik gewiſſermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philoſophie ſind Künſte. Erſtere iſt die Kunſt unter den Motiven zu Handlungen einer ſittlichen Idee, einer Kunſtidee a priori, gemäß zu wählen, und auf dieſe Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und ſo die Maſſe innerer und äußerer Handlungen (innere ſind die Geſinnungen und Entſchließungen) kunſtmäßig zu einem idealiſchen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre iſt die Kunſt, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunſt, unſre geſammten Vorſtellungen nach einer abſoluten, künſtleriſchen Idee zu produciren, und ein Weltſyſtem a priori aus den Tiefen unſers Geiſtes heraus zu denken; das Denkorgan

activ zur Darſtellung einer rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Geiſt realiſirt, von innen heraus producirt die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß myſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

I.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Preſſe.

A. Welche Laſt Buchſtaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du ſcheinſt zu den Omariſten zu gehören, wenn es erlaubt iſt, euch nach dem Conſequenteſten unter euch zu benennen.

A. Du willſt doch nicht den Lobredner dieſer Bücherſeuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bey dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bey uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bey unſren Nachbarn zuſammengenommen: die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi, und Braſilien ſind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika fällt in die Mit-

te dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willſt, daß wir alles zuſchütten, und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehn ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine

Lücke ausfüllte, und so jede Messe gleichsam ein systematisches Glied in der Bildungskette wäre, so wäre jede Messe eine nothwendige Periode, und so entstände aus zweckmäßigen Fortschritten endlich ein vollendeter Weg zur idealischen Bildung. Ein solcher systematischer Katalog, wie viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Messias, und dieser ist schon längst da. Glaubst du denn, daß das Menschenschicksal, oder wenn du willst, die Natur der Menschheit erst nöthig hat, unsre Hörsäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein System ist? Mir scheint es, als wenn unsre Systematiker noch bey ihr in die Schule gehn könnten. Die Zufälle sind die einzelnen Thatsachen; die Zusammenstellung der Zufälle, ihr Zusammentreffen, ist nicht wieder Zufall, sondern Gesetz, Erfolg der tiefsinnigsten, planmäßigsten Weisheit. Es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Bo-

den gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publicum und Anhänger, und wirken in typographischer Rüstung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leser, und so durchaus.

A. Du scheinst die nachtheiligen Folgen des Lesens, und den ungeheuren Kostenaufwand auf diesen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergessen.

B. O Lieber! — Ist nicht das Geld zum Beleben da? Warum soll es nun nicht auch diesem Bedürfniß unsrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beseelen und befriedigen? In Ansehung der nachtheiligen Folgen, so bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernstes Nachdenken, weil ein solcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willst, und ich wünsche in der That nicht die ächten Philister-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Äußerungen mißmüthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein, ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unſrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beſchwert; dieſe kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr ſehn, und unſre fünf leiblichen Sinne beynah ſo gut wie nicht mehr haben. Warum haften wir uns ſo einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerſtock?

A. Wenn das aber ſo fortgeht, ſo wird man am Ende keine ganze Wiſſenſchaft mehr ſtudiren können, ſo ungeheuer wächſt der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Übung macht den Meiſter und auch im Bücherleſen. Du lernſt dich bald auf deine Leute verſtehn. Man hat oft nicht zwey Seiten dem Autor zugehört, ſo weiß man ſchon, wen man vor ſich hat. Oft iſt der Titel ſelbſt phyſiognomiſch lesbar genug. Auch die Vorrede iſt ein ſubtiler Büchermeſſer. Die Klügern laſſen deshalb jetzt dieſen verrätheriſchen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede ſchwerer iſt, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war ſie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Überfluſſes an literäriſchem Geiſt?

A. Ich weiß aber nicht; mir ſind ſelbſt der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring ich nicht bey Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum

Vehikel lebenslänglicher Beſchäftigung, zum Gegenſtand eines nie ſich erſchöpfenden Genuſſes. Warum ſchränkſt du dich denn nur auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein? Iſt es nicht aus demſelben Grunde? Wir ſind nun einmal ſo eingeſchränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und iſt es nicht am Ende beſſer Einen ſchönen Gegenſtand ſich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeyzuſtreichen, überall zu nippen, und ſo mit vielen, oft ſich widerſprechenden, halben Genüſſen zeitig genug ſich die Sinne abzuſtumpfen, ohne etwas dabey auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du ſprichſt wie ein Religios. Leider triffſt du einen Pantheiſten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug iſt. Ich ſchränke mich auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherey wird mir noch bey weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte Vater zu ſeyn, Kinder könnte ich

nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconsequenz, als nur Einen Geist in mir, und nicht hundert. So wie mein Geist sich in Hundert und Millionen Geister verwandeln soll, so meine Frau in so viel Weiber, als es giebt. Jeder Mensch ist ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, so mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Büchersammlung aus allen Kunst- und Wissenschaftsarten, als Werk meines Geistes vor mir sehn. Und so mit allem. Wilhelm Meisters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir sollten so viel Lehrjahre, in demselben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wäre, die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir schwindelt schon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Etan-

de einige Gläſer von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Haſt du heute Luſt mir deine Ideen über die Schriftſtellerey, und ſonſt weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringſt, ſo helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erſt in Bewegung iſt, ſo iſt er auch deſto unaufhaltſamer und kühner.

B. Natürlich, je ſchwerer ein Ding Kraft äußert, deſto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieſer Bemerkung ſtänden wir vor der deutſchen Literatur, welche die Wahrheit derſelben auffallend beſtätigt. Ihre Capacität iſt ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf ſeyn, daß ſie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen ſey. Indeß iſt doch das nicht zu läugnen, daß ſie in Maſſe den alten

Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römiſche Heere beſiegt haben würden; aber freilich in Maſſe, durch Geſammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Überſicht der ſchicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubſt du, daß ihre Geſchwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigſtens noch im Zeitraum der gleichförmig beſchleunigten Bewegung iſt?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar ſo, daß ſich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und ſeine Bewegung aufhielt, ſcheidet und ſäubert. Bey einem Weſen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bey vordringender Richtung in dem Verhältniß wächſt, als ſeine Geſchwindigkeit zunimmt, und daß ſich alſo ſeine Capacität eben ſo vermehrt. Du ſiehſt, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgeſehen iſt. Es ſind zwey veränderliche Factoren, die im wachſenden Wechſelverhältniß ſtehen, und deren Product hy-

perbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den Einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mit begriffen ist. Der andre sey uns die Energie, Ordnung und Mannichfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechselzunahme durchaus, und schließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächst der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbst- und Vollständigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verschiedenheit.

A. So treffend und schmeichelhaft auch dies Bild der Geschichte unsrer Schriftwelt seyn kann, so ist es mir doch noch zu unverständlich, zu gelehrt. Ich verstehe es nur so

obenhin, indessen mag das gut seyn, und ich bitte dich statt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlassen, und so plan als möglich über einige Erscheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenstriche zu reden, hier bist du den Göttern nicht so nahe, und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten. — — —

3.

Das Leben ist sehr kurz.

Mir kommt es sehr lang vor.

Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt, und bey dem Angenehmen vorbey fliegt? —

Das ist eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, so wenig als Sie. Das Angenehme befördert unsre Kraft, das Unangenehme hemmt sie.

Nun und Sie merken doch hier Unvollſtändigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß ſie das, was ſie wünſchen, nicht erwarten, ſondern aufſuchen ſollen. Merken ſie nicht, daß ſie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt, gerade zur Arzney dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In jener Rückſicht gab ich ſie Ih-

nen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur durch Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie ſind kein Chemiſt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß durch ächte Miſchung ein Drittes entſteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides iſt.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unſre Unterhaltung hat mich auf ein intereſſantes Reſultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt, daher alle Unluſt ſo lang, und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeiſtern mich; nur wenig Schritte noch, und wir ſtehn auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte ſie meinen. Unluſt iſt, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entſteht aus Unluſt. So unſer Leben.

Ich löſe ſie ab, und fahre fort. Das Endliche iſt endlich. Was bleibt? Abſolute Luſt, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbſtbewußtſeyn der Unendlichkeit iſt?

Vorausgeſetzt, daß ſie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zweckloſigkeit gerade die Illuſion charakteriſirt?

Auch das; indeß was ſollen wir zu bewirken ſuchen? Verwandlung der Unluſt in Luſt, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Abſonderung und Erhebung des Geiſtes, des Bewußtſeyns der Illuſion, als ſolcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules laſſen ſie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, das es bey uns ſteht, das Leben wie eine ſchöne genialiſche Täuſchung, wie ein herrliches Schauſpiel zu betrachten, daß wir ſchon hier im Geiſt in abſoluter Luſt und Ewigkeit ſeyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ſey, der fröhlichſte aller Gedanken werden kann und ſoll.

Dieſe Anſicht des Lebens, als zeitliche Illuſion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie ſchnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reitzend wird uns nicht ſo die Vergänglichkeit vorkommen! —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen ſie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehn mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Begriff vom Fürſten etwa ein Rahmen um ein Bild der Ägyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat ſie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, daß ſich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts, aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſi-

ren ist eine gefährliche Spielerey. Es wird am Ende leidenschaftlicher Hang zur Unwahrheit, und vielleicht hat nichts den besten Köpfen und den Wissenschaften mehr geschadet, als diese Renommisterey des phantastischen Verstandes. Diese scientifische Unzucht stumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von strenger Beobachtung, welche doch allein die Basis aller Erweiterung und Entdeckung ist.

B. Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypothese, nur sie bleibt
Ewig neu, so oft sie auch schon sich selber besiegte.

Und nun in Prosa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat so wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeste zu Erweiterung der Wissenschaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchstens den Hypotheti-

kern den Ort, wo sie stehn, macht ihnen den Boden schwankend; eine sonderbare Art, Fortschritte zu Stande zu bringen: wenigstens ein sehr indirectes Verdienst. Der ächte Hypothetiker ist kein andrer, als der Erfinder, dem vor seiner Erfindung oft schon dunkel das entdeckte Land vor Augen schwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Versuche schwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannichfache Berührung und Reibung seiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die sich negativ zur positiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zusammenhängen, und ein neues und himmlisches Licht die zur Welt gekommene Kraft umstrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geschichte der urbildlichen Welt; sie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menschenwelt ist das gemeinschaftliche Organ der Götter; Poesie vereinigt sie, wie uns. —

Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig; sie sind Ideale, die nur approxi-

mando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden. —

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht eine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen: ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Fixſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch

die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringt das Werk vom Meiſter ab, in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Goethes Mährchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er, ſein Schöpfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler. —

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein; er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er ſtellt das Undarſtellbare dar; er ſieht das Unſichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poeſie iſt ein Un-

ding; es ist schon schwer zu entscheiden, ob etwas Poesie sey, oder nicht. Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subject-Object vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — seine Ewigkeit. Der Sinn für Poesie hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weißagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereinigt, wählt, erfindet, und es ist ihm selbst unbegreiflich, warum gerade so und nicht anders. —

Es giebt einen speciellen Sinn für Poesie, eine poetische Stimmung in uns. Die Poesie ist durchaus personell, und darum unbeschreiblich, und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poesie ist, dem läßt sich kein Begriff davon beibringen. Poesie ist Poesie; von Sprech- oder Redekunst unendlich verschieden. —

Man sucht mit der Poesie, die gleichsam nur das mechanische Instrument dazu ist, innere Stimmungen, oder Gemählde und An-

ſchauungen hervorzubringen, vielleicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Gemüthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effect iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſo fern ſie plaſtiſch iſt, doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt, —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannichfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft

denſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich.

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den manichfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen, und zu

vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen versteht; so muß der Dichter den redenden Geist aller Dinge und Handlungen in seinen unterschiedlichen Trachten sich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit besonderm, eigenthümlichen Sinn zu beseelen vermögend seyn. Gespräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beschreibungen, leidenschaftliche Äußerungen, mit allen möglichen Gegenständen angefüllt, unter mancherlei Umständen, und von tausend verschiedenen Menschen muß er erfinden, und in angemeßnen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande seyn über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weise zu sprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn selbst zum Schreiben und Sprechen begeistern. —

Sollten die Grundgesetze der Fantasie die Entgegengesetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik seyn?

Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grund-

ſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beyder. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Ächte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigen-

thümlich, bestimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll seyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerst selten Charaktere; sie sind so selten wie gute Schauspieler. Viele Menschen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenschen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterscheiden. Der Charakter ist durchaus selbstthätig. —

Das Lächerliche ist eine Mischung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden gesucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei diesem Streben und Gefühl unwillkührlich beabsichtigen, ist allerdings etwas sehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach ist um deswillen äußerst ungeschickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiste und richtige Zeichnung selbsterfundner Gegenstände und Geschichten fähig

wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Welt-copei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Überfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur

das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und sofort? —

Das lyrische Gedicht ist das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischtes Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind. —

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinn; alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Lustspiel. Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. —

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunst-

weſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Mahler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Mahler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte

gut verbunden, und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Nahmen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt.

Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt, und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehn: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu dieſen eine beſondre, ſie mannichfach verändernde und ſpecificirende Conſtitution); oder er kann ſich umgekehrt erſt ein Individuum eigner Art feſtſetzen, und zu dieſem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann alſo A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten oder 3) beide wechſelſeitig ſich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) ſich durchkreutzend, 2)

parallel, 3) gänzlich getrennt, darſtellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zuſammenhängende Handlungen eines vernünftigen Weſens (hieher gehört auch das Fatum), oder iſolirte Zufälle, oder beides vermiſcht ſeyn. Sind ſie das Erſte, ſo wird B 1. Darſtellung eines Kampfs, B 2. Darſtellung einer Gemeinſchaft, B 3. Darſtellung doppelter Welten, die höchſtens mahleriſchen poetiſchen Zuſammenhang haben, ſeyn. Sind ſie das Zweyte, ſo wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinſchaft mit dem Glück, B 3. wie beym Erſten ſeyn. Die Regeln des Dritten ergeben ſich aus den beiden erſten. Wenn man weiß, welche Claſſe dieſer verſchiedenen Darſtellungen der Dichter gewählt hat, ſo muß ſich alles darin aus dieſem Begriffe deduciren und rechtfertigen laſſen. Einheit muß jede Darſtellung haben, wenn ſie Eine Darſtellung, Ein Ganzes ſeyn will', und nicht etwa aus Princip im Großen geſtaltlos, und nur im Einzelnen poetiſch geſtaltet ſeyn will; dann aber iſt ſie auch in ſofern kein Kunſtwerk, ſondern eine Samm-

lung von Kunſtfragmenten. Je größer der Dichter iſt, deſto weniger Freiheit erlaubt er ſich, deſto philoſophiſcher iſt er. Er begnügt ſich mit der willkührlichen Wahl des erſten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieſes Keims, bis zu ſeiner Auflöſung. Jeder Keim iſt eine Diſſonanz, ein Mißverhältniß, das ſich erſt nachgerade ausgleichen ſoll. Dieſer erſte Moment begreift die Wechſelglieder in einem Verhältniß, welches nicht ſo bleiben kann; ſo im Meiſter: Sinn für ſchöne Kunſt und Geſchäftsleben ſtreiten ſich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen ſind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verſchiedenen Geſtalten auf Scheidewegen erſcheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Geſtalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten ſuchen muß, erleichtert ſich der Dichter, ſo paradox es auch ſcheint, ſeine Arbeit. Ein ſolches Bout rimé auszufüllen, iſt in der That leichter, als a priori aus dem einfachen Kern

die dazu gehörige mannichfaltige Reihe streng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in jedem Perioden gegliederter Bau seyn. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeschnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze seyn. —

Die Gegenstände des Romantischen müssen, wie die Töne der Aeolsharfe da seyn, auf einmal, ohne Veranlassung, ohne ihr Instrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinsamen Geist verschiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerschöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen

liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nicht mehr nöthig, als den Entſchluß, der unendlichen Mannichfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fodert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſelben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höchſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik, haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Fantasie, die harmonischen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur selbst. —

In einem ächten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und unzusammenhängend seyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geisterwelt gemischt seyn: hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Mährchens ist die, der Welt der Wahrheit durchaus entgegen gesetzte, und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. — In der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige

Chaos; das Chaos, das sich selbst durchdrang, das in sich und außer sich ist. — Das ächte Mährchen muß zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut nothwendige Darstellung seyn. Der ächte Mährchendichter ist ein Seher der Zukunft. —

Der erste Mensch ist der erste Geisterseher, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders, als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwenglicher, als die Ahndung des entschiedensten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unsrer Organe und der Selbstberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Mährchen sind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höhern Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieste des Geisterreichs ist die Blumenwelt. In Indien schlummern die Menschen noch immer, und ihr heiliger Traum ist ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. — —

III.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellt und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannichfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind,

und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehn könne; daß beide ſo untheilbar ſind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, ſo wie eine Republik ohne König nur Worte ohne Bedeutung ſind. Daher entſtand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich, mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König ſeyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt ſeyn müſſen. —

Ein einſtürzender Thron iſt wie ein fallender Berg, der die Ebene zerſchmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo ſonſt fruchtbares Land und luſtige Wohnſtätte war. —

Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Ächte Popularität ist das höchste Ziel des Menschen. —

Die Basis aller ewigen Verbindungen ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Academien, Collegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums. —

Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr gemißhandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft? und soll der

Mensch mehr, als einer aus dem Popolo seyn? —

Alles Ausgezeichnete verdient den Ostracismus; es ist gut, wenn es ihn sich selbst giebt: alles Absolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menschen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und also ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter; aber es muß auch bald fort. —

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil seyn: er ist eine Armatur der gespannten Thätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg

zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völkerrecht ist der Anfang zur universellen Gesetzgebung, zum universellen Staate. —

Der Staat ist immer instinctmäßig nach der relativen Einsicht und Kenntniß der menschlichen Natur eingetheilt worden; der Staat ist immer ein Makroanthropos gewesen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das sittliche Vermögen, der Priester das religiöse Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegorischer Mensch gewesen ist. —

Der Staat wird zu wenig bey uns verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier ſind der Monarch, oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräſentanten, Staatsmittler. Je geiſtvoller und lebendiger die Glieder ſind, deſto lebendiger, perſönlicher iſt der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, ſo wie in einer religiöſen Gemeinſchaft ein perſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart: der Staat und Gott, ſo wie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend mannichfaltigen Geſtalten; nur pantheiſtiſch erſcheint Gott ganz, und nur im Pantheismus iſt Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So iſt für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du iſt ein Supplement zum großen Ich; wir ſind gar nicht Ich, wir können und ſollen aber Ich werden, wir ſind Keime zum Ich-Werden. Wir ſollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben

wir uns ſelbſt zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich iſt. — —

Aus Ökonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälteriſch zu Werke gehn, ſo wären wir alle Könige. —

Die Ehe iſt für die Politik, was der Hebel für die Maſchinenlehre. Der Staat beſteht nicht aus einzelnen Menſchen, ſondern aus Paaren und Geſellſchaften. Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau iſt der ſogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung iſt nie zu groß. Die zweckmäßige, ſyſtematiſche Beſchäftigung der Menſchenmaſſe iſt das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird überſetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommner der Staat. Keine Abgabe ſoll ſeyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen iſt: wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate anwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege, u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht

im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in seiner Geliebten lebt, wird sich über Abgaben beschweren, denn sie sind der höchste Vortheil. Die Abgaben kann man als Besoldung des Staats, d. i. eines sehr mächtigen, sehr gerechten, sehr klugen und sehr amüsanten Menschen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats ist das dringendste Bedürfniß für den Menschen; um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten wie der einzelne Mensch. Ein Mensch ohne Staat ist ein Wilder. Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staate; je gebildeter, desto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt milde und gesittete Staaten, moralische und unmoralische, genialische und Philister-Staaten. Staaten erziehen sich entweder selbst, oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polarisirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entstehn, so wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies ist dem Gemeinen

entgegen geſetzt. Der gebildete Menſch muß beides vereinigen können; er muß beides ſeyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer. —

Gold und Silber ſind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je ſtärker das Herz iſt, deſto lebhafter und freigebiger treibt es das Blut nach den äußern Theilen: warm und belebt iſt jedes Glied, und raſch und mächtig ſtrömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, ſo düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen ſind Erdenkinder, wir Kinder des Äthers. Die Lunge iſt eigentlich unſer Wurzelkern, wir leben wenn wir athmen, und fan-

gen unſer Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freyten die Töchter der Erde) Wir freſſen die Pflanzen, und ſie gedeihn in unſerm Moder. Was uns das Freſſen iſt, das iſt den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen iſt das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer iſt einer liederlichen Frau zu vergleichen.) Das Befruchten iſt die Folge des Eſſens, es iſt die umgekehrte Operation; dem Befruchten ſteht das Gebähren, wie dem Eſſen das Empfangen entgegen. Der Mann iſt gewiſſermaßen auch Weib, ſo wie das Weib Mann; entſteht etwa hieraus die verſchiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück ſtehn in beſtändiger Wage. Jedes Unglück iſt gleichſam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur deſto mächtiger durchbricht. Dies iſt nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Ökonomie. —

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken intereſſirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entſtehung, ihre Geſchichte, ihre Verhältniſſe, ihre mannichfaltige Stellung, ihre mannichfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verſchiedenen Formationen. So läßt ſich ein an ſich trivialer Gedanke ſehr intereſſant bearbeiten; ein weitläuftiges Unternehmen der Art kann ſehr intereſſant ſeyn, ungeachtet das Reſultat eine Armſeligkeit iſt; hier iſt die Methode, der Gang, der Proceß, das Intereſſante und Angenehme. Je reifer man iſt, deſto mehr wird man Intereſſe an Productionen der letztern Art haben. Das Neue intereſſirt weniger, weil man ſieht, daß ſich aus dem Alten ſo viel machen läßt. Man verliert die Luſt am Mannichfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Inſtrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und inter-

essirt sich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Essen ist ein accentuirtes Leben. Essen, Trinken und Athmen entspricht der dreyfachen Abtheilung der Körper in feste, flüssige und luftige. Der ganze Körper athmet, nur die Lippen essen und trinken; gerade das Organ, das in mannichfachen Tönen das wieder aussendet, was der Geist bereitet und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen sind für die Geselligkeit so viel: wie sehr verdienen sie den Kuß! Jede sanfte weiche Erhöhung ist ein symbolischer Wunsch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und bescheiden zu seinem Genusse ein, und so dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich seyn. —

Durch das Eigenthum wird der Besitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Postulat des weiblichen Mysticismus ist gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum ersten besten

Gegenstande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt dies nicht voraus! —

Die Muster der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Existenz sehr genau, und hüten sich gewissenhaft, dieselben zu überschreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen selbst übertriebene Feinheiten, Delicatessen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechselung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neuen Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reitze. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen seiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlichkeit. Zu guter Witz ist ihnen fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude. —

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind. Eheleute müssen eine

Art von Mischung der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit haben. Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch geschmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe sagen; denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe — die gesellige, die lebendige Liebe. Die Philosophie entsteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löst allmählich alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beiwohnen. Ein milder Ernst ist die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältnisse ist die Moral so schwierig in der Praxis. —

Aller unbestimmte, allgemeine, subjective Trieb oder Reiz läßt sich nur durch eine unendliche Reihe bestimmter Handlungen befriedigen. Er strebt nach keinem Object; er erhält sich nur selbst; er ist eine sollicitatio perpetua; er ist die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter iſt ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viele Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner iſt, als armſelige Gewöhnlichkeit? — Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Unbekanntſchaft mit uns ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt, entſteht hier eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt. —

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſchlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo giebt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, ver-

räth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Überzeugung. —

Alle Menschen sind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Mensch nicht weiter kann, so hilft er sich mit einem Machtspruche, oder einer Machthandlung: einem raschen Entschluß. —

Die Erhebung ist das vortrefflichste Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Collisionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelstand, die Erhebung aller Menschen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderstand, der Materie zu Geist, des Menschen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. s. w. —

Neigungen sind materiellen Ursprungs; Anziehungs- und Abstoßungskräfte sind hier wirksam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menschen, und man kann von leidenschaftlichen Menschen im eigentlichsten Sinne sagen, daß

ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Neigungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens, was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum des Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwilderndſten Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſt unſer Verhältniß, Verknüpfung (die Übergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein

beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erst Physiker werden, wenn wir imaginative Stoffe und Kräfte zum Maaßstab der Naturstoffe und Kräfte machen. —

Es ist ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Mensch sich selbst überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches ihm das entgegengesetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengesetzte Unangenehme angenehm ward. Dieses sind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär soll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geschähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Mensch das Übel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reitzendste Wollust in seinen

Armen, die höchste positive Lust durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis seyn? Je fürchterlicher der Schmerz, desto höher die darin verborgene Lust? Jede Krankheit ist vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweyer Wesen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehn. Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an? Halbe Krankheit ist Übel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere. — Ließe sich das Übel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böse? Soll etwa die Poesie die Unlust, wie die Moral das Böse vertilgen? Der Übergang des guten Herzens zur Tugend ist nicht durch das Böse, sondern durch die Philosophie. — Es giebt nichts absolut Böses, und kein absolutes Übel. Es ist möglich, daß der Mensch sich allmählich absolut böse macht, und so allmählich auch ein absolutes Übel schafft; aber beides sind

künſtliche Producte, die der Menſch nach Geſetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Übel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Princip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Übel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehn, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Übel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Übels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. —

Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. —

Böſe Menſchen müſſen das Böſe aus Haß gegen die Böſen thun. Sie halten alles für böſe, und darum iſt ihr zerſtörender Hang ſehr natürlich; denn ſo wie das Gute das Erhaltende, ſo iſt das Böſe das Zerſtörende. Dies reibt ſich am Ende ſelbſt auf, und widerſpricht ſich ſogar im Begriff, dagegen ſich jenes ſelbſt beſtätigt, und in ſich ſelbſt beſteht und fortdauert. Die Böſen müſſen wider ihren und mit ihren Willen zugleich böſe handeln; ſie fühlen, daß jeder Schlag ſie ſelbſt trifft, und doch können ſie das Schlagen nicht laſſen. Bosheit iſt nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher ſo hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen iſt. —

In Fichtes Moral ſind die wichtigſten Anſichten der Moral. Die Moral ſagt ſchlechthin nichts beſtimmtes; ſie iſt das Gewiſſen,

eine bloße Richterinn ohne Geſetz; ſie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; ſie iſt durchaus Entſchloſſenheit. Geſetze ſind der Moral durchaus entgegen. —

Spinoza und Andre haben mit ſonderbarem Inſtinct alles in der Theologie geſucht, die Theologie zum Siz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategoriſchen, imperativen, ſchönen oder vollkommnen Wiſſen, einem an ſich befriedigenden Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz, einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zum Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant. — Iſt nicht die Moral, in ſo fern ſie auf Bekämpfung der ſinnlichen Neigung beruht, ſelbſt wollüſtig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Menſch plözlich wahrhaft glaubte, er ſey moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken; vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dies bemerklich. —

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel, und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen.

In ſo fern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck; es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt ſo wie ich will, wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechender Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt ununterſcheidbar zugleich wahr. — — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von

Ideen, wird keine Decomposition und Umschaffung der Welt (wenigstens nicht, in so fern ich Mitglied dieser bestimmten Welt bin), sondern es wird nur eine Variations-Operation seyn können. Ich werde unbeschadet der Welt und ihrer Gesetze, mittelst derselben, sie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Ansicht der ganzen Welt durch den Moralsinn. Deduction des Universums aus der Moral; alle wahren Verbesserungen sind moralische Verbesserungen, alle wahren Erfindungen moralische Erfindungen, Fortschritte. (Verdienste des Sokrates.) —

Aller innere Sinn ist Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl ist Gefühl des absolut schöpferischen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Personalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott ist ein gemischter Begriff. Er ist aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelst einer moralischen Offenbarung, entstanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet der Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunſt, nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Moraliſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig, Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität. Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das System der Moral muß System der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß sie Transcendenzen sind. Unsre Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Mensch Gott werden wollte, sündigte er. — Krankheiten der Pflanzen sind Animalisationen, Krankheiten der Thiere Rationalisationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entsprechen? — Pflanzen sind gestorbene Steine, Thiere gestorbene Pflanzen. —

Die Natur soll moralisch werden; wir sind ihre Erzieher, ihre moralischen Tangenten, ihre moralischen Reize. — Läßt sich die Moralität, wie der Verstand u. s. w. objectiviren und organisiren? —

Die Natur wird moralisch seyn, wenn sie aus ächter Liebe zur Kunst sich der Kunst hingiebt, thut, was die Kunst will; die Kunst, wenn sie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Bei-

de müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie, etwa wie die Wiſſenſchaftslehre, bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten (und bloß von oben herunter), und Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn; ihre Wohnſtätte wäre der Himmel. — Phyſiologie überhaupt wäre Welt-Pſychologie, und Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur Geiſt des Ganzen, ſubſtantielles Prinzip verſtanden wird. — — Gott und Natur muß man alſo trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen; er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden. — — Der moraliſche Gott iſt etwas viel höheres

als der magiſche Gott. — — Wir müſſen Magier zu werden ſuchen, um recht moraliſch ſeyn zu können. Je moraliſcher, deſto harmoniſcher mit Gott, deſto göttlicher, deſto verbündeter mit Gott. Nur durch den moraliſchen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moraliſche Sinn iſt der Sinn für Daſeyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchſte, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinſchaftliches Leben und Sein, der Sinn für das Ding an ſich, der ächte Divinationsſinn (diviniren, etwas ohne Veranlaſſung, Berührung, vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Berührung, Miſchung hindeutet, iſt hier freilich nicht recht ſchicklich, indeß iſt es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft, ausgedrückt werden. Es iſt Nicht-Sinn, oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn iſt. — — Moraliſch handeln und religiös handeln ſind alſo aufs innigſte

vereinigt. Man soll gänzlich innere und äußere Harmonie beabsichtigen; zugleich das Gesetz und den Willen Gottes, jedes um sein selbst willen, erfüllen. Es giebt also ein einseitiges moralisches und ein einseitiges religiöses Handeln. —

Können Wunder Überzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Überzeugung, diese höchste Function unsers Gemüths und unsrer Personalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß isolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unserm übrigen Bewußtseyn, ein Traum. Aber eine innige moralische Überzeugung, eine göttliche Anschauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewisse intellectuelle Gränzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da seyn, wie die Hülflosigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu seyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menschen bestimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der

Geiſter und der Weſen der Vernunft. Unſer Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Gränze des intellectuellen Fortſchritts, aber wir ſollen uns welche ad hunc actum tranſitoriſche Gränzen ſetzen, begränzt und unbegränzt zugleich ſeyn, Wunder thun können aber keine thun wollen, alles wiſſen können aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unſers Willens geht auch die Bildung unſers Könnens und Wiſſens fort. In dem Augenblick, wo wir vollkommen moraliſch ſind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchſtens moraliſche (Chriſtus). Der Wunder höchſtes iſt eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral iſt, wohl verſtanden, das eigentliche Lebens-Element des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigner ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eignes Daſeyn, und es iſt, als hätten wir um unſrer ſelbſt willen, aus innrer

Natur

Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Übel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt. Ohne dies Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieſer zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber ſelten nur wird ein Buch um des Buchs willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachſen begriffen ſeyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet

würden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt hätten. Wohl alſo denen, die hier ſchon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimation derſelben. Beide geſchehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Die Fantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall; iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgend iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freilich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos; aber wie

ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt iſt. Wir werden mehr genießen, als je: denn unſer Geiſt hat entbehrt. —

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödliche Froſt, die freie Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Prinzip nach Miſanthropos und Miſotheos.

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als vorgezogene Kinder

ſich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mitglieds muß der Menſch durchaus frei ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freien Wahl überhaupt fähig ſind, ſo werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociation, oder ihre beſondere Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehen Landesreligionen. Je ſelbſtſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu demſelben werden mannichfal-

tiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm, beſtehe. —

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſo fern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen iſt Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, eine ächt religiöſe Ten-

denz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſere Zeiten erhielt.

Die wahre Religion ſcheint aber bey einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinn nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beyde zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung be-

werkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet, oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreyfach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Beſonnenheit. Alſo iſt Licht, der Analogie nach, Action der Selbſtrührung der Materie. Der Tag iſt alſo

das Bewußtſeyn des Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe ſich zu neuem Leben und Anſchauen. Alſo auch hier Religion. Denn iſt das Leben der Planeten etwas anders, als Sonnendienſt? Auch hier kommſt du uns alſo entgegen, uralte, kindliche Religion der Parſen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug iſt es, daß die griechiſche Mythologie ſo unabhängig von der Religion war. Es ſcheint, daß die Kunſtbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Inſtinct war. Die Religion war weſentlich Gegenſtand der menſchlichen Kunſt. Die Kunſt ſchien göttlich, oder die Religion künſtlich und menſchlich. Der Kunſtſinn war der Religions-Erzeugungsſinn, die Gottheit offenbarte ſich durch die Kunſt. —

Die Geiſtlichen und Herrnhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß ſie Idealiſten von Profeſſion ſind, und Religion ex professo treiben, ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, und eigentlich auf dieſer Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten, war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten. —

Unter Menſchen muß man Gott ſuchen. In den menſchlichen Begebenheiten, in menſchlichen Gedanken und Empfindungen offenbart ſich der Geiſt des Himmels am hellſten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollte jeder aufſtehen, und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den andern mittheilen; dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. —

Liebe kann durch abſoluten Willen in Religion übergehen. Des höchſten Weſens wird man nur durch Tod werth (Verſöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfsbedürftig ſeyn. In wie fern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Spinoza iſt ein Gott-trunkener Menſch. —

Der Spinozismus iſt eine Überſättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt alſo directe und indirecte Atheiſten. Je beſonnener und ächt poetiſcher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn?

Trug und Illusion stehn allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen stehn die Grille, die sclavische Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten bestimmte Willkühr, gegenüber: daraus geht die Täuschung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines bessern Daseyns sind. Unter diesen Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchste Glück ist, seine Geliebte gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn. Aufmerksamkeit auf Gott, und Achtsamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Ueberzeugung und Beruhigung in unsre Seelen einbricht, ist das Wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann. —

Alle unsre Neigungen scheinen nichts als angewandte Religion zu seyn; das Herz scheint gleichsam das religiöse Organ. Vielleicht

iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenſtänden ſich ſelbſt empfindet, ſich ſelbſt zu einem idealiſchen Gegenſtande macht, entſteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen ſich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Weſen, eine Gottheit iſt, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieſer Naturgott ißt uns, gebiert uns, ſpricht mit uns, erzieht uns, läßt ſich von uns eſſen, von uns zeugen und gebären, und iſt der unendliche Stoff unſrer Thätigkeit und unſers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem ſolchen Gott, ſo iſt dies angewandte Religion. —

Religionslehre iſt wiſſenſchaftliche Poeſie. Poeſie iſt unter den Empfindungen, was Philoſophie in Beziehung auf Gedanken iſt. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des ſogenannten Überſinnlichen und Überirdiſchen in ſich. Sie iſt theils theoretiſch, theils praktiſch. —

Die katholiſche Religion iſt gewiſſermaßen ſchon angewandte chriſtliche Religion. Auch die Fichteſche Philoſophie iſt vielleicht angewandter Chriſtianismus. —

Eine Predigt iſt ein Bruchſtück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanoniſchen Theils der Bibel. Jede Predigt ſoll Religion erwekken, Religions-Wahrheiten vortragen: ſie iſt das Höchſte, was ein Menſch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt iſt eine Inſpirationswirkung, ſie muß und kann nur genialiſch ſeyn. Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommnen, die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton; man erinnre ſich an die vollkommenen Charaktere im Schauſpiele, an die Trockenheit eines ächten, reinen philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend. Die Predigt muß pantheiſtiſch ſeyn; angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten. —

Aller Glauben iſt wunderbar und wunderthätig: Gott iſt in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glauben iſt indirect-wunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn ſie Glauben zu uns haben. — Glaube iſt hienieden wahrgenommene Wirkſamkeit und Senſation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht ſich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube iſt Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdiſcher Glaube iſt Wille. Glauben iſt Wahrnehmung des realiſirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Chriſtenthums iſt vortreflich; das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, eines lebendigen, moraliſchen Raums. — Auch ſchließt ſich dies ſchön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren

Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angeln der Welt. — Absolute Abstraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlichen bessern Welt: dies ist der Kern der Geheiße des Christenthums, und hiemit schließt es sich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herstellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Universum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein ächt christliches Product. —

Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden

den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anſpruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden.

Sie iſt das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie iſt der Keim alles Demokratismus, die höchſte Thatſache der Popularität.

Ihr unpoetiſches Äußere, ihre Ähnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde ſcheint ihr nur geliehen zu ſeyn.

Sie iſt tragiſch und doch unendlich mild, ein ächtes Schauſpiel, Vermiſchung des Luſt- und Trauerſpiels.

Die griechiſche Mythologie ſcheint für die gebildeteren Menſchen zu ſeyn, und alſo in gänzlicher Oppoſition mit dem Chriſtenthum. Der Pantheismus iſt ein drittes Ende. —

Die

Die Vernichtung der Sünde, dieſer alten Laſt der Menſchheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, iſt durch die Offenbarung des Chriſtenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft iſt nicht für den Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück iſt der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher ſich auch die alten Heiligen ſelbſt in Unglück ſtürzten. —

Märtirer ſind geiſtliche Helden. Jeder Menſch hat wohl ſeine Märtirerjahre. Chriſtus war der große Märtirer unſers Geſchlechts; durch ihn iſt das Märtirerthum unendlich tiefſinnig und heilig geworden. —

Man ſollte ſich ſchämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um ſeinen Beiſtand, daß er die ängſtlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erſt einen ängſtlichen Gedanken auch gleich als ſolchen kennen. Mit innigem Gebet und feſtem Vorſatz

iſt vieles möglich. Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, ſo grübelt man nicht; dann iſt nur Eine große, erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Geſichtspunkte giebt es keine Wolken; da iſt nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann iſt anders, als das Kind. Mann ſeyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten iſt in der Religion, was Denken in der Philoſophie iſt. Beten iſt Religion machen; Predigten ſollten eigentliche Gebete ſeyn. Der religiöſe Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, ſie hat eine eigne religiöſe Welt, ein eignes religiöſes Element. —

Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel; er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſeyn, nicht todter, irdiſcher, zweideutiger Buchſtabe. —

Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht giebt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für den Liebenden iſt der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien. —

Iſt es nicht klug für die Nacht ein geſelliges Lager zu ſuchen?
Darum iſt klüglich geſinnt, der auch Entſchlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradieſe, dem Symbol der Jugend an, und ſchließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbeſtandtheile ſind ächt großhiſtoriſch. (In jedem großhiſtoriſchen Gliede muß gleichſam die große Geſchichte ſymboliſch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Teſtaments iſt der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was geſühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geſchichte eines jeden Menſchen ſoll eine Bibel ſeyn. Chriſtus iſt der neue

Adam. Eine Bibel ist die höchste Aufgabe der Schriftstellerey. —

Höchst sonderbar ist die Ähnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Mährchen: anfänglich eine Bezauberung. dann die wunderbare Versöhnung u. s. w. die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. Wahnsinn und Bezauberung haben viel Ähnliches. Ein Zauberer ist ein Künstler des Wahnsinns.

Die Geschichte Christi ist eben so gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte: und überhaupt ist nur die Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel seyn kann. —

Mystischer Glaube an das, was einmal da ist, das Alte, Bekannte, und mystische Hofnung und Freude auf alles, was da kommen soll, das Neue, Unbekannte, dies sind zwei sehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menschheit. —

Ob das Menschengeschlecht progrediendo geht, ist eine sonderbare, unbeantwortliche philosophische Frage; warum fragt man nicht auch: verändert sich das Menschengeschlecht? Diese Frage ist höher. Aus der Veränderung

läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehn. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, — künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum

werden. (Körper-Schema — Weltkugel.) Schema der Züge oder Ströme, — Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengesetzt — Bewegung. Die consonirte Bewegung der Zeit ist die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löst sich wieder in absolute Bewegung auf. Wo Körper ist, ist Raum nicht. Wo Bewegung ist, ist Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen sollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit, — gebildete Zeit. Die Zeit dauert absolut. Alle Ströme sollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde sind prosaischer Natur; es ist die Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht ist der Anfang der neuen, gebildeten, poetischen Periode. —

Über den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erstarrungs-Proceß der irdischen Zeit. — Sie hat eine sonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie sie auch alles zerstört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Besonderes Leben der Seele. Innere Lebensweise. Der

Erſtarrungs-Proceß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengeſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andre Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unſre Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems beſtimmt. — Je mannichfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannichfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über, Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt; ohne Bedeutung iſt er freilich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche Inſtinct (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten). Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menſchen und

nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina: jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig, Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, daß ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurück gelegt wur-

de, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt ist gegeben, und Archimedes kann nun sein Versprechen erfüllen. —

Die Geschichte erzeugt sich selbst. Erst durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entsteht sie. So lange jene nicht fest gehalten wird durch Schrift und Satzung, kann diese nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menschen gehn viel zu nachläßig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geschichte ist ein eigenthümliches Produkt des Verstandes und des Willens; ohne deren Zuthun giebt es keine Geschichte; durch sie kann aber alles zur Geschichte, zum Beispiel, zum Bilde eines Gesetzes werden. —

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, welcher der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisation überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine

ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unsre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römisch: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entstanden; und so wäre der Name, römisches Reich, warlich ein artiger, sinnreicher Zufall. Deutschland ist Rom, als Land. Ein Land ist ein großer Ort mit seinen Gärten. Das Kapitol ließe sich vielleicht nach dem Gänsegeschrey vor den Galliern bestimmen. Die instinctartige Universalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im Deutschen Volk. Das Beste, was die Franzosen bey der Revolution gewonnen haben, ist eine Portion Deutschheit. —

Deutsche giebt es überall. Germanität ist so wenig wie Romanität oder Gräcität und Brittanität auf einen besondern Staat eingeschränkt. Es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein

geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweyten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen Griechiſchen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk. Daher erklärt ſich die große Individualität der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft; wobey doch nicht zu läugnen iſt, daß an einigen Gränzen Ägyptiſcher und Orientaliſcher Myſticismus ſie angegriffen und moderniſirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beſte zu halten, iſt ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beſte und einzige zu halten, und ganz für ſie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Anſprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entſchiedenen Reſpect vor allem hat, das

geſchehen iſt, der hiſtoriſch religiös iſt, der abſolute Gläubige und Myſtiker der Geſchichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schickſals. Das Fatum iſt die myſtificirte Geſchichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, iſt eine Religion, die nur Einen Apoſtel, Einen Evangeliſten und Anhänger hat und haben, und Wechſelreligion ſeyn kann, aber nicht zu ſeyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealiſcher Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen ſie zuſammen. Menſchen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealiſche Begebenheit, ſo daß ſie unvollkommen erſcheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen ſind. So bei der Reformation. Statt des Proteſtantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menſchen, als ſeine Lebensgeſchichte? Und ſo bildet den großartigen Menſchen nichts, als die Weltgeſchichte.

Manche Menschen leben besser mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch ist die Gegenwart gar nicht verständlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchsten Producten, mit dem gediegensten Geist des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus der menschlich prophetische Blick entsteht, dessen der Historiker, der thätige, idealistische Bearbeiter der Geschichtsdaten nicht so entbehren kann, wie der grammatische und rhetorische Erzähler. —

Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu seyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander manchen heiligen Keim ersticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreutee Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. —

Die Gesellschaft der Jesuiten wird ewig ein Muster aller Gesellschaften seyn, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen; aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügsten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geschlechts unaufhaltsam den künstlichen Wachsthum eines Theils unterdrückt. Alles Einzelne für sich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geschlechts ist unermeßlich. Alle Plane müssen fehlschlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geschlechts vollständig angelegte Plane sind. —

Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt die Vollendung nicht erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuche erreichen, oder bey einem abermaligen. Vergänglich ist nichts, was die Geschichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Gestalten wieder hervor. —

Aus Instinkt ist der Gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Verfassung; der Ge-

lehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stokkung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Überall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch

mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Fantaſie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Noth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſey. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionär derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen. Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war. So verſchrien die Poeſie in dieſer

neuen Kirche war, ſo gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes ſich bedienten, aber dabey in Gefahr kamen das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warmgewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen ſeines mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden; ſie freuten ſich, daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte

der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemählde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feyerlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue Europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen sie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte sich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und sonst auf, so wurde sogleich von allen Seiten Lärm geblasen, und wo möglich

der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie. Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſeiner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel an Freiheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungs-Plane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer

ganzen Genoſſenſchaft entſtand, mußte ſie wieder, als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günſtigſten Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt, als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt Gottes ſchwebt über dem Waſſer

und ein himmliſches Eiland wird als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Syſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem belehrenden Zuſammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberſtab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Franzöſiſche bleiben, wie die Reformation die Lutheriſche war? Soll der Proteſtantismus abermals widernatürlicher Weiſe, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buchſtaben, Buchſtaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiſte? und glaubt euch auf eine beſſere Einrichtung, einen beſſern Geiſt zu verſtehn? O! daß der Geiſt der Geiſter euch erfüllte und ihr abließt von dieſem thörichten Beſtreben, die Geſchichte und die Menſchheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Iſt ſie nicht ſelbſtändig, nicht eigenmächtig, ſo gut wie unendlich liebenswerth und weißagend? Sie zu ſtudiren, ihr nachzugehn, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat, und zwar nicht in Einer Perſon, ſondern in

allen ihren unzähligen Individualgestalten. Als eine fremde, unscheinbare Waise muß sie erst die Herzen wieder gewinnen, und schon überall geliebt seyn, ehe sie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemischt wird. —

Wo keine Götter sind, walten Gespenster. —

Alles, was in der neuesten Zeit in Deutschland geschehen ist, sind nur noch Andeutungen, unzusammenhängend und roh; aber sie verrathen dem historischen Auge eine universelle Individualität, eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias, in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wunderthätige und wundenheilende, trö-

ſtende und ewiges Leben entzündende Zeit ſeyn, eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden kann, und unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brodt und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Geſang vernommen, und mit himmliſcher Wolluſt als Tod, unter den höchſten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich verficht einen weltlichen Proteſtantismus. Sollten auch weltliche Jeſuiten nun entſtehn, und die Geſchichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn euch hier, wie in den Wiſſenſchaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäiſchen Staaten, zunächſt der hiſtoriſche Zweck des Krieges wäre; wenn eine neue Regung des bisher ſchlummernden Europa ins Spiel käme; wenn Europa wieder erwachen wollte;

wenn ein Staat der Staaten, eine politiſche Wiſſenſchaftslehre uns bevorſtände? Sollte etwa die Hierarchie, dieſe ſymmetriſche Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anſchauung des politiſchen Ichs, ſeyn?

Es iſt unmöglich, das weltliche Kräfte ſich ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdiſch zugleich iſt, kann allein dieſe Aufgabe löſen. Unter den ſtreitenden Mächten kann kein Friede geſchloſſen werden; aller Friede iſt nur Illuſion, nur Waffenſtillſtand. Auf dem Standpunkt der Cabinetter, des gemeinen Bewußtſeyns, iſt keine Vereinigung denkbar. Beide Theile haben große nothwendige Anſprüche, und müſſen ſie machen, getrieben vom Geiſte der Welt und der Menſchheit. Beyde ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt: hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams;

dort das entzückende Gefühl der Freyheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen, und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß ob des Kriegs genug iſt; aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umher treibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehmaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein groſſes Liebesmahl als Friedensfeſt auf den rauchen-

den Wahlstätten mit heißen Thränen gefeyert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, und die Völker versöhnen, und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — —

Das Christenthum ist dreyfacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brodt des ewigen Lebens zu seyn. Eine als Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drey, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüch-

lichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Pabstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Dritte Auflage.

Erster Theil.

Berlin, 1815.

In der Realschulbuchhandlung.

[d. Friedrich Frhr v. Harden-
berg]

Sächsische
L
- 3
Dresden

G

Vorrede

zur erſten Auflage.

Wir übergeben dem Leſer hiemit, was wir, den Umſtänden nach, von den hinterlaſſenen Fragmenten unſers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten. Obgleich dieſe beiden Bände nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, ſo drücken ſie doch vollkommen das Gemüth des Verfaſſers aus, oder ſeine innere Geſchichte, ſo wie ſie alles berühren, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum

haben wir es auch für beſſer gehalten, dieſe Bogen durch keine Geſchichte ſeines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geſchichte ſeines Lebens, was er ſein Leben nennen konnte, verſtehen wird. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich ſeyn dürfte, daß jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre: denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert ſeyn, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andre Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieſer beiden Bände ſprechen.

Den erſten Theil nimmt ein Roman ein, welchen der Verfaſſer unvollendet hinterließ. Ich habe verſucht, in einem kurzen Berichte,

den Lesern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn selber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieses Buch zu seiner weitern Ausarbeitung findet sich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantischen Arbeiten sind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umrisse, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener sanfte, rundende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewisse Haltung. Ruhe und Bewegung in einander, individuelle Beschlossenheit und Fremdheit, Geschmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht sind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit diesen Gedichten war der Verfasser selbst in Ansehung der Ausführung am meisten von allen seinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, sind bis jetzt nicht gedruckt gewesen, so wie

die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuches, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines phyſikaliſchen Romans, welchen der Dichter zwar ſchon vor einigen Jahren in dieſer Geſtalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils beſteht aus Fragmenten vermiſchten Inhalts. Die Freunde des Verfaſſers werden hier die meiſten derjenigen, die unter dem Namen Blüthenſtaub im Athenäum abgedruckt waren, unter verſchiedene Abtheilungen zerſtreut, wieder finden, ſo wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe“ überſchrieben waren, und in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie mitgetheilt wurden; wenige ſind aus größern Aufſätzen abgeriſſen, die mei-

ſten aber aus den Papieren unſers verſtorbenen Freundes, in verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, geſammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. Aus dem Entwurfe dieſes Werkes, welches, wie es ſcheint, nur aus dergleichen abgeriſſenen Sätzen beſtehen ſollte und konnte, ſind die meiſten dieſer Gedanken genommen. Mein Freund, Fr. Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſein konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt, die uns die wichtigeren ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der

ſeine Papiere oftmals von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehn, daß der größte Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurück blieb; ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum Druck, und nur als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtrichenen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Uebrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas

Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat."

Jedem Verehrer der Wissenschaft und Kunst sollte diese Erscheinung wichtig und anziehend seyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverständlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verschiedensten Gedanken denselben Geist ahnden und sehen; dieses wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verständlich machen; ein solcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und sich nicht von einzelnen Widersprüchen stören lassen, die dem Menschen so nothwendig sind, wie aller Krieg; er wird endlich diese Sammlung so brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfassers sie ansehn muß, als ein Buch

der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erst verständlich, wenn nicht gar unnüz macht.

L. T.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Die Freunde dieſer Schriften haben ſchon oft gewünſcht, einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Verfaſſers zu erhalten. Wenn ſich auch in wenigen Büchern das Gemüth des Verfaſſers ſo klar und rein abſpiegelt, wie in dem ſeinigen, ſo iſt es doch natürlich, daß der Leſer etwas von den äußeren Umgebungen und den Schickſalen des Autors zu erfahren wünſcht, welchen er liebt, und diejenigen Freunde des Novalis, welche ihn nicht perſönlich gekannt haben, mögen alſo nachſichtsvoll die wenigen Nachrichten aufnehmen, die ich aus den Erinnerungen ei-

nes zwar vertrauten aber nur kurzen Umganges mit dem Verewigten ſammeln kann.

Der Baron von Hardenberg, der Vater des Verfaſſers, war Direktor der Sächſiſchen Salinen. In der Jugend war er Soldat geweſen, und behielt auch noch im Alter eine Vorliebe für dieſen Stand. Er war ein rüſtiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem, ſtarken Charakter, ein ächter Deutſcher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der Herrnhutiſchen Gemeine doch blieb ſein Weſen heiter, derb und bieder. Seine Mutter gehörte zu derſelben frommen Gemeine, ein Muſter edler Frömmigkeit und chriſtlicher Milde, mit welchen ſie in der ſchönſten Ergebenheit das Schickſal trug in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern ausſterben zu ſehn.

Am zweiten May im Jahre 1772 ward Friedrich v. Hardenberg (Novalis) auf einem Familiengute in der Grafſchaft Mansfeld geboren. Eine Schweſter ausgenommen, welche ein Jahr früher geboren wurde, war er der älteſte von eilf Geſchwiſtern.

Die Familie beſtand aus ſieben Söhnen und vier Töchtern, welche alle durch Geiſt und Gemüth ausgezeichnet waren, und welche die ſchönſte und freiſte Liebe verband, und ſie mit eben dieſer freien Liebe, ſo daß jeder ſich ſeiner Eigenthümlichkeit bewußt blieb, den Eltern verknüpfte. Friedrich v. Hardenberg war in ſeinen erſten Kinderjahren ſehr ſchwächlich, doch ohne an eigentlichen oder ſchweren Krankheiten zu leiden. Er war träumeriſch ſtill und verrieth nur wenig Geiſt, er entfernte ſich von andern Knaben, und nur die außerordentliche Liebe mit welcher er ſich ganz ſeiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor ſeinen andern Geſchwiſtern aus. Dieſe Mutter, die ältere Schweſter, und zwei Brüder, die nur wenig jünger waren, als er, waren ſeine einzigen Geſellſchafter. Im neunten Jahr überfiel ihn eine gefährliche Ruhr, die eine völlige Atonie des Magens zur Folge hatte, welche nur durch eine langwierige Cur und die ſchmerzhafteſten Reizmittel gehoben werden konnte. Nun ſchien ſein Geiſt wie aus einem Schlafe zu erwachen, und er zeigte ſich plötzlich als ein mun-

tres, thätiges und geiſtreiches Kind. Sein Vater, der durch ſeine weitläuftigen Geſchäfte oft abgerufen wurde und viele Zeit ſeines Lebens auf Reiſen zubrachte, mußte den wichtigſten Theil ſeiner Erziehung der Mutter und den Hofmeiſtern überlaſſen. Die ſanfte Ruhe, die ſchöne Religioſität der Mutter, ſo wie die fromme Stimmung beider Eltern, welche ſich natürlich auch dem ganzen Hauſe mittheilte, machten auf ſein Gemüth die tiefſten Eindrücke, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch beglückten. Er war nun ſehr fleißig, ſo daß er ſchon im zwölften Jahre ziemlich Kenntniſſe im Lateiniſchen und einige vom Griechiſchen beſaß: Gedichte zu leſen war die Erholung ſeiner müßigen Stunden. Vor allen liebte er Mährchen und er übte ſich ſchon früh, dergleichen zu erfinden und ſeinen Brüdern zu erzählen. Ein ſonderbares poetiſches Spiel ſetzte er mit dieſen (mit Erasmus und Carl) einige Jahre fort: jeder von ihnen ſtellte nehmlich einen Genius vor, der eine des Himmels, der andre des Waſſers, der dritte der Erde; Sonntags Abends erzählte ihnen dann No-

valis die mannigfaltigsten und wunderbarsten Begebenheiten aus diesen verschiedenen Reichen. Aus dieser Zeit finden sich auch noch einige Gedichte von ihm.

Er ergob sich einem vielleicht übertriebenen Fleiße und las vorzüglich die Geschichte mit außerordentlicher Begierde. Im Jahr 1789 besuchte er ein Gymnasium und im Herbst des folgenden Jahres ging er um zu studiren nach Jena. Hier blieb er bis 1792, und besuchte nun mit seinem Bruder Erasmus die Universität Leipzig. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg und vollendete dort seine Studien.

In diesen Jahren trat, beim Ausbruch des Französischen Krieges, auf einige Zeit eine gewaltsame Unterbrechung ein, indem sich eine plötzliche Kriegslust seiner so gewaltsam bemeisterte, daß nur die vereinten Bitten seiner Eltern und Verwandten ihn wieder beruhigen konnten.

Zur nemlichen Zeit machte er auch Friedr. Schlegels Bekanntschaft, dessen wärmster Freund er bald wurde; auch Fichte lernte er kennen, und diese beiden Geister hatten ei-

nen großen und bleibenden Einfluß auf sein ganzes Leben. Er studirte nach einiger Zeit die Wissenschaftslehre mit unermüdlichem Eifer. Nachdem er Wittenberg verlassen hatte, ging er nach Arnstadt in Thüringen, um sich in praktischen Geschäften unter dem Kreis-Amtmann Just zu üben. Dieser treffliche Mann wurde bald einer seiner vertrautesten Freunde. Es war nicht gar lange nach seiner Ankunft in Arnstadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erste Anblick dieser schönen und wunderbar lieblichen Gestalt entschied für sein ganzes Leben, ja man kann sagen, daß die Empfindung, welche ihn durchdrang und beseelte, der Inhalt seines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergestalten prägt sich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdselig und geistig lieblich ist, überirdisch oder himmlich nennen müssen, und gewöhnlich befällt uns bei diesen verklärten und fast durchsichtigen Angesichtern die Furcht, daß sie zu zart und feingewebt für dieses Leben sind, daß es der Tod oder die Unsterblichkeit ist, die uns so bedeutend

aus den glänzenden Augen anschaut; und nur zu oft macht ein schnelles Hinwelken unsre ahndende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender sind diese Gestalten, wenn sie die Kindheit glücklich zurück gelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unsers Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrükken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegt, und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter so oft er nur von ihr sprach. Sie hatte dreizehn Jahre beschlossen, als er sie kennen lernte. der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blütezeit seines Lebens; jede Stunde, die er seinen Geschäften abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbst desselben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft. Bald darauf ward Sophie tödlich krank; an einem Fieber, welches mit Seitenstichen verbunden war, und ob sie gleich nach eini-

gen Wochen wieder hergestellt wurde, so behielt sie doch einen Schmerz in der Seite, der ihr durch seine Unleidlichkeit manche schöne Stunde verdarb. Novalis war durch die Krankheit seiner angebeteten Geliebten sehr angegriffen worden, doch beruhigte ihn nachher die Aussage ihres Arztes, der diese Schmerzen für unbedeutend hielt.

Kurz nach ihrer Genesung ging er nach Weißenfels, und wurde bei dem Departement, von welchem sein Vater Direktor war, als Auditor angestellt. Der Winter von 17$\frac{9}{5}$ verflog ihm unter Geschäften, und die Nachrichten aus Grüningen waren fast immer beruhigend, im Frühjahre 1795 reisete er einige mal hin und fand seine Braut dem Anschein nach gesund. In dieser Zeit aber war sein Bruder Erasmus erkrankt, so daß er die Studien aufgeben mußte, und sich in einer entfernteren Gegend dem Jagd- und Forstwesen widmete. Der nächste Bruder Carl war Soldat und mußte in diesem Frühjahre in das Feld ziehn. So lebte Novalis ruhig in dem Hause seiner Eltern, mit diesen vorzüglich und seinen beiden ältesten

Schweſtern, (die übrigen Geſchwiſter waren noch unerwachſen) als er im Sommer, indem er ſich der Ausſicht auf ſeine nahende Verbindung mit Sophien erfreute, plötzlich die Nachricht erhielt, daß ſie in Jena ſei, und ſich dort habe operiren laſſen. Es war ihr Wille geweſen, daß er ihre Krankheit, ſo wie die gefährliche Operation, nur wann ſie vorüber ſei, erfahren ſolle; ſie litt an einem gefährlichen Lebergeſchwür. Er eilte nach Jena, und fand ſie ſehr leidend, der Arzt, der den Ruf des geſchickteſten hatte, ließ nur eine ſehr langſame Geneſung hoffen, ob es ſich gleich zur Beſſerung anließ. Doch mußte die Operation bald wiederholt werden und nun fürchtete der Arzt, daß die Kranke nicht Kräfte genug haben möchte, um die Heilung möglich zu machen. Mit hohem Muth und unbeſchreiblicher Geduld ertrug Sophie alle dieſe Leiden; Novalis tröſtete ſie. Seine Eltern waren zugegen und hofften nichts ſo ſehnlich, als die Geneſung des liebenswürdigen Weſens, auch ſeine beiden Brüder waren zurückgekommen, und alle ſuchten dem Trauernden und der Leidenden

hülfreich zu sein. Im Dezember wünschte Sophie wieder nach Grüningen zu reisen. Novalis bat seinen Bruder Erasmus, die Reise mit ihr zu machen, und dieser begleitete sie mit ihrer Mutter und Schwester, welche sie in Jena gepflegt hatten, nach dem Orte ihres Aufenthaltes, worauf er sich wieder nach dem Forstinstitut in Franken zurück begab.

Novalis war abwechselnd in Weißenfels und Grüningen; er muste es sich aber mit Schmerzen gestehn, daß er Sophien bei jedem Besuche kränker fand. Am Schluß des Januars 1797 kam auch sein Bruder Erasmus sehr krank nach Weißenfels zurück, und die Stimmung des Hauses war sehr traurig, da man den Tod zweier so innig geliebten Wesen täglich erwarten mußte.

Der 17ten März war der funfzehnte Geburtstag seiner Geliebten und den 19ten gegen Mittag entschlummerte sie in den Armen ihrer Schwester und ihrer treuen sie innig liebenden Erzieherinn, einer Mlle. Dansecour. Niemand wagte, diese Nachricht Novalis mitzutheilen, endlich übernahm es sein

Bruder Carl. Der Trauernde verſchloß ſich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reiſete er nach Arnſtadt, um dort bei ſeinen treuen Freunden dem geliebten Orte näher zu ſein, der jetzt die Ueberreſte des theuerſten Weſens verbarg. Schon am 14ten April verließ auch ſein Bruder Erasmus dieſe Welt. Novalis ſchrieb ſeinem Bruder Carl, der nach Nieder-Sachſen eine Reiſe hatte machen müſſen dieſen Todesfall: Sei getroſt, Erasmus hat überwunden, die Blüten des lieben Kranzes löſen ſich einzeln hier auf, um ihn dort ſchöner und ewig zuſammen zu ſetzen." —

In dieſer Zeit lebte Novalis nur ſeinem Schmerze, es ward ihm natürlich, die ſichtbare und unſichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnſucht nach dieſem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und ſein ganzes Weſen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höheren Daſeins. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todesſehnſucht erklären

ſich ſein Weſen und alle ſeine Vorſtellungen, auch iſt es wohl möglich, daß dieſe Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihn pflanzte, wenn es nicht überall ſchon ſein beſtimmtes Schickſal war uns ſo früh entriſſen zu werden.

Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam getröſtet und wahrhaft verklärt zu ſeinen Geſchäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er ſich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In dieſe Zeit, einiges früher, vieles ſpäter, vorzüglich in den Herbſt dieſes Jahres, fallen die meiſten jener Aufſätze, die wir auszugsweiſe unter dem Titel „Fragmente“ dem Publikum mitgetheilt haben, eben ſo die Hymnen an die Nacht.

Im Dezember dieſes Jahres ging er nach Freyberg. Hier erwachte durch Bekanntſchaft und Lehre des berühmten Werner ſeine Liebe zur Phyſik und zum Bergbau von neuem. Hier lernte er Julie v. Ch. kennen, und vielleicht mag es jedem andern, außer ſeinen vertrauten Freunden, ſonderbar dünken, daß er ſich ſchon im Jahre 1798 mit ihr verlobte. Sophie (wie wir auch aus ſeinen

Werken ſehen) blieb der Mittelpunkt ſeiner Gedanken, als eine Abgeſchiedene verehrte er ſie faſt mehr, als da ſie ihm noch ſichtbar nahe war, aber er glaubte doch, daß Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm gewiſſermaßen jenen Verluſt erſetzen könnten. Er ſchrieb um dieſe Zeit „Glauben und Liebe,“ der „Blütenſtaub,“ auch einige andre Fragmente, wie „die Lehrlinge zu Saiß.“

Im Frühjahr 1799 ſtarb Sophiens Erzieherinn, wovon Novalis tief gerührt wurde, weil er wuſte, daß ſie nur aus Sehnſucht zu ihrer geliebten Sophie geſtorben ſei. Er kehrte bald darauf zu ſeinem Vater zurück, und wurde unter dieſem als Aſſeſſor und Amtshauptmann des Thüringiſchen Kreiſes angeſtellt.

Jetzt beſuchte er wieder Jena fleißig, wo er A. W. Schlegels Bekanntſchaft machte und den genialiſchen Ritter aufſuchte, den er vorzüglich liebte und deſſen wunderbares Talent im Experimentiren bewunderte. Im Sommer dieſes Jahres ſah ich ihn zuerſt, als ich meinen Freund Wilh. Schlegel in Jena beſuchte, und unſre Bekanntſchaft wurde ſogleich zur

vertrauteſten Freundſchaft. Es waren ſchöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreiſe beſuchte ich ihn in ſeinem Hauſe und lernte ſeine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Sais und manche ſeiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle, und wir genoſſen in Giebichenſtein im Reichardiſchen Hauſe noch einige ſehr heitre Stunden. Um dieſe Zeit war in ihm der erſte Gedanken zum Oſterdingen entſtanden. Damals hatte er auch einige von ſeinen geiſtlichen Liedern ſchon gedichtet, ſie ſollten einen Theil eines chriſtlichen Geſangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in ſeinen Berufsarbeiten ſehr fleißig, alles was er that, that er mit Liebe, und auch das Geringſte war ihm nicht unbedeutend.

Als ich im Herbſt 1799 meinen Aufenthalt in Jena nahm, und auch Friedrich Schlegel dort wohnte, beſuchte uns Novalis bald, und ſah ſeine Freunde bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Seine ältere Schwe-

ſter verheirathete ſich in dieſem Jahre und die Hochzeit ward auf einem Gute in der Nähe von Jena gefeiert. Nach dieſer Vermählung hielt ſich unſer Freund lange an einem einſamen Orte in der güldnen Aue in Thüringen, am Fuſſe des Kyſhäuſer Berges auf, und in dieſer Einſamkeit wurde ein groſſer Theil des Oſterdingen ausgearbeitet. Er lebte damals vorzüglich in der Geſellſchaft von zwei Männern, eines Schwagers ſeiner Braut, des jetzigen Generals v. Thielmann, und des jetzigen Generals von Funk, den er durch jenen hatte kennen lernen. Der Umgang und die Freundſchaft dieſes leztern war ihm in mehr als einer Hinſicht werth, er konnte die Bibliothek dieſes geiſtvollen Mannes benutzen, in deſſen Chroniken er ſchon im Frühjahr zuerſt auf die Sage von Oſterdingen geſtoßen war. Durch die treſliche Biographie des Kaiſers Friedrich II. von G. v. Funk ward er für dieſen Regenten begeiſtert, welchen er in ſeinem Roman als das Muſter eines Königes darſtellen wollte.

Im Jahre 1800 war N. wieder in Weiſſenfels, und vom 23ſten Febr. ſchrieb er

mir: — „Mein Roman iſt in vollem Gange: 12 gedruckte Bogen ſind ohngefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden; der erſte iſt in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgeſtell des zweiten Theils. Das Ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſein. Heinrich von Oſterdingen wird im erſten Theile zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch wird dieſer Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünſtig. Es iſt ein erſter Verſuch in jeder Hinſicht, die erſte Frucht der bei mir wieder erwachten Poeſie, um deren Erſtehung Deine Bekanntſchaft das größeſte Verdienſt hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es ſind einige Lieder darein, nach meiner Art. Ich gefalle mir ſehr in der eigentlichen Romanze. — Ich werde mannichfachen Nutzen von meinem Roman haben, — der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Luſtſpielen. Sollt' ich dich bald ſehn, ſo bring' ich eine Erzählung und

ein Mährchen aus meinem Roman zu Probe mit.“ —

Er kam mit dem erſten Frühjahr zu uns, und bald darauf noch einmal, indem er uns den erſten Theil des Oſterdingen in derſelben Geſtalt mittheilte, in welcher ihn das Publikum kennt.

Als ich im Sommer 1800 Jena verließ, beſuchte ich wieder meinen Freund auf einige Zeit in ſeinem väterlichen Hauſe in Weißenfels. Ich fand ihn wohl und heiter, auch ſein Anſehn unverändert, obgleich die Seinigen etwas beſorgt waren, und Bläſſe ſo wie zunehmende Magerkeit an ihm bemerken wollten. Er ſelbſt war auf ſeine Diät noch aufmerkſamer als ſonſt, er trank wenigen oder keinen Wein, genoß faſt keine Fleiſchſpeiſen, und nährte ſich hauptſächlich von Milch und Vegetabilien. Wir gingen oder ritten täglich ſpatzieren, beim ſchnellen Hinanklimmen der Hügel, bei jeder auch gewaltſamen Bewegung konnte ich keine Schwäche der Bruſt, oder kürzern Athem an ihm wahrnehmen, und ich ſuchte daher ſeine Gewohnheit zu beſtreiten, weil ich ſeine Entwöhnung

von Wein und ſtärkenden Nahrungsmitteln für irrig und falſche Aengſtlichkeit hielt. Er war begeiſtert von Planen ſeines künftigen Glücks, ſeine Wohnung war ſchon eingerichtet, denn im Auguſt wollte er ſeine Verbindung mit ſeiner Braut feyern; eben ſo gern ſprach er von der baldigen Vollendung des Ofterdingen und anderer Bücher; ſein Leben ſchien ſich in die reichſte Thätigkeit und Liebe auszubreiten. Als ich von ihm Abſchied nahm, konnte ich durchaus nicht ahnden, daß ich ihn nicht wieder ſehn würde.

Indem er im Auguſt nach Freyberg zu ſeiner Hochzeit reiſen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, welches die Aerzte aber nur für hämorrhoidaliſch und unbedeutend erklärten. Doch griff es ihn an, und noch mehr als es ſich periodiſch wiederholte. Seine Verheirathung wurde aufgeſchoben, und im Anfang des Oktober reiſete er mit ſeinem Bruder und ſeinen Eltern nach Dresden. Dieſe verließen ihn dort, um ihre verheirathete Tochter in der Oberlauſitz zu beſuchen, ſein Bruder Carl blieb in Dresden mit ihm zurück. Er wurde augenſcheinlich ſchwächer,

und als er im Anfang Novembers erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahre durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutsturz zu, worauf seine Aerzte gleich erklärten, daß sein Uebel unheilbar sey. Bald darauf kam seine Braut nach Dresden.

Als er schwächer ward, wünschte er einmal mit großer Sehnsucht, seinen Aufenthalt mit einem südlichern Clima vertauschen zu können: er machte den Plan, zu einem seiner geliebten Freunde, Herbert, welcher in Klagenfurt wohnte, zu reisen; aber die Aerzte widerriethen diese Veränderung, vielleicht, weil er schon zu schwach und erschöpft war, um diese Anstrengung ertragen zu können. So verfloß dieses Jahr, und im Januar 1801 wurde der Wunsch, wieder bei seinen Eltern zu seyn so lebhaft in ihm, daß er Ende dieses Monats sich nach Weißenfels zurück begab.

Hier wurden die geschicktesten Aerzte von Leipzig und Jena zu Rathe gezogen, aber sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Woche, doch war er, wie in seiner ganzen

Krankheit, faſt ohne Schmerzen. Er arbeitete noch in ſeinen Geſchäften, und ſchrieb auſſerdem vieles für ſich in ſeinen Heften nieder, auch verſuchte er einiges Poetiſche, ſo iſt z. B. das zweite Sonett, unter ſeinen vermiſchten Gedichten, aus dieſer Periode. Er las ſehr fleißig in der Bibel, auch vieles von Zinzendorfs und Lavaters Schriften.

Je mehr er ſich ſeinem Ende näherte, um ſo gewiſſer hoffte er auf eine baldige Geneſung, denn der Huſten verminderte ſich und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnſucht zum Leben ſchien auch neues Talent und friſche Kraft in ihm aufzugehn; er dachte mit verjüngter Liebe an alle ſeine projektirten Arbeiten, er nahm ſich vor, den Oſterdingen ganz von neuem umzuſchreiben, und kurz vor ſeinem Tode ſagte er einmal: Jetzt habe ich erſt erfahren, was die Poeſie iſt, unzählige, und ganz andre Lieder und Gedichte, als die ich bisher geſchrieben habe, ſind in mir aufgegangen. — Vom 19ten März dem Todestag ſeiner Sophie, wurde er auffallend ſchwächer, viele ſei-

ner Freunde besuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21sten März sein treuer und ältester Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit diesem unterhielt er sich viel, vorzüglich über ihre beiderseitigen Arbeiten. In diesen Tagen war er sehr lebhaft und seine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich gesunden Schlafes. Am 25sten früh um sechs Uhr ließ er sich von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen, dann bestellte er sein Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er seinen Bruder ihm auf dem Clavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig schlafen, dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied, und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

So starb, ehe er noch das neun und zwanzigste Jahr vollendet hatte, unser Freund, an dem man eben so sehr seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein philosophisches Genie, wie

ſein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er ſeiner Zeit ſo vorgeeilt war, ſo durfte ſich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm verſprechen, wenn ihn dieſer frühe Tod nicht übereilt hätte, doch haben ſeine unvollendeten nachgelaſſenen Schriften ſchon viel gewürkt und viele ſeiner großen Gedanken werden noch in Zukunft begeiſtern und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken ſeines Geiſtes erleuchtet und entzündet werden.

Novalis war groß, ſchlank und von edlen Verhältniſſen. Er trug ſein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geſchehen würde, ſein braunes Auge war hell und glänzend und die Farbe ſeines Geſichtes, beſonders der geiſtreichen Stirn, faſt durchſichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne ſeinen Ausdruck. Seine Miene war ſtets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menſchen nach dem Maße unterſcheidet, in welchem ſie ſich vordrängen, oder durch geſuchten Anſtand, durch das, was die Mode verlangt zu imponiren oder aufzufallen ſu-

chen,

chen, verlor ſich Novalis in der Menge, dem geübteren Auge aber bot er die Erſcheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck ſeines Geſichtes kam ſehr dem Evangeliſten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer ſehen, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Geſpräch war lebhaft und laut, ſeine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet geſehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortſetzten, brach er nur willkührlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch ehe er einſchlief. Langeweile kannte er nicht, ſelbſt in drückenden Geſellſchaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Perſon, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, ſo geringfügig ſie auch ſein mochte. Seine Freundlichkeit, ſeine offne Mittheilung machten daß er allenthalben geliebt war, ſeine Virtuoſität in der Kunſt des Umganges war ſo groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie ſehr er ſie überſahe. Wie er

auch am liebſten die Tiefen des Gemüthes im Geſpräch enthüllte, als begeiſtert von den Regionen unſichtbarer Welten ſprach, ſo war er doch fröhlich wie ein Kind, ſcherzte in unbefangener Heiterkeit und gab ſich ſelbſt den Scherzen der Geſellſchaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Menſch, die reinſte und lieblichſte Verkörperung eines hohen unſterblichen Geiſtes.

Seine eigentlichen Studien waren ſeit vielen Jahren Philoſophie und Phyſik geweſen. In der letzten ſind ſeine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahndungen, oft ſeiner Zeit voraus geeilt. In der Philoſophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte ſtudirt, aber er ſuchte nachher eine eigne Bahn, die Philoſophie mit der Religion zu vereinigen, und ſo wurden ihm, was wir von den Neu-Platonikern beſitzen, ſo wie die Schriften der Myſtiker, ſehr wichtig. Seine Kenntniſſe in der Mathematik, ſo wie in den Künſten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde waren ausgezeichnet.

Dagegen hatte er ſich nur wenig für die eigentlichen Künſte intereſſirt. Die Muſik liebte er ſehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Mahlerei ward ſein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle dieſe Künſte die originellſten Ideen und die höchſten Ahndungen ausſprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landſchaftsmalerei, in welchem ich ſeine Anſicht nicht faſſen konnte, die aber nachher aus eignem reichen poetiſchen Gemüth der vortrefliche Landſchaftsmaler Friedrichs in Dresden großentheils wirklich gemacht hat. In der Poeſie war er eigentlich eben ſo Fremdling, er hatte nur wenige Dichter geleſen und ſich mit der Kritik und den hergebrachten Syſtemen der Dichtkunſt nicht beſchäftigt. Göthe war lange ſein Studium geweſen, vor allen andre Werken hatte er den Wilhelm Meiſter geliebt, ſo wenig man dies auch aus ſeinem ſtrengen Urtheil über dieſes Werk in ſeinen Fragmenten ſchließen ſollte. Er verlangte von der Poeſie das Nächſte, Gemüth und Begeiſterung, und daher kam

es, daß, wie ihm viele Meisterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, so wie ihm viele Schriften die der Kenner nicht hoch stellen kann, lieb und theuer sein konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit schwachen Farben, jenes Ursprüngliche, Nächste und Bedeutungsvolle sah, dem er vorzüglich nachstrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Mährchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weise seinen Vorstellungen am meisten entgegen, er sah in ihnen tiefern Sinn und suchte ihn auf die vielseitigste Art in eigenen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er, von Beispielen unbestochen, einen

neuen Weg der Darſtellung, und in der Vielſeitigkeit der Beziehung, in der Anſicht der Liebe und dem Glauben an ſie, die ihm zugleich Lehrerinn, Weisheit und Religion iſt, darin, daß ein einziger groſſer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verluſt das Weſen ſeiner Poeſie und Anſchauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante, und ſingt uns wie dieſer einen unergründlichen myſtiſchen Geſang, ſehr verſchieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Myſtik wie ein Ornament glauben an und ablegen zu können. Daher iſt auch ſein Roman bewußt und unbewußt nur Darſtellung ſeines Gemüths und Schickſals, wie er denn ſelbſt ſeinen Heinrich im Fragment des zweiten Theiles ſagen läßt: — — „Daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.“

So kann uns ſein Leben ſelbſt mit Recht wunderbar erſcheinen, und ein ſonderbarer Schauer, wie bei einem Mährchen erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von

ſeinen vielen Geſchwiſtern nur noch zwei Brüder leben, und die edle Mutter, die ſeit einigen Jahren auch den Gatten betrauert, in Einſamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit ſtiller Ergebung ſich widmet.

Mit der Oſtermeſſe erſcheint in der Realſchulbuchhandlung zu Berlin:

Huſelands praktiſche Ueberſicht der vorzüglichſten Heilquellen Teutſchlands.

Es enthält die aus Erfahrung geſchöpfte und genau karakteriſirte Darſtellung der Heilkräfte von Pyrmont, Driburg, Eudowa, Schwalbach, Spaa, Bruckenau, Altwaſſer, Flinsberg, Eger, Reinerz, Fachingen, Wildungen, Geilnau, Carlsbach, Wiesbaden, Ems, Löplitz, Aachen, Nenndorff, Eilſen, Landek, Warmbrun. Ferner tabellariſche Ueberſichten der Heilquellen nach ihren Heilkräften und mediziniſcher Anwendung, und wird ſowohl für Aerzte als für das große Publikum zur Belehrung über die Wahl und den Gebrauch der Mineralwaſſer ein ſehr nützliches Buch ſeyn.

Es würde ſehr zweckmäßig und wünſchenswerth ſeyn, wenn die Brunnendirektoren jedes Bades eine Anzahl Exemplare zum Verkauf übernähmen, und wir wenden uns daher für

Pyrmont an Hrn. Dr. Mundhenk.
Driburg — — Ober-Jägermeiſter v. Sierstorf zu Braunſchweig.
Aachen — — Dr. Kortum.
Nenndorf — — Hofr. Waiz zu Kaſſel.
Eilſen — — Dr. Gebhard.
Carlsbad — — Dr. Mitterbacher und Damm.

Töplitz an Hrn. Dr. Jehn.
Egez — — Dr. Pöhlmann.
Ems — — Hofr. Diel.
Wiesbaden — — Hofr. Löhr.
Seebad zu Doberan an Hrn. Hofr. Vogel zu Roſtock.
Warmbrunn an Hrn. Hofr. Hausleutner daſelbſt.
Landek — — Med. Rath Wenzel zu Glaz.

mit dem Erſuchen die Einleitung zu treffen, daß der Debit an jedem Orte einem ſichern Manne übertragen werde, dem eine angemeſſene Proviſion für ſeine Bemühung zugeſichert wird.

Das Buch wird auf feines weißes Druckpapier gedruckt, und der Preis deſſelben, nach Maaßgabe der Bogenzahl beſtimmt werden.

Berlin am 25. März 1815.

Realſchulbuchhandlung.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen haſt du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung
bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden;
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.

Sie iſts die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn:
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt, als hätt ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich ab-

mals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwartig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben; das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Musik. — Der Jüngling verlor sich allmählig in süßen Fantasien und entschlummerte. Da träumte ihn erst von unabsehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannichfaltigen Menschen,

bald im Kriege, im wilden Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und in die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter geriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſeyn ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg, und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl

glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken, und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen, und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen ihm an. Die Flut schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine

andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinaufquoll, und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtlichſte Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume, und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme ſeiner Mutter weckte, und er ſich in der elterlichen Stube fand, die ſchon die Morgenſonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſeyn; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langschläfer, sagte der Vater, wie lange sitze ich schon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Aufs Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe sagen lassen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weisen Vorfahren zu studiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr sonst nicht an mir gewohnt seid. Ich schlief erst spät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erschien, den ich lange nicht vergessen werde, und von dem mich dünkt, als sey er mehr als bloßer Traum gewesen. Lieber Heinrich, sprach die Mutter, du hast dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendsegen fremde Gedanken gehabt. Du siehst auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink daß du munter wirst.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emsig fort, und sagte: Träume sind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwähl-

ten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeid Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum, eine ſonderliche Erſcheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang iſt, der mit tauſend Falten, in unſer Inneres hereinfällt? In den weiſeſten Büchern findet man un-

zählige Traumgeschichten von glaubhaften Menschen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch selbst so merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn Ihr zuerst in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erstaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieser, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abstreiten lassen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Fantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinen Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich

damals von Rom mitgebracht hatte, und der unſern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die ſüdliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Luſt floß ich über, und du warſt auch ein heißes köſtliches Mädchen. Bey deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine luſtigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr ſpracht vorhin von Träumen, ſagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltеſt, den du in Rom gehabt hatteſt, und der dich zuerſt auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerſt mich eben zur rechten Zeit, ſagte der Alte; ich hatte dieſen ſeltſamen Traum ganz vergeſſen, der mich damals lange genug beſchäftigte; aber grade er iſt mir eben ein Beweis deſſen, was ich von den Träumen geſagt habe. Es iſt unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entſinne ich mich jedes Umſtandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnſucht ergriffen fühlte, dich zu beſitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich ſchon. Dein freundliches holdes Weſen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Luſt nach der Fremde hielt damals meinen Wunſch nach dei-

nem Beſitz noch zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde ſchon ziemlich geſtillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen ſeltſamen Traum, ſagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergeſtreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit ſeinem bleichen ſchauerlichen Lichte. Meine Geſellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durſtig und ging ins erſte beſte Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Beſuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutſcher ſei, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flaſche Wein. Er hieß mich niederſitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Geſpräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich ſo davon reden hören. Es war mir, als ſei ich in einer neuen Welt ans Land geſtiegen. Er wies mir Siegelſteine und andre alte Kunſtarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und ſo verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt

heitert mein Herz ſich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieſer Nacht erfüllten. In den heidniſchen Zeiten war er wie zu Hauſe, und ſehnte ſich mit unglaublicher Inbrunſt in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Reſt der Nacht zubringen könnte, weil es ſchon zu ſpät ſei, um noch zurückzukehren. Ich entſchlief bald, und da dünkte michs ich ſei in meiner Vaterſtadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müßte ich irgend wo hin gehen, um etwas zu beſtellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten ſolle. Ich ging nach dem Harze mit überaus ſchnellen Schritten, und wohl war mir, als ſei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, ſondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, ſah ich die goldne Aue vor mir, und überſchaute Thüringen weit und breit, alſo, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Ausſicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit ſeinen dunklen Bergen, und ich ſah unzählige Schlöſſer, Klöſter und Ortſchaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich ſchlief, und es gedäuchte mir, als ſei das vor geraumer Zeit geſchehn, daß ich bei ihm geweſen ſei. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach lan-

ger Zeit kam ich in eine große Höhle, da ſaß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eiſernen Tiſche, und ſchaute unverwandt nach einem wunderſchönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm ſtand. Sein Bart war durch den eiſernen Tiſch gewachſen, und bedeckte ſeine Füße. Er ſah ernſt und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne geſehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich ſo ſtand und den Greis anſah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand, und führte mich durch lange Gänge mit ſich fort. Nach einer Weile ſah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es ſchien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war ſehr heiß, und doch nicht drückend. Überall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz beſonders, und es kam mir vor, als neigten ſich die Andern gegen ſie.

Ach! liebſter Vater, ſagt mir doch, welche Farbe ſie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Deſſen entſinne ich mich nicht mehr, ſo genau ich mir auch ſonſt alles eingeprägt habe.

War ſie nicht blau?

Es kann ſeyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs ſeltſame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unausſprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umſah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerkſam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von dieſem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter ſtand bei mir, und ſagte: du haſt das Wunder der Welt geſehn. Es ſteht bei dir, das glücklichſte Weſen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir ſage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommſt, und Gott herzlich um das Verſtändniß dieſes Traumes bitteſt, ſo wird dir das höchſte irdiſche Loos zu Theil werden; dann geb nur Acht, auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirſt, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmliſchen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſt war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor

mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmahl das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beide in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abſchied von meinem gaſtfreyen Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg gereiſt wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Oſterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bey dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dieß um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſei mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maaßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Reiſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, und wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinaus gekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entfaltung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthüm-

lichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint, ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den Wilden, unwirthlichen Ungebürgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und ihr neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegen-

ging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihm mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich ſeinen Vater und ſeine Geburtsſtadt. Es ward ihm jetzt erſt deutlich, was Trennung ſey; die Vorſtellungen von der Reiſe waren nicht von dem ſonderbaren Gefühle begleitet geweſen, was er jetzt empfand, als zuerſt ſeine bisherige Welt von ihm geriſſen, und er wie auf ein fremdes Ufer geſpült ward. Unendlich iſt die jugendliche Trauer bei dieſer erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth ſo nothwendig und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigenthümlichſten Daſeyn, und ſo unveränderlich wie dieſes, vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes bleibt die erſte Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages, und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiſer

und einer tröſtenden Bekanntſchaft. Die Nähe ſeiner Mutter tröſtete den Jüngling ſehr. Die alte Welt ſchien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte ſie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reiſenden aus den Thoren von Eiſenach fortritten, und die Dämmerung begünſtigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmahl erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er oft ſich mit ſonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie itzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen

zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem frölichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfreiheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die ſchönen Landsmänninnen ihrer Reiſegefährtin zu preiſen. Ihr thut wohl, ſagten ſie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes ſind milder und gefälliger. Die Menſchen wiſſen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann ſucht ſeine Bedürfniſſe auf eine geſellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet ſich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künſte und Handwerker vermehren und veredeln ſich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen, dafür mitzugenießen, Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbsfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend den reizenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth ſehnt ſich nach Erholung und Abwechſelung, und wo ſollte

es dieſe auf eine anſtändigere und reizendere Art finden, als in der Beſchäftigung mit den freyen Spielen und Erzeugniſſen ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinnes. Nirgends hört man ſo anmuthige Sänger, findet ſo herrliche Mahler, und nirgends ſieht man auf den Tanzſälen leichtere Bewegungen und lieblichere Geſtalten. Die Nachbarſchaft von Welſchland zeigt ſich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Geſprächen. Euer Geſchlecht darf die Geſellſchaften ſchmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdſeligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, erregen. Die rauhe Ernſthaftigkeit und die wilde Ausgelaſſenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und ſanfter beſcheidener Freude Platz, und die Liebe wird in tauſendfachen Geſtalten der leitende Geiſt der glücklichen Geſellſchaften. Weit entfernt, das Ausſchweifungen und unziemende Grundſätze dadurch ſollten herbeigelockt werden, ſcheint es, als flöhen die böſen Geiſter die Nähe der Armuth, und gewiß ſind in ganz Deutſchland keine unbeſcholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des ſüdlichen Deutſchlands werdet ihr eure ernſte Schüchternheit wohl ablegen; die frölichen Mädchen werden euch wohl geſchmeidig und geſprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtſchaft mit dem al-

ten Schwäning, der die Freude jeder frölichen Geſellſchaft iſt, werden die reizenden Augen der Mädchen auf euch ziehn; und wenn ihr eurem Großvater folgt, ſo werdet ihr gewiß unſrer Vaterſtadt eine ähnliche Zierde in einer holdſeligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das ſchöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meinung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerkſam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes deſſen Anblick ihm bevorſtand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunſt eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befaſſen wollt: ſo braucht ihr nicht Geiſtlicher zu werden, und Verzicht auf die ſchönſten Genüſſe dieſes Lebens zu leiſten. Es iſt eben ſchlimm genug, daß die Wiſſenſchaften in den Händen eines ſo von dem weltlichen Leben abgeſonderten Standes, und die Fürſten von ſo ungeſelligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen ſind. In der Einſamkeit, in welcher ſie nicht ſelbſt Theil an den Weltgeſchäften nehmen, müſſen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle paſſen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Laien, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe ihr wollt: ſo wird es euch nicht an

den beſten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile ſagte Heinrich, dem bey dieſer Rede ſein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekommen war: Wenn ich bei meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt Euch auch eben nicht abfällig ſein kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet, ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern treflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeßlich ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen treflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur inſofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiſer Mann ſey, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beiſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß er nach Einſicht und Anſehn in irdiſchen Dingen ſtreben ſollte.

Aber ſagte Heinrich, ſollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geſchickt machen, recht unpartheiiſch den Zügel menſchlicher Angelegenheiten

zu fahren? sollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt sicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hiesigen Begebenheiten treffen, als die durch Rücksicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich sähe zwei Wege um zur Wissenschafe der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen; doch freut es uns, daß ihr so warm euch des treflichen Lehrers er-

innert, und ſeinen Unterricht wohl gefaßt zu haben ſcheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr ſprecht ſo geläufig von den Erſcheinungen eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und paſſenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht ſagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern ſprechen gehört, und habe noch nie einen geſehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begrif von ihrer ſonderbaren Kunſt machen, und doch habe ich eine groß Sehnſucht davon zu hören. Es iſt mir, als würde ich manches beſſer verſtehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir iſt. Von Gedichten iſt oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu ſehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt Kenntniſſe von dieſer Kunſt einzuziehn. Alles, was er mir davon ſagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es ſei eine edle Kunſt, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich ſie einmal kennen lernte. In alten Zeiten ſei ſie weit gemeiner geweſen, und habe jedermann einige Wiſſenſchaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie ſei noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künſten verſchwiſtert geweſen. Die Sänger hätte göttliche Kunſt hoch geehet, ſo daß ſie, begeiſtert durch unſichtbaren Umgang,

himmliſche Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute ſagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimniſſe der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Geſange oft zuhörten. Es mag wohl wahr ſeyn, daß eine beſondere Geſtirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen ſoll; denn es iſt gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieſer Kunſt. Auch ſind die andern Künſte gar ſehr davon unterſchieden, und laſſen ſich weit eher begreifen. Bei den Mahlern und Tonkünſtlern kann man leicht einſehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt ſich beides lernen. Die Töne liegen ſchon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, dieſe zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern iſt die Natur die herrlichſte Lehrmeiſterin. Sie erzeugt unzählige ſchöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und ſo kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermiſchung der Farben, die Natur auf das vollkommenſte nachahmen. Wie natürlich iſt daher auch die Wirkung dieſer Künſte, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Geſang der Nachtigall, das Sauſen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Geſtalten gefallen uns, weil ſie unſere Sinne angenehm beſchäftigen; und da unſere Sinne dazu von der Natur,

die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannichfaltigere Weise und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon; denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräften in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden, und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt üben die

Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, sagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von diesen besonderen Menschen hören. Mir ist auf einmal, als hätte ich irgend wo schon davon in meiner tiefsten Jugend reden hören, doch kann ich mich schlechterdings nichts mehr davon entsinnen. Aber mir ist das, was ihr sagt, so klar, so bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren schönen Beschreibungen.

Wir erinnern uns selbst gern fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welschland, Frankreich und Schwaben in der Gesellschaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr so lebhaften Antheil an unsern Reden nehmet. Wenn man so in Gebirgen reist, spricht es sich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht spielend. Vielleicht ergötzt es euch einige artige Geschichten von Dichtern zu hören, die wir auf unsern Reisen erfuhren. Von den Gesängen selbst, die wir gehört haben, können wir wenig sagen, da die Freude und der Rausch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte manches Andenken auch wieder betrübisch haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein Dinge verrichteten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichten, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere gezähmt und verwilderte Menſchen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, ſanfte Neigungen und Künſte des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüſſe in milde Gewäſſer verwandelt, und ſelbſt die todteſten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingeriſſen haben. Sie ſollen zugleich Wahrſager und Prieſter, Geſetzgeber und Aerzte geweſen ſeyn, indem ſelbſt die höhern Weſen durch ihre zauberiſche Kunſt herabgezogen worden ſind, und ſie in den Geheimniſſen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaaß und die na-

türliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannichfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hierbey daß zwar diese schönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter andern einmahl zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins seyn mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nach-

her ſeine Habe unter einander zu vertheilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müſſe, weil ſie beſchloſſen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum Löſegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn ſie ihren Vorſatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte ſie bewegen: denn ſie fürchteten ſich, daß er ihre böſliche That einmahl verrathen möchte. Da er ſie nun einmal ſo feſt entſchloſſen ſah, bat er ſie ihm wenigſtens zu erlauben, daß er noch vor ſeinem Ende ſeinem Schwanengeſang ſpielen dürfe, dann wolle er mit ſeinem ſchlichten hölzernen Inſtrumente, vor ihren Augen freiwillig ins Meer ſpringen. Sie wußten recht wohl, daß wenn ſie ſeinen Zaubergeſang hörten, ihre Herzen erweicht und ſie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen ſie ſich vor, ihm zwar dieſe letzte Bitte zu gewähren, während des Geſanges aber ſich die Ohren feſt zu verſtopfen, daß ſie nichts davon vernähmen, und ſo bei ihrem Vorhaben bleiben konnten. Dies geſchah. Der Sänger ſtimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Geſang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Geſtirne erſchienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer

ſtanden feindſelig allein, mit feſtverſtopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da ſprang der Sänger mit heiterer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, ſein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, ſo hob ſich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es ſchwamm ſchnell mit dem erſtaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küſte erreicht, nach der er hingewollt hatte, und ſetzte ihn ſanft im Schilfe nieder. Der Dichter ſang ſeinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in ſüßen Tönen über ſeine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ſo werth geweſen waren. Indem er ſo ſang, kam plötzlich ſein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauſcht, und ließ aus ſeinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, ſich ſogleich in ſeine Hinterlaſſenſchaft zu theilen angefangen. Bei dieſer Theilung war Streit unter ihnen entſtanden, und hatte ſich in einem mörderiſchen Kampf geendigt, der den meiſten das Leben gekoſtet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es ſcheiterte und unterging. Sie brach-

ten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerriſſenen Kleidern ans Land, und ſo kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufſuchte, dieſelben in die Hände ihres alten Beſitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freilich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Überfluß köſtlicher Waaren des Gaumes, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beſeelung der Geſpräche, und an ſchöner, anmuthiger Jugend von beiden Geſchlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feſte ausmachen. Der alte König, der ſonſt ein ſtrenger und ernſter Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren, und denen ſie ihre ſchöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für ſeine Tochter, die ihm als Andenken ſeiner früh verſtorbe-

nen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof, und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einen neuen, hinreißenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele, war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften, wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frieden der Seele und inneres seliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glückli-

chen Welt war das Eigenthum dieſer wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erſchien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindinn der Menſchen. Es ſchien, als hätten die Geiſter des Geſanges ihrem Beſchützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als ſeine Tochter, die alles beſaß, was die ſüßeſte Einbildungskraft nur in der zarten Geſtalt eines Mädchen vereinigen konnte. Wenn man ſie an den ſchönen Feſten unter einer Schaar reizender Geſpielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie ſie den Wettgeſängen der begeiſterten Sänger mit tiefem Lauſchen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, deſſen Lied den Preis gewonnen hatte: ſo hielt man ſie für die ſichtbare Seele dieſer herrlichen Kunſt, die jene Zauberſprüche beſchworen hätten, und hörte auf, ſich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in dieſem irdiſchen Paradieſe ſchien jedoch ein geheimnißvolles Schickſal zu ſchweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieſer Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzeſſin, von der die Fortdauer dieſer ſeligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm ſelbſt ſchien dieſe Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer Vermählung für ſie, die Aller Wünſchen ange-

meſſen geweſen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſeyn, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch allmählig alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls gedemüthigt zu ſehn. Ganz ungegründet war auch dieſes Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr beſtätigt. Er war aus einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſproſſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenſchaft des berühmten Helden Ruſlan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Verwandſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Beherrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauberſpiegel ihrer Kunſt war ihm

der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klaſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſton um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs, und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Menſch war ernſt, und ergab ſich einzig der Wiſſenſchaft der Natur, in welcher ihn ſein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte ſich den wohlthätigen Frieden, den der König um ſich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte ſie, die Kräfte der Natur zu erforſchen, und dieſe hinreißenden Kenntniſſe ſeinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth, und deſſen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimniſſe anvertraute. Die Geſtalt des jungen Menſchen ſchien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man

nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung ſeines edlen Geſichts und die ungewöhnliche Klarheit ſeiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn anſah, deſto anziehender ward er, und man konnte ſich kaum wieder von ihm trennen, wenn man ſeine ſanfte, eindringende Stimme und ſeine anmuthige Gabe zu ſprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzeſſin, deren Luſtgärten an den Wald ſtießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, ſich allein zu Pferde in den Wald begeben, um deſto ungeſtörter ihren Fantaſien nachhängen, und einige ſchöne Geſänge ſich wiederholen zu können. Die Friſche des hohen Waldes lockte ſie immer tiefer in ſeine Schatten, und ſo kam ſie endlich an das Landgut, wo der Alte mit ſeinem Sohne lebte. Es kam ihr die Luſt an Milch zu trinken, ſie ſtieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat ins Haus, um ſich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erſchrack beinah über dieſe zauberhafte Erſcheinung eines majeſtätiſchen weiblichen Weſens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geſchmückt, und von einer unbeſchreiblich anziehenden Durchſichtigkeit der zarteſten, unſchuldigſten und edelſten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geiſtergeſang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit beſcheidner Ehrfurcht entgegen, und lud ſie ein, an dem einfachen Heerde der mitten im Hauſe ſtand, und

auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräusch emporſpielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr gleich beim Eintritt, der mit tauſend ſeltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine ſeltſame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den ſchlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den beſcheidenen Anſtand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt ſie gleich für eine zum Hof gehörige Perſon, wozu ihre koſtbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abweſenheit des Sohnes befragte ſie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter beſonders einige alte, ſonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde ſtanden, und er war bereitwillig ſie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll friſcher Milch zurück, und reichte ihr denſelben mit ungekünſteltem und ehrfurchtsvollen Weſen. Nach einigen anziehenden Geſprächen mit beiden, dankte ſie auf die lieblichſte Weiſe für die freundliche Bewirtung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen, und ſeine lehrreichen Geſpräche über die vielen wunderbaren Sachen, genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da ſie merkte, daß Vater und Sohn ſie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptſtadt ſo nahe lag, hatten beide, in ihre Forſchung

vertieft, das Gewühl der Menſchen zu vermeiden geſucht, und es war dem Jüngling nie eine Luſt angewandelt, den Feſten des Hofes beizuwohnen; beſonders da er ſeinen Vater höchſtens auf eine Stunde zu verlaſſen pflegte, und zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des ſtillen Naturgeiſtes durch den Einfluß ſeiner mannichfaltigen, äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzeſſin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf ſeinen Sohn machte. Er kannte dieſen genau, um zu wiſſen, daß jeder tiefe Eindruck bei ihm ein lebenslänglicher ſeyn würde. Seine Jugend und die Natur ſeines Herzens mußten die erſte Empfindung dieſer Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine ſolche Begebenheit herannahen ſehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erſcheinung flößte ihm unwillkürlich eine innige Theilnahme ein, und ſein zuverſichtliches Gemüth entfernte alle Beſorgniſſe über die Entwickelung dieſes ſonderbaren Zufalls. Die Prinzeſſin hatte ſich nie in einem ähnlichen Zuſtande befunden, wie der war, in welchem ſie langſam nach Hauſe ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr entſtehen. Ein magiſcher Schleier dehnte ſich

in weiten Falten um ihr klares Bewußtſein. Es war ihr, als würde ſie ſich, wenn er aufgeſchlagen würde, in einer überirdiſchen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunſt, die bisher ihre ganze Seele beſchäftigt hatte, war zu einem fernen Geſange geworden, der ihren ſeltſam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie ſie zurück in den Pallaſt kam, erſchrak ſie beinah über ſeine Pracht und ſein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommung ihres Vaters, deſſen Geſicht zum erſtenmale in ihrem Leben, eine ſcheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es ſchien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abentheuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit ihren in Fantaſien und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr ſo lieblich zu Muthe; ſie ſchien ſich unter lauter Fremden, und eine ſonderbare Bänglichkeit begleitete ſie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unſrer Wünſche mit hinreißender Begeiſterung ſang, ſie mit ſüßem Troſt erfüllte, und in die angenehmſten Träume wiegte. Der Jüngling hatte ſich gleich nach ihrem Abſchiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüſchen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen.

Wie er ſo ging, ſah er vor ſeinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte ſich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverſtändliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen koſtbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hauſe, als wäre ſie noch dort, und brachte den Stein ſeinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten ſollte, ob der Stein geſucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; ſonſt wollten ſie ihn bis zu einem zweiten Beſuche der Unbekannten aufheben, um ihr ſelbſt ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete faſt die ganze Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderſtehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu ſchreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte ſelbſt nicht genau, was er ſich bei den Worten dachte, die er hinſchrieb:

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit ein m Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Flut,
In jenem liegt der Glanzes Licht begraben,
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte, indem ſie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen ſeyn müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh den Stein aufzuſuchen, und ward bei dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehen gewann, als ſei ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger ging als gewöhnlich, ſo fand ſie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft ſchlug, und ihr die Bruſt beklomm. Die Sonne fing, eben an den Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die ſich mit ſanften Flüſtern bewegten, als wollten ſie ſich gegenſeitig aus nächtlichen Geſichten erwecken um die Sonne gemeinſchaftlich

zu begrüßen, als die Prinzeſſin durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angewurzelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſei. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein, in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzeſſin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund, beinah unwillkürlich, eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr, und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie ſagte ihm halbleiſe; und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zuſage des Vaters ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich

ehrfurchtsvoll, und ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweitem Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an den Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimiſch in dem wunderbaren Hauſe; und wenn ſie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen ſaß, zu ihres Laute reizende Lieder mit einer überirdiſchen Stimme vorſang, und letzteren in dieſer lieblichen Kunſt unterrichtete: ſo erfuhr ſie dagegen von ſeinen begeiſterten Lippen die Enträthſelung der überall verbreiteten Naturgeheimniſſe. Er lehrte ſie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entſtanden ſei, und die Geſtirne ſich zu melodiſchen Reigen vereinigt hätten. Die Geſchichte der Vorwelt ging durch ſeine

heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff, und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daß sie beide, ohne selbst zu wissen wie, einander in die Arme sanken, und der erste glühende Kuß sie auf ewig zusammenschmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über sie her. Er eilte sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Ängstlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerstörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Brust. Der Sturm wütete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich,

und ſie prieſen ſich beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem ſteilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdekken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hoften, und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern nnd Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den

Hochzeitsfackeln der Blitze in den süßesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie daß Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes, und entdeckte ihm, sie sei die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Überlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen, und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach in kurzem wieder bei ihr zu seyn, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan

der Liebenden, und bezeigte ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterſtützen. Sein Haus lag ziemlich verſteckt, und hatte einige unterirdiſche Zimmer die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſeyn. Sie ward alſo in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einſamkeit, wenn ſie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg ſie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und ſagte es nur dem Alten, der ſie freundlich tröſtete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorſtellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Beſtürzung gerathen, als Abends die Prinzeſſin vermißt wurde. Der König war ganz außer ſich, und ſchickte überall Leute aus, ſie zu ſuchen. Kein Menſch wußte ſich ihr Verſchwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverſtändniß in die Gedanken, und ſo ahndete man keine Entführung, da ohne dies kein Menſch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeſchickten Boten komen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends ſeine Sänger vor ihn kamen und ſchöne Lieder mitbrachten war es, als ließe ſich die alte Freude wieder vor ihm blicken; ſeine Tochter dünkte ihm nah, und er ſchöpfte Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen. War er aber wieder allein, ſo zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte

er bei ſich ſelbſt: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menſchen. Meine Tochter kann mir nichts erſetzen. Ohne ſie ſind auch die Geſänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber der ihnen Leben und Freude, Macht und Geſtalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringſte meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knien ſäßen; dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es iſt nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es iſt jenes volle, überfließende Gefühl der Glückſeligkeit, der Sättigung mit irdiſchen Gütern, jenes Gefühl der überſchwänglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Übermuth beſtraft. Der Verluſt meiner Gattin hat mich noch nicht genug erſchüttert; nun hab' ich auch ein gränzenloſes Elend. So klagte der König in den Stunden der heiſſeſten Sehnſucht. Zuweilen brach auch ſeine alte Strenge und ſein Stolz wieder hervor. Er zürnte über ſeine Klagen; wie ein König wollte er dulden und ſchweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte und er in die Zimmer ſeiner Tochter trat, und ſah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habſeligkeiten ſtehn, als habe ſie eben das Zimmer verlaſſen: ſo vergaß er ſeine Vorſätze, gebehrdete

ſich wie ein trübſeliger Menſch, und rief ſeine geringſten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzeſſin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Menſch wußte, woher die Sage kam; aber alles hing ſich mit frohem Glauben daran, und ſah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts ſagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzeſſin wieder. Selbſt der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheiſſung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feſte fingen wieder an, und es ſchien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzeſſin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß ſie verſchwand, war der ganze Hof im Garten verſammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiſer Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell ſtieg zwiſchen den vielen Fackeln mit zahlloſen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodiſchem Plätſchern die mannichfaltigen Geſänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König ſaß auf einem köſtlichen Teppich, und um ihn her war der

Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein ſchwerer Traum zu ſeyn, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſeyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehns, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war

außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, während des Geſanges näher um den ſeltſamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuſchauer, und der König ſelbſt fühlte ſich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein ſolcher Geſang war nie vernommen worden, und alle glaubten ein himmliſches Weſen ſei unter ihnen erſchienen, beſonders da der Jüngling unterm Singen immer ſchöner, immer herrlicher, und ſeine Stimme immer gewaltiger zu werden ſchien. Die Luft ſpielte mit ſeinen goldnen Locken. Die Laute ſchien ſich unter ſeinen Händen zu beſeelen, und ſein Blick ſchien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu ſchauen. Auch die Kindesunſchuld und Einfalt ſeines Geſichts ſchien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Geſang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit

Freudenthränen an ihre Bruſt. Ein ſtilles innigs Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling ſing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos ſteht in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

•

Ein traurig Loos ward mir beſchieden,
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brachte Allen Luſt und Frieden,
Doch keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe,
Des Herzens Forderung von ſich.

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht,
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie flehen,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

•

Ich ſühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! ſchlöſſe nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Weich Herz wird kein ſich noch erbarmen
Und leſen ſeinen tiefen Gram?

•

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchlaft mit naſſen Wangen ein:
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjetzt was du gelitten,
In Kurzen ſchwindet deine Laſt,
Was du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Palaſt.

Du nahst dem höchsten Erdensohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Die setzt die treuste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann nebst einer verschleierten weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Versammlung umhersah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausstreckte, zum Vorschein kamen, und sich hinter den Sänger stellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um sich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus seinen Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederließ, so daß die Binde sich um seine Locken schlang. Der Fremdling erschrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde

zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

•

Der Sänger fährt aus ſchönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallaſtes ehernem Thor.
Die Mauern ſind wie Stahl geſchliffen,
Doch ſie erklimmt ſein Lied geſchwind,
Es ſteigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

•

Die Liebe drückt ſie feſtzuſammen
Der Klang der Panzer treibt ſie fort;
Sie lodern auf in ſüßen Flammen,
Im nächtlich ſtillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtſam ſich verborgen,
Weil ſie der Zorn des Königs ſchreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Luſt zugleich erweckt.

•

Der Sänger ſpricht mit ſanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;

Da tritt gelockt von den Gesangen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken ernst und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

•

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ernster Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

•

Geist des Gesangs, komm du hernieder,
Und sieh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater sei! —
Daß er mit Freuden sie umschließet,
Und seines Enkels sich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei diesen Worten, die sanft in den dunkeln Gän-

gen verhallten, den Schleier. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich, und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf, und umschloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, dessen Leben fortan nur ein schönes Fest war. Kein Mensch weiß wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluten den Augen entzogen worden sei.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereiſen waren ohne die mindeſte Unterbrechung geendigt. Der Weg war feſt und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die ſie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gaſtfreiſte Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn ſie ja gezwungen waren ſolche zu durchreiſen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Beſitzer benachbarter Bergſchlöſſer ſtanden mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden beſucht, und bei ihnen nachgefragt, ob ſie Beſtellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten ſich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann ſie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Reſidenzſtadt zu ſehen, die eben ſo willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger ſchmack-

haften Schüſſeln mittheilte. Der junge Oſterdingen ward von Rittern und Frauen wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeines ungezwungenen milden Betragens geprieſen, und die letzteren verweilten gern auf ſeiner einnehmenden Geſtalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man faſt überhört, bis längſt nach ſeinem Abſchiede es ſeine tiefe unſcheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverſchlungener Blätter zeigt; ſo daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unverſieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man beſinnt ſich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höhern Welt geweſen ſey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Beſtellungen, und man trennte ſich gegenſeitig, mit herzlichen Wünſchen einander bald wieder zu ſehn. Auf einem dieſer Schlöſſer, wo ſie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schloſſes war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einſamkeit ſeines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genoſſen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt.

Die Kaufleute und Heinrich mußten ſich an die luſtige Tafel ſetzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rückſicht ſeiner Jugend das jedesmalige Beſcheidthun erlaſſen, dagegen die Kaufleute ſich nicht faul finden, ſondern ſich den alten Frankenwein tapfer ſchmecken ließen. Das Geſpräch lief über ehemalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter ſprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen geweſen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen jene himmliſche Geburtsſtätte der Chriſtenheit noch im frevelhaften Beſitz der Ungläubigen zu wiſſen. Sie erhoben die großen Helden, die ſich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieſes ruchloſe Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das koſtbare Schwerdt, was er einem Anführer deſſelben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er ſein Caſtell erobert, ihn getödtet, und ſeine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiſer in ſeinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle beſahen das prächtige Schwerdt; auch Heinrich nahm es in ſeine Hand, und fühlte ſich von einer kriegeriſchen Begeiſterung ergriffen.

Er küßte es mit inbrünſtiger Andacht. Die Ritter freuten ſich über ſeinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch ſeine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf ſeine Schultern befeſtigen zu laſſen. Er war überraſcht, und ſeine Hand ſchien ſich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Beſinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug iſt vor der Thür. Der Kaiſer ſelbſt wird unſere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa ſchallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt ſich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jeruſalem, als frohe Sieger bei einander ſitzen, und uns bei vaterländiſchem Wein an unſere Heimath erinnern. Du kannſt auch bei mir ein morgenländiſches Mädchen ſehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verſtehſt, ſo kann es dir an ſchönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter ſangen mit lauter Stimme den Kreuzgeſang, der damals in ganz Europa geſungen wurde:

Das Grab ſteht unter wilden Heiden;
Das Grab worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verſpottung leiden

Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme;
Wer rettet mich von diesem Grimme!

•

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

•

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm.
Ein Klagegeschrei um alle Zinnen:
Auf, trage Christen, zieht von hinnen.

•

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz traurig sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bangsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Chriſten an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet ſich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von ſeinem Heerde.

•

Ein Feuereifer lebt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen freilich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu ſeyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

•

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere.
Und alte Helden ſtehn voran.
Des Paradieſes ſel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Chriſtus zu vergießen.

•

Zum Kampf ihr Chriſten! Gottes Schauren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren

Des Chriſtengottes Schreckenshand.
Wir waſchen bald im frohen Muthe
Das heilige Grab mit Heidenblute.

•

Die heil'ge Jungfrau ſchwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt ſich mit verklarter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

•

Hinüber zu der heilgen Stadt!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heiden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Handen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Geſtalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel ſäße, und auf eine entſetzliche Weiſe gemißhandelt würde; als wenn ſie mit kummervollem Geſichte nach einem Kreuze

blicke was im Hintergrunde mit lichten Zügen ſchimmerte, und ſich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfälligte.

Seine Mutter ſchickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzuſtellen. Die Ritter waren in ihr Gelag, und ihre Vorſtellungen des bevorſtehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich ſich entfernte. Er fand ſeine Mutter in traulichem Geſpräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schloſſes, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter: die Sonne begann ſich zu neigen, und Heinrich, der ſich nach Einſamkeit ſehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenſter in das düſtre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß ſich außerhalb des Schloſſes beſehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; ſein ganzes Gemüth war rege. Er ſah von der Höhe des alten Felſens zunächſt in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterſtürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräuſch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabſehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und ſeine innere Unruhe wurde beſänftigt. Das kriegeriſche Getümmel verlor ſich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnſucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, ſo wenig er auch wußte, wie ſie ei-

gentlich gebaut ſey, und welche Wirkung ſie hervorbringe. Das heitere Schauſpiel des herrlichen Abends wiegte ihn in ſanfte Fantaſien; die Blume ſeines Herzens ließ ſich zuweilen, wie ein Wetterleuchten in ihm ſehn. — Er ſchweifte durch das wilde Gebüſch und kletterte über bemooſte Felſenſtücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Geſang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute ſey; er blieb verwunderungsvoll ſtehen, und hörte in gebrochener deutſcher Ausſprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Geſicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wahnen?
Stromweis ſtürzen meine Thranen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

*

Könnt' ich dir die Myrthe zeigen
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geſchwiſterlichen Schaar!
Sahſt du im geflickten Kleide,

Stolz im köſtlichen Geſchmeide
Deine Freundinn wie ſie war.

•

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zartliche Geſange ſteigen
Mit dem Abendſtern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Iſt der Männer Loſung hier.

•

Hier, wo um kriſtallne Quellen
Liebend ſich der Himmel legt,
Und mit heißen Balſamwellen
Um den Hayn zuſammenſchlagt,
Der in ſeinen Luſtgebieten,
Unter Früchten unter Blüten
Tauſend bunte Sänger hegt.

•

Fern ſind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längſt gefallt ſind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich wie Meereswogen

Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand.

•

Fürchterliche Gluten ſtoſſen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf ſtolzen Roſſen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Sabel klirren, unſre Brüder,
Unſer Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

•

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! ſie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnſucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längſt hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöſt mit kühner Hand.

•

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröſtende Stimme. Er ſtieg tiefer durch das Gebüſch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche ſitzen. Ein ſchönes Kind hing weinend an ihrem Halſe

auch ihre Thränen floſſen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Raſen. Sie erſchrak ein wenig, als ſie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Geſicht ſich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Geſang gehört, ſagte ſie freundlich. Euer Geſicht dünkt mir bekannt; laßt mich beſinnen. — Mein Gedächtniß iſt ſchwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine ſonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir iſt, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unſerm Unglück von uns ſchied, und nach Perſien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und beſingt traurig das Unglück ſeiner Geſchwiſter. Wüßte ich nur noch einige ſeiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als ſeine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerkſam betrachtete, und ſich feſt an den Buſen der unglücklichen Zulima ſchmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröſtete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat ſie, ihm umſtändlicher ihre Geſchichte zu erzählen. Sie ſchien es nicht ungern zu thun. Heinrich ſetzte ſich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt ſie ſich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie ſchilderte den Edelmuth derſelben, und ihre reine ſtarke

Empfänglichkeit für die Poeſie des Lebens und die wunderbare geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beſchrieb die romantiſchen Schönheiten der fruchtbaren, arabiſchen Gegenden, die wie glückliche Inſeln in unwegſamen Sandwüſteneien lägen, wie Zufluchtsſtätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieſes voll friſcher Quellen, die über dichten Raſen und funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieſelten, voll bunter Vögel mit melodiſchen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Überbleibſel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, ſagte ſie, die buntfarbigen, hellen, ſeltſamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten ſehn. Sie ſcheinen ſo bekannt und nicht ohne Urſach ſo wohl erhalten zu ſeyn. Man ſinnt und ſinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um ſo begieriger den tiefſinnigen Zuſammenhang dieſer uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünſchten Fund von dannen geht, ſo hat man doch tauſend merkwürdige Entdeckungen in ſich ſelbſt gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende Beſchäftigung geben. Das Leben auf einem längſt bewohnten und ehemals ſchon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen beſondern Reiz. Die Natur ſcheint dort menſchlicher und verſtändli-

cher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht ist es dieser dunkle Zug, der die Menschen aus neuen Gegenden, sobald eine gewisse Zeit ihres Erwachens kommt, mit so zerstörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. Nach einer Pause fuhr sie fort: glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben werth waren. Die meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten, und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen

des Beſitzers? Unſere Fürſten ehrten andachtsvoll das Grab eures H iligen, den auch wir für einen göttlichen P opheten halten: und wie ſchön hätte ſein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverſtändniſſes, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündniſſe werden können.

Der Abend war unter ihren Geſprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob ſich aus dem feuchtem Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie ſtiegen langſam nach dem Schloſſe; Heinrich war voll Gedanken, die kriegeriſche Begeiſterung war gänzlich verſchwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröſtenden Zuſchauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe ſo unbeträchtlich erſchienen, ſo wild und unerſteiglich ſie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging ſtill neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er ſuchte die ſinkende Hoffnung ſeiner Begleiterinn, ihr Vaterland dereinſt wieder zu ſehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu ſeyn, ohne zu wiſſen, auf welche Art es geſchehen könne. Eine beſondere Kraft ſchien in ſeinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für ſeine Zuſprache auf die rührendſte Weiſe.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte sich müde, und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet sey, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beim Abschiede, und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beim Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum was ich gerettet habe. Sie schien euch gestern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück: süße Hoffnung. Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigere sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben aus euren

Haa-

Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geſchwiſter iſt, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich ſeinem Zureden und gab ihm das Band, indem ſie ſagte: es iſt mein Name in den Buchſtaben meiner Mutterſprache, den ich in beſſern Zeiten ſelbſt in dieſes Band geſtickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare feſtgehalten hat, und mit ſeiner Beſitzerin verbleicht iſt. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem ſie ſie an ſich zog, und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen kamen ſie an ein Dorf, am Fuße einiger ſpitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abſchreckendes Anſehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menſchen, theils Reiſende, theils bloße Trinkgäſte, ſaßen in der Stube, und unterhielten ſich von allerhand Dingen.

Unſere Reiſenden geſellten ſich zu ihnen, und miſchten ſich in die Geſpräche. Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tiſche ſaß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geſchahen. Er kam aus fremden Landen, hatte ſich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von ſeinem Gewerbe und ſeinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er ſprach aber ſehr beſcheiden von ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Macht, doch trugen ſeine Erzählungen das Gepräge der Seltſamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen

gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seyen doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben, und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehn. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehn, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies

nicht zweimal ſagen laſſen, und ſich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beſchwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht ſagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüſchen durchwachſen waren, auf denen bretterne Hütten ſtanden, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen ſah. Ein fernes Getöſe vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll ſtiller Andacht ſtand ich bald auf einem ſolchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten ſteil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen ſchwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit unrecht für Bergleute hielt, und mit ſchüchterner Ängſtlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und ſagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn, und nach dem Steiger fragen ſollte, welcher den Anführer und Meiſter unter ihnen vorſtellt; dieſer werde mir Beſcheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunſch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf.“ womit ich den Steiger anreden ſollte. Voll fröhlicher Erwartungen ſetzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören,

den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beſtändig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt, und ihm meine große Luſt, ſeine ſeltne, geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beſchäftigte mich des Nachts in ſeltſamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem ſich allmählich die Bergleute verſammelten, um ſeine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenſtube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erſchien und las eine Meſſe, nachher ſprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die

Bergleute in ſeine heilige Obhut zu nehmen, ſie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterſtützen, vor Anfechtungen und Tücken böſer Geiſter ſie zu ſchützen, und ihnen reiche Anbrüche zu beſcheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunſt gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Meſſe lebhafter empfanden. Meine künftige Genoſſen kamen mir wie unterirdiſche Helden vor, die tauſend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntniſſen beſäßen, und in dem ernſten, ſtillen Umgange mit den uralten Felſenſöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmliſcher Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängniſſe ausgerüſtet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienſt eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die ſchroffen Eingänge in die unterirdiſchen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabſteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorſichtigkeitsregeln, ſo wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenſtände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und ſchurrte auf den runden Balken hinunter, indem er ſich mit der einen Hand an einen Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenſtange fortglitſchte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte ſeinem Beiſpiel, und wir gelangten ſo mit ziem-

licher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu seyn, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah

ich zum erstenmal in meinem Leben am sechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperret, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergman ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte

oft lächelte, und freundlich ihre ſonderbaren Vorſtellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile ſagte Heinrich: Ihr mögt ſeitdem viel ſeltſame Dinge geſehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht ſo gefällig und erzähltet uns wie es Euch ſeitdem ergangen iſt, und auf welcher Reiſe ihr jetzt begriffen ſeid? Es ſcheint, als hättet ihr Euch weiter in der Welt umgeſehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorſtellt. Es iſt mir ſelber lieb, ſagte der Alte, mich der verfloſſenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläſſe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es iſt kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen geweſen, und unſer aller Vater im Himmel hat mich vor dem Böſen behütet, und in Ehren grau werden laſſen. Nächſt ihm habe ich alles meinem alten Meiſter zu verdanken, der nun lange zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einſichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in ſeinem Thun. Durch ihn iſt das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem

Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend iſt dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und ſo lange Eula ſteht wird auch ſein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war ſeiner Geburt nach ein Lauſitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Artigkeit, meine Treue, und meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir ſeine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir ſeinen Namen und machte mich zu ſeinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geſchöpf, deren Geſicht ſo freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte ſagte mir oft, wenn er ſah, daß ſie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr ſchäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die ſo blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Kriſtalle glänzten; wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er ſie mir nicht verſagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er ſeine Hände auf uns, und ſegnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich ſie als meine Frau auf meine Kammer. Denſelben Tag hieb ich in der Frühſchicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog ſchickte mir eine

goldene Kette mit ſeinem Bildniß auf einer groſſen Münze, und verſprach mir den Dienſt meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich ſie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf ſie gerichtet waren. Unſer alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche ſeines Herbſtes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit ſeine Schicht beſchlieſſen, und aus der dunkeln Grube dieſer Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den groſſen Lohntag zu erwarten.

Herr, ſagte der Alte, indem er ſich zu Heinrich wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott geſegnet werden! denn es giebt keine Kunſt, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmliſche Weisheit und Fügung erweckte, und die Unſchuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt ſich zu wiſſen, wo die metalliſchen Mächte gefunden werden, und ſie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über ſein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnſinn, freut er ſich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltſamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheiſſenden Beſitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn ſie

Waaren geworden ſind, und er ſucht ſie lieber unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten in den Veſten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuſchende, hinterliſtige Künſte nach ihnen trachten ſollte. Jene Mühſeligkeiten erhalten ſein Herz friſch, und ſeinen Sinn wacker; er genießt ſeinen kärglichen Lohn mit innigſtem Danke, und ſteigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften ſeines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Ausſicht um ſich her; nur ihm ſchmeckt Trank und Speiſe recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter ſeines Gleichen, oder herzt ſeine Frau und Kinder, und ergötzt ſich dankbar an der ſchönen Gabe des traulichen Geſpräches!

Sein einſames Geſchäft ſondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menſchen einen großen Theil ſeines Lebens ab. Er gewöhnt ſich nicht zu einer ſtumpfen Gleichgültigkeit gegen dieſe überirdiſchen, tiefſinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit ſeinem eigenthümlichſten Geiſte und in ſeiner urſprünglichen bunten Wunderbarkeit erſcheint. Die Natur will nicht der ausſchließliche Beſitz eines Einzigen ſeyn. Als Eigenthum verwandelt ſie ſich in ein böſes Gift, was die Ruhe verſcheucht, und

die verderbliche Luſt, alles in dieſen Kreis des Beſitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenſchaften herbeilockt. So untergräbt ſie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und ſo ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügſame Bergmann in ſeinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beſeelt. Er gedenkt in ſeiner Einſamkeit mit inniger Herzlichkeit ſeiner Genoſſen und ſeiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenſeitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtſchaft der Menſchen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß ſich ſeine Aufmerkſamkeit in unnütze Gedanken zerſtreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegſamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beſtändige Wachſamkeit zu überwinden iſt. Aber welches köſtliche Gewächs blüht ihm auch in dieſen ſchauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, deſſen Hand und Vorſorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen ſichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort geſeſſen, und bei dem Schein meiner Lampe das ſchlichte Kruciſix mit der innigſten Andacht betrachtet! da

habe ich erſt den heiligen Sinn dieſes räthſelhaften Bildniſſes recht gefaßt, und den edelſten Gang meines Herzens erſchürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und ſagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann geweſen ſeyn, der den Menſchen zuerſt die edle Kunſt des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felſen dieſes ernſte Sinnbild des menſchlichen Lebens verborgen hat. Hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felſen in eine armſelige, unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht. Oft zerſchlägt er ſich vor dem Bergmann in tauſend Trümmern: aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrüglicher Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falſchen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß Euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die Muſik eine willkommne Begleiterin der Bergleute ſeyn müßte.

Da habt ihr wahr geſprochen, erwiederte der Alte; Geſang und Zitherſpiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derſelben genießen, als der unſrige. Muſik und Tanz ſind eigentliche Freuden des Bergmanns; ſie ſind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen deſſelben helfen die mühſame Arbeit erleichtern und die lange Einſamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, ſo will ich euch gleich einen Geſang zum Beſten geben, der fleißig in meiner Jugend geſungen wurde.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

•

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet,
Und innigli verraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

•

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie laßt ihm keine Ruh.

•

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

•

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

•

Er trift auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchloſſer,
Thun ihre Schatz' ihm auf.

•

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

•

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

•

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

•

Heinrich gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Ein reiſender Bergmann brachte es mit, der

weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beinah ſo dunkel und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab von hohen Dach.

•

Was ihre hellen Augen ſehn,
In der Geſtirne weiten Salen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Waſcht ſauber ſeine zarten Glieder,
Und ſeiner Strahlen blinken wieder
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

•

Ein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren

Stand fest, und steht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren,
Von innen schlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felsenwand.

•

Ein unermeßliches Geschlecht
Umgiebt die feuerschlossnen Pforten,
Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß sie gefangen;
Verwirrt von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

•

Nur Wenige sind still und wach,
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;
Sie trachten unablässig nach,
Das alte Schloß zu untergraben,
Der Heimlichkeit vermächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;
Gelingts das Innere zu entblößen,
So bricht der Tag der Freiheit an.

•

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;

Wer ſich auf Herz und Hand verläßt
Exört noch dem König unbedenklich.
Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluten Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

•

Je mehr er nun zum Verſehren kommt
Und weit umher ſich treibt auf Erden;
Je mehr wird ſeine Macht gelahmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird von Banden leis,
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

•

Es dünkte Heinrich, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgend wo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vortheile des Bergbaues und ſeine Mühſeeligkeiten. Einer ſagte: der Alte iſt gewiß nicht umſonſt hier. Er iſt heute zwiſchen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn

doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, sagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen. Mir fällt ein, sagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu seyn, der wird schon was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekanntschaft zu benutzen. Er fing an und sagte: Wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube. Der Mond steht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Lust noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehen. Vielleicht entschließen sich Einige mit zugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umsehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen schon bekannt: aber bis jezt hatte keiner gewagt hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen

Unthieren, die darin hauſen ſollten. Einige wollten ſie ſelbſt geſehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menſchen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geiſt dieſelben bewohne, wie ſie denn einigemal aus der Ferne eine ſeltſame menſchliche Geſtalt geſehen, auch zur Nachtzeit Geſänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte ſchien ihnen keinen großen Glauben beizumeſſen, und verſicherte lachend, daß ſie unter dem Schutze eines Bergmanns getroſt mitgehen könnten, indem die Ungeheuer ſich vor ihm ſcheuen müßten, ein ſingender Geiſt aber gewiß ein wohlthätiges Weſen ſey. Die Neugier machte viele beherzt genug, ſeinen Vorſchlag einzugehen; auch Heinrich wünſchte ihn zu begleiten, und ſeine Mutter gab endlich auf das Zureden und Verſprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, ſeinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben ſo entſchloſſen. Es wurden lange Kienſpäne zu Fackeln zuſammengeholt; ein Theil der Geſellſchaft verſah ſich noch zum Überfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und ſo begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte ſeinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude ſich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter

und warm. Der Mond ſtand in milden Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufſteigen. Selbſt wie ein Traum der Sonne, lag er über der in ſich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für ſich ſchlummerte, und einſam und unberührt ſich vergeblich ſehnte, die dunkle Fülle ſeines unermeßlichen Daſeins zu entfalten. In Heinrichs Gemüth ſpiegelte ſich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeſchloſſen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gaſtfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erſcheinung um ihn ſo verſtändlich. Die Natur ſchien ihm nur deswegen ſo unbegreiflich, weil ſie das Nächſte und Traulichſte mit einer ſolchen Verſchwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menſchen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine verſteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er ſah ſein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münſter gebaut, aus deſſen ſteinernem Boden die ernſte Vorwelt emporſtieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr ſingend entgegenſchwebte. Gewaltige Klänge bebten in den ſilbernen Geſang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mund-

art vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daß ihm diese klare, seinem Dasein schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun übersah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch sie geworden, und was sie ihm werden würde, und begrif alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur so emsig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tausend andere Erinnerungen seines Lebens knüpften sich von selbst an einen zauberischen Faden. Wärend der Zeit, daß Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Öffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden

war weich und ziemlich eben; die Wände, so wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen, steinartig geworden zu seyn. Die meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute sich über diese Überbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran anwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thier oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fakkeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen, und war eben so

reich an thieriſchen Reſten. Heinrich war ſchauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalaſtes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und dieſe dunkeln weiten Hallen ſchienen zu einem unterirdiſchen ſeltſamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei ſich ſelbſt wäre es möglich, daß unter unſern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben ſich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Beſten der Erde ihr Weſen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu rieſenmäßigen und geiſtesgewaltigen Geſtalten auftriebe? könnten dereinſt dieſe ſchauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erſcheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmliſche Gäſte, lebendige, redende Kräfte der Geſtirne, über unſern Häuptern ſichtbar würden? Sind dieſe Knochen Überreſte ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich friſche Menſchenſpur auf dem Boden. Mehrere konnten ſie nicht finden, und ſo glaubte der Alte, ohne fürchten zu müſſen, auf Räuber zu ſtoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich ver-

nehmlicher Geſang anfing. Sie erſtaunten nicht wenig, doch horchten ſie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

•

Ihre heiligen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich ſteh in dieſem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

•

Eingewiegt in ſeliges Schauen
Neugſtigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königinn der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

•

Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

•

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einſt von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

•

Alle waren auf das angenehmste überraſcht, und wünſchten ſehnlichſt den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen ſie in einem Winkel der rechten Seitenwand, einen abwärts geſenkten Gang, in welchen die Fußſtapfen zu führen ſchienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die ſtärker wurde, je näher ſie kamen. Es that ſich ein neues Gewölbe, von noch großerm Umfange, als die vorherigen, auf, in deſſen Hintergrunde ſie bei einer Lampe eine menſchliche Geſtalt ſitzen ſahen, die vor ſich auf einer ſteinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem ſie zu leſen ſchien.

Sie drehte ſich nach ihnen zu, ſtand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, deſſen Alter man nicht errathen konnte. Er ſah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als ſchlichte ſilberne Haare, die auf der Stirn geſcheitelt waren. In ſeinen Augen lag eine unausſprechliche Heiterkeit, als ſähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und ſchien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geſchlungen war, und ſeine edle große Geſtalt noch mehr heraus hob. Über ihre unvermuthete Ankunft ſchien er nicht im mindeſten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er ſie. Es war, als empfing er erwartete Gäſte in ſeinem Wohnhauſe. Es iſt doch ſchön, daß

ihr mich beſucht, ſagte er; Ihr ſeid die erſten Freunde die ich hier ſehe, ſo lange ich auch ſchon hier wohne. Scheint es doch, als fing man an, unſer großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet einen ſo freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geiſtern war uns erzählt, und nun ſehen wir uns auf das anmuthigſte getäuſcht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefſinnigen Betrachtungen geſtört haben, ſo verzeiht es unſerer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher ſeyn, ſagte der Unbekannte, als die, froher und zufriedener Menſchengeſichter? Haltet mich nicht für einen Menſchenfeind, weil ihr mich in dieſer Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, ſondern ich habe nur eine Ruheſtätte geſucht, wo ich ungeſtört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat Euch euer Entſchluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach einer Menſchenſtimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einſiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beſchäftigten meine jugendliche Fantaſie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einſamkeit zu finden. Unerſchöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen

muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbständigkeit erlangt.

Ich glaube selbst erwiederte der Alte, daß es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von selbst auf eine Zurückziehung aus der menschlichen Gesellschaft führen. Scheint es doch, als sei dieselbe der Thätigkeit, sowohl zum Gewinnst als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinschaftlicher Zweck treibt sie mit Macht; und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schließen die ersten davon aus; während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurückkehren, und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeß scheinen bei euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, um euch so gänzlich von den Menschen abzusondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Gesellschaft zu leisten. Mich dünkt das die Spannung eures Gemüths doch oft nachlassen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine strenge Regelmäßigkeit mei-

nes Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei ſuche ich mich durch Bewegung geſund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieſſe den Tag und die Luft ſo viel ich kann. Sonſt halte ich mich in dieſen Hallen auf, und beſchäftige mich zu gewiſſen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tauſche ich mir in entlegenen Ortſchaften Lebensmittel ein. Bücher habe ich mir mitgebracht, und ſo vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wiſſen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geſchieht. Dieſe werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu ſich nehmen.

Er führte ſie näher an ſeinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie ſahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüſtung, die ziemlich koſtbar zu ſein ſchien. Der Tiſch beſtand aus fünf großen ſteinernen Platten, die wie ein Kaſten zuſammengeſetzt waren. Auf der oberſten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Roſen angefaßt hielten; an den Seiten ſtand:

Friedrich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieſer Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einſiedler fragte ſeine Gäſte nach ihrem Vaterlande, und wie ſie in dieſe Gegenden gekommen wären. Er war ſehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntſchaft mit der Welt. Der Alte ſagte: Ich ſehe, ihr ſeid ein Kriegsmann geweſen, die Rüſtung verräth euch. — Die Gefahren und Wechſel des Krieges, der hohe poetiſche Geiſt, der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dies um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zuſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die

gehei

geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen und beſchwerlichen Formeln, und können froh ſeyn, nur für uns ſelbſt eine brauchbare Vorſchrift zu finden, die uns hinlängliche Aufſchlüſſe über unſer eigenes kurzes Leben verſchafft. Ich darf aber wohl ſagen, daß jede ſorgfältige Betrachtung der Schickſale des Lebens einen tiefen, unerſchöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meiſten über die irdiſchen Übel erhebt. Die Jugend lieſt die Geſchichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reiferen Alter wird ſie eine himmliſche tröſtende und erbauende Freundinn, die ihn durch ihre weiſen Geſpräche ſanft zu einer höheren, umfaſſenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche iſt das Wohnhaus der Geſchichte, und der ſtille Hof ihr ſinnbildlicher Blumengarten. Von der Geſchichte ſollten nur alte, gottesfürchtige Leute ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der

richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend iſt eure Rede, ſetzte der Alte hinzu. Man ſollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wiſſenswürdige ſeiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menſchen zu hinterlaſſen. Es giebt tauſend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächſte und Wichtigſte, um die Schickſale unſers eigenen Lebens, unſerer Angehörigen, unſers Geſchlechts, deren leiſe Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorſehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns ſo wenig, und laſſen ſorglos alle Spuren in unſerm Gedächtniſſe verwiſchen. Wie Heiligthümer wird eine weiſere Nachkommenſchaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufſuchen, und ſelbſt das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig ſeyn, da gewiß ſich das große Leben ſeiner Zeitgenoſſenſchaft darin mehr oder weniger ſpiegelt.

Es iſt nur ſo ſchlimm, ſagte der Graf von Hohenzollern, daß ſelbſt die Wenigen, die ſich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen; nicht über ihr Geſchäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollſtändigkeit und Ordnung zu geben ſuchten, ſondern nur aufs

Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an ſich bemerken, daß er nur dasjenige deutlich und vollkommen beſchreiben kann, was er genau kennt, deſſen Theile, deſſen Entſtehung und Folge, deſſen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig ſind: denn ſonſt wird keine Beſchreibung, ſondern ein verwirrtes Gemiſch von unvollſtändigen Bemerkungen entſtehen. Man laſſe ein Kind eine Maſchine, einen Landmann ein Schiff beſchreiben, und gewiß wird kein Menſch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht ſchöpfen können, und ſo iſt es mit den meiſten Geſchichtsſchreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Überdruß weitſchweifig ſind, aber doch gerade das Wiſſenswürdigſte vergeſſen, dasjenige; was erſt die Geſchichte zur Geſchichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, ſo ſcheint es mir, als wenn ein Geſchichtſchreiber nothwendig auch ein Dichter ſein müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten ſchicklich zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Märchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden; ſo iſt doch der

der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſere Belehrung gewiſſermaßen einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir uns nicht um die zufällige Exiſtenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, ſagte der Alte, von jeher deshalb zugethan geweſen. Das Leben und die Welt iſt mir klarer und anſchaulicher durch ſie geworden. Es dünkte mich, ſie müßten befreundet mit den ſcharfen Geiſtern des Lichtes ſeyn, die alle Naturen durchdringen und ſondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleyer über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfalten, und es war, als könnte ſie ſich nun freier bewegen, ihrer Geſelligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit ſtiller Luſt ihre Glieder gegen einander ſchwingen, und tauſenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr ſo glücklich in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einſiedler.

Es haben ſich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber ſie ſchienen Gefallen am Reiſen zu haben, und ſo hielten ſie ſich meiſt nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wande-

rungen nach Illirien, nach Sachsen und Schwedenland nicht selten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So seid ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unsere Kunst macht es fast nöthig, daß man sich weit auf dem Erdboden umsieht, und es ist als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unsern Fußboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unser Geschlecht, nach Abend gewandert seyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menschlichen Geist zu klugen Erfindungen reizt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen seine Heimath bereichern.

Ihr seid beinah verkehrte Astrologen sagte der Einsiedler. Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten, und seine unermeßlichen Räume durchirren: so wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforscht seinen Bau. Jene studiren die Kräfte und Einflüsse der Gestirne, und ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge,

und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinſchichten. Jenen iſt der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Proſeten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben ſich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müſſen nun dafür die ſchöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß ſie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Proſeten für das tiefere Land ſind, daß ſie bald ſchützen, bald mit Ungewittern überſchwemmen.

Seitdem ich in dieſer Höhle wohne, fuhr der Einſiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es iſt unbeſchreiblich, wie dieſe Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorſtellen, die ein Bergmann für ſein Handwerk hegen muß. Wenn ich die ſeltſamen alten Knochen anſehe, die hier in ſo gewaltiger Menge verſammelt ſind; wenn ich mir

die wilde Zeit denke, wo dieſe fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren ſich in dieſe Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angſt vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufſteige, wo dieſe Höhlen zuſammenwuchſen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: ſo komme ich mir ſelbſt wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßigen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarſte Gewitter, das entſetzlichſte Erdbeben in unſern Tagen iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener grauſenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menſchen ſelbſt, wenn es auf einzelnen Eilanden in dieſem Ozean welche gab, eine andere feſtere und rauhere Bauart hatten, — wenigſtens dürfte man die alten Sagen von einem Rieſenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es iſt erfreulich, ſagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverſtändniß, eine friedlichere Gemeinſchaft, eine gegenſeitige Unterſtützung und Belebung, ſcheint ſich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer beſſeren Zeiten entgegenſehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig

gährte, und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indeß sieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es sein, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehen, das Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie mannichfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehemals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerinn. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Überfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt. Welche Reichthümer verschließen nicht die Gebürge nach Norden, welche günstige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpatischen Gebirge, und in den Felsenhöhlen von

Tyrol, Öſterreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann ſeyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuſchlagen brauchte. An manchen Orten ſah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich anſah, war von köſtlichen Metallen, und auf das kunſtreichſte gebildet. In den zierlichen Locken und Äſten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchſichtige Früchte, und die ſchweren Bäumchen ſtanden auf kryſtallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man kaute kaum ſeinen Sinnen an dieſen wunderbaren Orten, und ward nicht müde dieſe reizenden Wildniſſe zu durchſtreifen, und ſich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reiſe habe ich viele Merkwürdigkeiten geſehen, und gewiß iſt in andern Ländern die Erde eben ſo ergiebig und verſchwenderiſch.

Wenn man, ſagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hauſe ſind, ſo iſt daran kein Zweifel; und iſt das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht ſchon im Alterthum durch die Reichthümer ſeines Bodens bekannt geweſen? Als Kriegsmann giebt man freilich nicht ſo genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über dieſe glänzende Streifen gehabt, die wie ſeltſame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte

ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an dieſen dunkeln Behauſungen vorbeizog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beſchließen würde. Meine Liebe trug mich ſtolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in ſpäten Jahren zu entſchlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hauſe, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbſtes. Aber der Geiſt des Krieges ſchien der Geiſt meines Glücks zu ſeyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unſers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländiſche Luft zerſtörte ihre Blüthe. Ich begrub ſie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heimath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo unſere irdiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten laſſen. Oft ſcheint eine Begebenheit ſich zu endigen, wenn ſie erſt eigentlich be-

ginnt, und dies hat bei meinem Leben ſtatt gefunden. Gott verleihe euch allen ein ſeliges Alter, und ein ſo ruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerkſam dem Geſpräche zugehört, und der erſtere fühlte beſonders neue Entwickelungen ſeines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtſtaub in ſeinen Schooß, und rückten ihn ſchnell aus dem engen Kreiſe ſeiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einſiedler zeigte ihnen ſeine Bücher. Es waren alte Hiſtorien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen ſchöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verſe, die Überſchriften, einzelne Stellen und die ſaubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorſchein kamen, um die Einbildungskraft des Leſers zu unterſtützen, reizten mächtig ſeine Neugierde. Der Einſiedler bemerkte ſeine innere Luſt, und erklärte ihm die ſonderbaren Vorſtellungen. Die mannichfaltigſten Lebensſcenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängniſſe, Hochzeitsfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläſte; Könige, Helden, Prieſter, alte und junge Leute, Menſchen in fremden Trachten, und ſeltſame Thiere, kamen in verſchiedenen Abwechſelungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte ſich nicht ſatt

ſehen, und hätte nichts mehr gewünſcht, als bei dem Einſiedler, der ihn unwiderſtehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über dieſe Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einſiedler ſagte ihm, daß noch einige ſehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einſiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an ſeinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und ſich während dieſer Zeit weiter unter denſelben umzuſehn. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte ihm innig für ſeine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Luſt umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geſchrieben war, die ihm einige Ähnlichkeit mit der Lateiniſchen und Italieniſchen zu haben ſchien. Er hätte ſehnlichſt gewünſcht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Silbe davon verſtand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zuſah, entdeckte er ſeine eigene Geſtalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erſchrack und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Anſehn konnte er nicht mehr an der vollkommenen Ähnlichkeit zweifeln. Er traute kaum ſeinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einſiedler, und den Alten neben ſich entdeckte.

Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerinn, ſeine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, ſeinen Freund den Hofkaplan, und manche andere ſeiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert, und ſchienen aus einer andern Zeit zu ſeyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten ſie ihm bekannt. Er ſah ſein Ebenbild in verſchiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er ſich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in ſeinen Armen, und die Landgräfen reichte ihm einen Kranz. Er ſah ſich am kaiſerlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem ſchlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild ausſehenden Männern, und in freundlichen Geſprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernſtem Anſehen kam häufig in ſeiner Geſellſchaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieſer hohen Geſtalt, und war froh ſich Arm in Arm mit ihm zu ſehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverſtändlich; doch überraſchten ihn einige Geſtalten ſeines Traumes mit dem innigſten Entzücken; der Schluß des Buches ſchien zu fehlen. Heinrich war ſehr bekümmert, und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Buch leſen zu können, und vollſtändig zu beſitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war beſtürzt, wie er die Geſellſchaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute ſich nicht, ſeine Entdeckung

merken zu laſſen, machte das Buch zu, und fragte den Einſiedler nur obenhin nach den Titel und Sprache deſſelben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzaliſcher Sprache geſchrieben ſey. Es iſt lange her, ſeit ich es geleſen habe, ſagte der Einſiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entſinnen. Soviel ich weiß, iſt es ein Roman von den wunderbaren Schickſalen eines Dichters, worin die Dichtkunſt in ihren mannichfachen Verhältniſſen dargeſtellt, und geprieſen wird. Der Schluß fehlt an dieſer Handſchrift, die ich aus Jeruſalem mitgebracht habe, wo ich ſie in der Verlaſſenſchaft eines Freundes fand, und zu ſeinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abſchied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm ſo merkwürdig, der Einſiedler ſo lieb geworden.

Alle umarmten dieſen herzlich, und er ſelbſt ſchien ſie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick anſehe. Seine Abſchiedsworte gegen ihn waren ſonderbar bedeutend. Er ſchien von ſeiner Entdeckung zu wiſſen, und darauf anzuſpielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er ſie, nachdem er ſie und beſonders den Knaben gebeten hatte, ſeiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er ſonſt ihren Zudringlichkeiten ausgeſetzt ſein würde.

Sie verſprachen es alle. Wie ſie von ihm

ſchieden, und ſich ſeinem Gebet empfahlen, ſagte er: Wie lange wird es währen, ſo ſehen wir uns wieder, und werden über unſere heutigen Reden lächeln. Ein himmliſcher Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in dieſen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Geſinnungen und Ahndungen beſeelt waren. Sie ſind die Engel, die uns hier ſicher geleiten. Wenn euer Auge feſt am Himmel haftet, ſo werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten ſich mit ſtiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen geweſen war, ſie mit tauſend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menſchen, die zum Handeln, zur Geſchäftigkeit geboren ſind, können nicht früh genug alles ſelbſt betrachten und beleben. Sie müſſen überall ſelbſt Hand anlegen und viele Verhältniſſe durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerſtreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenſtände gewiſſermaßen abhärten, und ſich gewöhnen, ſelbſt im Drange groſſer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks feſtzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer ſtillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in ſich gekehrte Zuſchauerin, ſie muß unabläſſig nach auſſen gerichtet, und eine emſige, ſchnell entſcheidende Dienerin des Verſtandes ſeyn. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſt ſeyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüth, deren

Thä-

Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer innern Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht ſelbſt darin aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muſſe zu widmen. Verlangen nach dem Geiſte deſſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieſer menſchlichen Welt beſtimmte, während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derſelben vorſtellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden ſie ſtören. Ein einfaches Leben iſt ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müſſen ſie mit dem reichen Inhalt, und den zahlloſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Verfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen ſie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt thun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen.

Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit, und des Frohſinns erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſeyn. Freie Gäſte ſind ſie deren goldener Fuß nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt ſich, wie ein guter König, frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, ſo findet man, daß die Geſänge der Dichter nicht ſelten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erwecken, Heldenthaten aber wohl nie den Geiſt der Poeſie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle ſchienen ſich zu ſeiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts ſeine innere Regſamkeit geſtört. Alles was er ſah und hörte ſchien nur neue Riegel in ihm wegzuſchieben, und neue Fenſter ihm zu öffnen. Er ſah die Welt in ihren großen und abwech-

ſelnden Verhältniſſen vor ſich liegen. Noch war ſie aber ſtumm, und ihre Seele, das Geſpräch, noch nicht erwacht. Schon nahte ſich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Mutterſprache und durch Berührung eines ſüßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuſchließen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reiſe war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unſere Reiſenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gaſſen nach dem anſehnlichen Hauſe des alten Schwaning ritten.

Heinrich war ſchon die Gegend ſehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, ſteinernen Häuſer befremdeten ihn angenehm. Er freute ſich innigſich über ſeinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war ſehr vergnügt nach der langen mühſeligen Reiſe ſich hier in ihrer geliebten Vaterſtadt zu ſehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorſtellen, und einmal alle Sorgen des Hausweſens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergeſſen zu können. Die Kaufleute hofften ſich bei den dortigen Luſtbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entſchädigen, und einträgliche Geſchäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden ſie

erleuchtet, und eine luſtige Muſik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, ſagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliges Feſt. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäſte erſtaunen. Er läßt es ſich wohl nicht träumen, daß das wahre Feſt nun erſt angehen wird. Heinrich fühlte ſich verlegen, und ſeine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie ſtiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, und Heinrich und ſeine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenoſſe zu ſehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; ſie baten dieſe, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzuſagen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reiſenden ſahen nicht zum beſten aus; doch meldeten ſie es dem Herrn des Hauſes. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte ſie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief ſie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerſt gerührt. Er drückte ſie lange an ſeine Bruſt; Heinrich ſank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu ſich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geſchwind herein, ſagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die ſich herzlich mit mir freuen

werden. Heinrichs Mutter ſchien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit ſich zu beſinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eiſenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menſchen. Aller Augen kehrten ſich nach der Thür; alles lief herzu, die Muſik ſchwieg, und die beiden Reiſenden ſtanden verwirrt und geblendet, in ihren ſtaubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tauſend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten ſich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerſt gekannt und bewillkommet ſeyn. Während der ältere Theil der Geſellſchaft ſich mit der Mutter beſchäftigte, heftete ſich die Aufmerkſamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit geſenktem Blick da ſtand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Geſichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, und erkundigte ſich nach ſeinem Vater und den Vorfällen ihrer Reiſe.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie ſagte es ihrem Vater, welcher ſogleich hinunter ſchickte, und ſie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erſchienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Begleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüßten sich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehen zu haben glaubte. Sein edles Ansehn zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den freundlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß diese den Vater bei dir aussticht. Es sollt mich wundern wenn du sie nicht bemerkt hättest, versetzte Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater.

Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig, und begaben sich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der Alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhaftesten Wunsch habe mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag soviel Zutrauliches in seiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und sich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die schöne Mathilde. Nehmt euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er ehr euren Vater, als euch gesehn hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen sich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmusik an. Er bot ihr schwei-

gend seine Hand: sie gab ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten sich über Heinrichs Behendigkeit, und seine liebliche Tänzerinn. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsohr sagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht. Es zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mir däucht er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freisinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerinn. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Nase senkten sich zierlich um sie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr

Geſicht, und von dem ſchlanken, weißen Halſe ſchlängelten ſich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen ſchien über der leichten Geſtalt nur zu ſchweben.

Die Schüſſeln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute ſetzten ſich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte ſetzte ſich zu ſeiner Linken, und Klingsohr ſaß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde ſprach, ſo geſprächig war Veronika, ſeine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anweſenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bei ſeiner Tänzerinn, und hätte ſich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit ſonderbaren Figuren, welches Heinrich an ſeinem Leibrocke befeſtigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun ſeine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Geſpräch. Alle unterhielten ſich; Veronika lachte und ſcherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater ſich oft aufhielt, und von dem Leben

in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe duften in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldenen Flügel, und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Übel ließ sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntnisses, zu dem Baume des Krieges, sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Öhl würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdischen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen frischen Kranz. Er setzte ihn auf, küßte sie und sagte: Auch unserm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige sollt ihr gleich haben. Er gab der Musik ein Zeichen, und sang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Wesen?
Ist nicht unser Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erlesen
In Verstellung nur geübt,
Dürfen selbst nicht unsre Klagen —
Sich aus unserm Busen wagen.

•

Allem was die Eltern sprechen,
Widerspricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
Möchten gern die süßen Knaben
Fest an unsern Herzen haben.

•

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei sind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer süßen Träumen noch?
Will man sie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen sie von dannen.

•

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit,
Und zu unsern Kissen treten

Sehnsucht und Geselligkeit.
Konnten wir wohl widerstreben
Alles, Alles hinzugeben?

•

Unsre Reize zu verhüllen
Schreibt die strenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen
Quellen sie nicht ganz empor?
Bei der Sehnsucht innerm Beben
Muß das beste Band sich geben.

•

Jede Neigung zu verschließen,
Hart und kalt zu sein wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu sein,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

•

Groß sind eines Mädchens Plagen,
Ihre Brust ist krank und wund,
Und zum Lohn für stille Klagen
Küßt sie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt sich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen erröthteten und lächelten abwärts. Unter tausend Neckereien wurde ein zweites Kranz geholt, und Klingsohr aufgesetzt. Sie baten aber inständig um keinen so leichtfertigen Gesang. Nein sagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten so frevelhaft von euren Geheimnissen zu reden. Sagt selbst was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch anstehe. Klingsohr sang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Wein, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

•

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

•

Sie tragen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Gebirg.

Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches lust'ge Schloß.

•

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

•

Denn unsichtbare Wächter stellen
So lang er träumt sich um ihn her;
Und wer betritt die heilige Schwellen
Den trifft ihr lustumwundner Speer.

•

So wie die Schwingen sich entfalten,
Laßt er die lichten Augen sehn.
Laßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus wenn sie ihm flehn.

•

Aus seiner Wiege dunklem Schooße,
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammelt
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

•

Er ſtrömt in unerzählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

•

Er nahm als Geiſt der alten Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

•

Er gab ihm ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

•

Ein ſchöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten

noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und ſagte zu Heinrich: nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht dieſe Frage zu benutzen. Der Übermuth der Freude und der Ernſt der erſten Liebe kämpften in ſeinem Gemüth. Die reizende Veronika ſcherzte mit den Andern, und ſo gewann er Zeit, den erſten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß ſie die Guitarre ſpiele. Ach! ſagte Heinrich, von euch möchte ich ſie lernen. Ich habe mich lange darnach geſehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er ſpielt ſie unvergleichlich, ſagte ſie erröthend. — Ich glaube doch erwiederte Heinrich, daß ich ſie ſchneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Geſang zu hören. — Stellet euch nur nicht zu viel vor. — O! ſagte Heinrich, was ſollte ich nicht erwarten können, da euere bloße Rede ſchon Geſang iſt, und eure Geſtalt eine himmliſche Muſik verkündigt.

Mathilde ſchwieg. Ihr Vater fing ein Geſpräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhafteſten Begeiſterung ſprach. Die Nächſten wunderten ſich über des Jünglings Beredſamkeit, er — die Fülle ſeiner bildlichen Gedanken. Ma-

thil-

thilde ſah ihn mit ſtiller Aufmerkſamkeit an. Sie ſchien ſich über ſeine Reden zu freuen, die ſein Geſicht mit den ſprechendſten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er ſah ſich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck ſeines Geſichts erſtaunte. Im Feuer des Geſprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und ſie konnte nicht umhin, manches was er ſagte, mit einem leiſen Druck zu beſtätigen. Klingsohr wußte ſeinen Enthuſiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig ſeine ganze Seele auf die Lippen. Endlich ſtand alles auf. Alles ſchwärmte durcheinander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie ſtanden unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küßte ſie zärtlich. Sie ließ ſie ihm, und blickte ihn mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte ſich nicht halten, neigte ſich zu ihr, und küßte ihre Lippen. Sie war überraſcht, und erwiederte unwillkührlich ſeinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was ſie einander ſagen konnten. Sie drückte ſeine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich ſtand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ ſeine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie ſagte: Iſt es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereiſt ſind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, ſagte Heinrich, ſo habe ich mir es doch nicht vorgeſtellt. Es iſt ganz herrlich.

Der Reſt des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten ſpielten, plauderten, und ſahen den Tänzen zu. Die Muſik wogte wie ein Luſtmeer im Saale, und hob die berauſchte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weiſſagungen der erſten Luſt und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ ſich willig von den ſchmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verſtändniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute ſich ſeiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernſte Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhelten nicht daß es ihnen lieb ſei, Mathildens Aufmerkſamkeit nicht mehr bei ihren Herzensgeſchäften ſcheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Geſellſchaft auseinander ging. Das erſte und einzige Feſt meines Lebens! ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, als er allein war, und ſeine Mutter ſich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Iſt mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beim Anblick der blauen Blume? Welcher ſonderbare Zuſammenhang iſt zwiſchen Mathilden und dieſer Blume? Je-

ins Geſicht, das aus dem Kelche ſich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmliſches Geſicht, und nun erinnerte ich mich auch, es in jenem Buche geſehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht ſo bewegt? O! ſie iſt der ſichtbare Geiſt des Geſanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Muſik auflöſen. Sie wird meine innerſte Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers ſeyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um ſie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um ſie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daſein zu ihrer Anſchauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat ans Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen.

Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur ſpät gegen Morgen ſchlief er ein. In wunderliche Träume floſſen die Gedanken ſeiner Seele zuſammen. Ein tiefer blauer Strom ſchimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche ſchwamm ein Kahn. Mathilde ſaß und ruderte. Sie war mit Kränzen geſchmückt, ſang ein einfaches Lied, und ſah nach ihm mit ſüßer Wehmuth herüber. Seine Bruſt war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmliſches Geſicht ſpiegelte ſich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an ſich umzudrehen. Er rief ihr ängſtlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der ſich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er ſtürzte ſich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Waſſer trug ihn. Sie winkte, ſie ſchien ihm etwas ſagen zu wollen, der Kahn ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entſetzliche Angſt raubte ihm das Bewußtſein. Das

Herz ſchlug nicht mehr. Er kam erſt zu ſich, als er ſich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geſchwommen ſeyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Sein Gemüth war verſchwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entſetzlich matt fühlte er ſich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, ſie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand ſchöpfte er einige Tropfen, und netzte ſeine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die ſchreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde ſo wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er ſah ſich um, und Mathilde ſchloß ihn in ihre Arme. Warum liefſt du vor mir, liebes Herz, ſagte ſie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte ſie an ſich. — Wo iſt der Strom, rief er mit Thränen. Sieſt du nicht ſeine blauen Wellen über uns? Er ſah hinauf, und der blaue Strom floß leiſe über ihrem Haupte. Wo ſind wir, liebe Mathilde? Bey unſern Eltern. Bleiben wir zuſammen? Ewig, verſetzte ſie, indem ſie ihre Lippen an die ſeinigen drückte, und ihn ſo umſchloß, daß ſie nicht wieder von ihm konnte. Sie ſagte ihm ein wunderbares, geheimes Wor-

in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr ſtand vor ſeinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, ſagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg ſein Erröthen an den Wangen ſeiner Mutter.

Habt ihr Luſt mit mir vor der Stadt auf einer ſchönen Anhöhe zu frühſtücken? ſagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfriſchen. Kleidet euch an. Mathilde wartet ſchon auf uns.

Heinrich dankte mit tauſend Freuden für dieſe willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunſt die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich ausſah, und ihn freundlich grüßte. Sie hatte ſchon das Frühſtück in ein Körbchen gepackt, daß ſie an den Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und ſo wandelten ſie durch die Stadt, die ſchon vol-

ler Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Fluſſe, wo ſich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Ausſicht öffnete.

Habe ich doch ſchon oft, rief Heinrich aus, mich an den Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarſchaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine ſo ſchöpferiſche und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen ſind mir ſo nah, und die reiche Landſchaft iſt mir wie eine innere Fantaſie. Wie veränderlich iſt die Natur, ſo unwandelbar auch ihre Oberfläche zu ſein ſcheint. Wie anders iſt ſie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geiſt neben uns iſt, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünſtig die Witterung ihm ſey, und wie nöthig er düſtre Regentage für ſeine Saat brauche. Euch, theuerſter Meiſter, bin ich dieſes Vergnügen ſchuldig; ja dieſes Vergnügen, denn es giebt kein anders Wort, was wahrhafter den Zuſtand meines Herzens ausdrückte. Freude, Luſt und Entzücken ſind nur die Glieder des Vergnügens, das ſie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an ſein Herz, und verſank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, verſetzte Klingsohr, iſt für unſer Gemüth, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche

Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer, und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verſtehe euch lieber Meiſter. Die Menſchen ſind Kryſtalle für unſer Gemüth. Sie ſind die durchſichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köſtlichen lautern Sapphir nennen. Ihr ſeid klar und durchſichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildeſten Lichte. Aber ſagt mir lieber Meiſter, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigſten mit der Natur vertraut iſt, am wenigſten von ihr ſagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, verſetzte Klingsohr, ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüth, ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die eine Seite kennen, und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung

ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand, euren natürlichen Trieb, zu wiſſen wie alles ſich begiebt und unter einander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden, die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit, von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüths gerade das

Wiederſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannichfaltigſten Verhältniſſe, und iſt ewig durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſeyn. Zur wahren, melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt, und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſt. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth iſt wie das Licht, eben ſo ruhig und empfindlich, eben ſo elaſtiſch und durchdringlich, eben ſo mächtig und eben ſo unmerklich wirkſam, wie dieſes köſtliche Element, das auf alle Gegenſtände ſich mit feiner Abgemeſſenheit vertheilt, und ſie alle in reizender Mannichfaltigkeit erſcheinen läßt. Der Dichter iſt reiner Stahl, eben ſo empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben ſo hart, wie ein ungeſchmeidiger Kiezel.

Ich habe das ſchon zuweilen gefühlt, ſagte Heinrich, daß ich in den innigſten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frei umhergehen und alle Beſchäftigungen mit Luſt treiben konnte. Ein geiſtiges ſcharfes Weſen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von al-

len Seiten betrachten. Ich ſtand mit ſtillem Antheil an der Werkſtatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geſchickt zu Stande bringen konnte. Geſchicklichkeit hat einen ganz beſondern ſtärkenden Reiz, und es iſt wahr, ihr Bewußtſein verſchafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überſchwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, ſagte Klingsohr, daß ich das letztere tadle; aber es muß von ſelbſt kommen, und nicht geſucht werden. Seine ſparſame Erſcheinung iſt wohlthätig; öfterer wird ſie ermüdend und ſchwächend. Man kann nicht ſchnell genug ſich aus der ſüßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühſamen Beſchäftigung zurückkehren. Es iſt wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einſchläferndem Wirbel man nur mit Gewalt ſich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und ſo in krankhafter Erſchöpfung nachher den ganzen Tag hinſchleppen will.

Die Poeſie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als ſtrenge Kunſt getrieben werden. Als bloßer Genuß hört ſie auf Poeſie zu ſeyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das iſt ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nach-

denken und Betrachten, und Geſchicklichkeit alle ſeine Fähigkeiten in eine gegenſeitige belebende Thätigkeit zu verſetzen und darinn zu erhalten, das ſind die Erforderniſſe unſerer Kunſt. Wenn ihr euch mir überlaſſen wollt, ſo ſoll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntniſſe bereichert, und einige nützliche Einſichten erlangt habt. Die Stadt iſt reich an Künſtlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umſtände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältniſſen und Erforderniſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unſerer Kunſt unterrichten, und die merkwürdigſten Schriften mit euch leſen. Ihr könnt Mathildens Lehrſtunden theilen, und ſie wird euch gern die Guitarre ſpielen lehren. Jede Beſchäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr ſo euren Tag gut angelegt habt, ſo werden euch das Geſpräch und die Freuden des geſellſchaftlichen Abends, und die Anſichten der ſchönen Landſchaft umher mit den heiterſten Genüſſen immer wieder überraſchen.

Welches herrliche Leben ſchließt ihr mir auf, liebſter Meiſter. Unter eurer Leitung werde ich erſt merken, welches edle Ziel vor mir ſteht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühstück, und Heinrich fragte sie mit zärtlicher Stimme, ob sie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts, und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, sagte er, indem sich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte sich unmerklich zu ihm hin. Er umschlang sie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur sanft bog sie sich von ihm weg, doch reichte sie ihm mit der kindlichsten Anmuth eine Rose, die sie am Busen trug. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich sah ihr mit stillem Entzücken nach, küßte die Rose, heftete sie an seine Brust, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber sah.

Wo seid ihr hergekommen, fragte Klingsohr. Über jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert sich unser Weg. — Ihr müßt schöne Gegenden gesehen haben. — Fast ununterbrochen sind wir durch reizende Landschaften gereist. — Auch eure Vaterstadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend ist abwechselnd genug; doch ist sie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme sind die Augen einer Landschaft. — Die Erzählung eurer Reise, sagte Klingsohr, hat mir gestern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geist der Dichtkunst euer freundlicher Begleiter ist. Eure Gefährten sind unbe-

merkt seine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus. Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat euch mit seiner süßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geschichte sind euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beste, lieber Meister, die himmlische Erscheinung der Liebe. Es hängt nur von euch ab, diese Erscheinung mir auf ewig festzuhalten. Was meinst du, rief Klingsohr, indem er sich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; hast du Lust Heinrichs unzertrennliche Gefährtin zu seyn? Wo du bleibst, bleibe ich auch. Mathilde erschrack; sie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen? lieber Vater. Frage ihn selbst, sagte Klingsohr gerührt. Sie sah Heinrich mit der innigsten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit ist ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen stürzten. Sie umschlangen sich zugleich. Klingsohr faßte sie in seine Arme. Meine Kinder, rief er, seid einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poesie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindinn der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig, ihre Darstellung ein reizendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dich-

ter.

ter. Der Widerſacherinn iſt nichts unangenehmer, als daß ſie der Poeſie gegenüber ſelbſt zu einer poetiſchen Perſon wird, und nicht ſelten in der Hitze die Waffen mit ihr tauſcht, und von ihrem eigenen heimtückiſchen Geſchoſſe heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poeſie, die ſie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und ſie nur noch reizender und gewaltig machen.

Der Krieg überhaupt, ſagte Heinrich, ſcheint mir eine poetiſche Wirkung. Die Leute glauben ſich für irgend einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen, und merken nicht, daß ſie der romantiſche Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poeſie, und beide Heere folgen Einer unſichtbaren Fahne.

Im Kriege verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung anſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe, die, das edelſte Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkürlich von Poeſie durchdrungene Welt-

kräfte ſind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, iſt ſchon ein göttlicher Geſandter, aber ſeiner Darſtellung iſt unſere Poeſie nicht gewachſen.

Wie verſteht ihr das, lieber Vater, ſagte Heinrich. Kann ein Gegenſtand zu überſchwenglich für die Poeſie ſeyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht ſagen, für die Poeſie, ſondern nur für unſere irdiſchen Mittel und Werkzeuge. Wenn es ſchon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb deſſen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: ſo giebt es auch für die ganze Summe menſchlicher Kräfte eine beſtimmte Grenze der Darſtellbarkeit, über welche hinaus die Darſtellung die nöthige Dichtigkeit und Geſtaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuſchendes Unding ſich verliert. Beſonders als Lehrling kann man nicht genug ſich vor dieſen Ausſchweifungen hüten, da eine lebhafte Fantaſie nur gar zu gern nach den Grenzen ſich begiebt, und übermüthig das Unſinnliche, Übermäßige zu ergreifen und auszuſprechen ſucht. Reifere Erfahrung lehrt erſt, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenſtände zu vermeiden, und die Aufſpürung des Einfachſten und Höchſten der Weltweisheit zu überlaſſen. Der ältere Dichter ſteigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um ſeinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu ſtellen, und

hütet ſich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlaſſen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte faſt ſagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung ſchimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zuſammenſtellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beſte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. Für den Dichter iſt die Poeſie an beſchränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird ſie zur Kunſt. Die Sprache überhaupt hat ihren beſtimmten Kreis. Noch enger iſt der Umfang einer beſondern Volksſprache. Durch Übung und Nachdenken lernt der Dichter ſeine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leiſten kann, und wird keinen thörichten Verſuch machen, ſie über ihre Kräfte anzuſpannen. Nur ſelten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zuſammen drängen, denn ſonſt wird er ermüdend, und vernichtet ſelbſt die koſtbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf ſeltſame Sprünge richtet ſie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Überhaupt können die Dichter nicht genug von den Muſikern und Mahlern lernen. In dieſen Künſten wird es recht auffallend, wie nöthig es iſt, wirthſchaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunſt umzugehn, und wie viel auf geſchickte Verhält-

niſſe ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künſtler auch von uns die poetiſche Unabhängigkeit, und den innern Geiſt jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunſtwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie ſollten poetiſcher und wir muſikaliſcher und mahleriſcher ſeyn — beides nach der Art und Weiſe unſerer Kunſt. Der Stoff iſt nicht der Zweck der Kunſt, aber die Ausführung iſt es. Du wirſt ſelbſt ſehen, welche Geſänge dir am beſten gerathen, gewiß die, deren Gegenſtände dir am geläufigſten und gegenwärtigſten ſind. Daher kann man ſagen, daß die Poeſie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß ſelbſt, daß mir in jungen Jahren ein Gegenſtand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt ſeyn konnte, den ich nicht am liebſten beſungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armſeliges Wortgeräuſch, ohne einen Funken wahrer Poeſie. Daher iſt auch ein Mährchen eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und ſelten wird ein junger Dichter ſie gut löſen.

Ich möchte gern eins von Dir hören, ſagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeſchreiblich ergötzt, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunſch befriedigen. Es iſt mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an ſich trägt; indeß wird

es dich vielleicht deſto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir geſagt habe.

Die Sprache, ſagte Heinrich, iſt wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Menſch ſie beherrſcht, ſo möchte er gern die große Welt beherrſchen, und ſich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieſer Freude, das, was außer der Welt iſt, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der urſprüngliche Trieb unſers Daſeyns iſt, liegt der Urſprung der Poeſie.

Es iſt recht übel, ſagte Klingsohr, daß die Poeſie einen beſondern Namen hat, und die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen. Es iſt gar nichts beſonderes. Es iſt die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Dichtet und trachtet nicht jeder Menſch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch ſagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poeſie zum Beſtand der Menſchheit ſo klar, als in ihr. Die Liebe iſt ſtumm, nur die Poeſie kann für ſie ſprechen. Oder die Liebe iſt ſelbſt nichts, als die höchſte Naturpoeſie. Doch ich will dir nicht Dinge ſagen, die du beſſer weißt, als ich.

Du biſt ja der Vater der Liebe, ſagte Hein-

rich, indem er Mathilden umſchlang, und beide ſeine Hand küßten.

Klingsohr umarmte ſie, und ging hinaus. Liebe Mathilde, ſagte Heinrich nach einem langen Kuſſe, es iſt mir wie ein Traum, daß du mein biſt; aber noch wunderbarer iſt es mir, daß du es nicht immer geweſen biſt. Mich dünkt, ſagte Mathilde, ich kennte dich ſeit undenklichen Zeiten. — Kannſt du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber das kann ich dir ſagen, daß mir iſt als finge ich erſt jetzt zu leben an, und daß ich dir ſo gut bin, daß ich gleich für dich ſterben wollte. — Meine Mathilde, erſt jetzt fühle ich, was es heißt unſterblich zu ſeyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut biſt du, welcher herrliche Geiſt ſpricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beſchämſt! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was iſt ein Geiſt ohne Himmel, und du biſt der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches ſelige Geſchöpf wär ich, wenn du ſo treu wärſt, wie mein Vater. Meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt; Mein Vater weint faſt alle Tage noch um ſie. — Ich verdiene es nicht, aber ich wollte ich glücklicher ſeyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel beſſer. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. —

Nein Heinrich, wo ich bin, wirſt du ſeyn. — Ja wo du biſt, Mathilde, werd' ich ewig ſeyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit ſeyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde, wir ſind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubſt nicht, Lieber, wie inbrünſtig ich heute früh, wie wir nach Hauſe kamen, vor dem Bilde der himmliſchen Mutter niederkniete, wie unſäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte ſie mir zu. Nun weiß ich erſt was Dankbarkeit iſt. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du biſt die Heilige, die meine Wünſche zu Gott bringt, durch die er ſich mir offenbart, durch die er mir die Fülle ſeiner Liebe kund thut. Was iſt die Religion, als ein unendliches Einverſtändniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei verſammelt ſind, iſt Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Bruſt wird nie aufhören dich in ſich zu ziehn. Du biſt die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichſten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schickſal der Roſen; wird es auch die meinen treffen, die deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe ſeyn? — O! könnteſt du durch meine Augen in mein Gemüth ſehen! aber du liebſt mich

und ſo glaubſt du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize ſagt. O! ſie ſind unverwelklich. Was mich ſo unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das iſt nicht aus dieſer Zeit. Könnteſt du nur ſehn, wie du mir erſcheinſt, welches wunderbare Bild deine Geſtalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdeſt kein Alter fürchten. Deine irdiſche Geſtalt iſt nur ein Schatten dieſes Bildes. Die irdiſchen Kräfte ringen und quellen, um es feſtzuhalten, aber die Natur iſt noch unreif; das Bild iſt ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verſtehe dich, lieber Heinrich, denn ich ſehe etwas Ähnliches, wenn ich dich anſchaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt iſt uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken ſie auf das Innigſte mit der irdiſchen Natur verwebt. — Du wirſt mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebteſter. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weißſagung. Alles iſt ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligſte des Gemüths führen; du wirſt mich zu den höchſten Anſchauungen begeiſtern. Wer weiß, ob unſre Liebe nicht dereinſt noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unſre himmliſche Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Iſt es nicht ſchon

ein Wunder, daß du mein biſt, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebſt, und ewig mein ſeyn willſt? — Auch mir iſt jetzt alles glaublich, und ich fühle ja ſo deutlich eine ſtille Flamme in mir lodern; wer weiß ob ſie uns nicht verklärt, und die irdiſchen Banden allmählich auflöſt. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch ſchon das grenzenloſe Vertrauen zu mir haſt, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich ſo etwas gefühlt, ſelbſt nicht gegen meinen Vater, den ich doch ſo unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal ſagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es iſt auch zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wiſſen. Mein ganzes Weſen ſoll ſich mit dem deinigen vermiſchen. Nur die grenzenloſeſte Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr beſteht ſie ja. Sie iſt ja ein geheimnißvolles Zuſammenfließen unſers geheimſten und eigenthümlichſten Daſeyns. — Heinrich, ſo können ſich noch nie zwei Menſchen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! ſchwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, bei

der unſichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, Mathilde, ſo wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bei uns iſt. Eine lange Umarmung, unzählige Küſſe beſiegelten den ewigen Bund des ſeligen Paares.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäſte da; der Großvater trank die Geſundheit des jungen Brautpaars, und verſprach bald ein ſchönes Hochzeitfeſt auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, ſagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer geſehen, daß Ehen, die frühe geſchloſſen wurden, am glücklichſten waren. In ſpätern Jahren iſt gar keine ſolche Andacht mehr im Eheſtande, als in der Jugend. Eine gemeinſchaftlich genoſſene Jugend iſt ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung iſt der ſicherſte Grund der Liebe. Nach Tiſche kamen mehrere. Heinrich bat ſeinen neuen Vater um die Erfüllung ſeines Verſprechens. Klingsohr ſagte zu der Geſellſchaft: Ich habe heute Heinrich verſprochen ein Mährchen zu erzählen, wenn ihr es zufrieden ſeyd, ſo bin ich bereit. Das iſt ein kluger Einfall von Heinrich, ſagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von euch hören laſſen. Alle ſetzten ſich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich ſaß dicht bei Mathilden, und ſchlang ſeinen Arm um ſie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der

alte Held ſchlug an ſeinen Schild, daß es weit umher in den öden Gaſſen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenſter des Pallaſtes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten ſich. Sie bewegten ſich lebhafter, je ſtärker das röthliche Licht ward, das die Gaſſen zu erleuchten begann. Auch ſah man allmählig die gewaltigen Säulen und Mauern ſelbſt ſich erhellen; endlich ſtanden ſie im reinſten, milchblauen Schimmer, und ſpielten mit den ſanfteſten Farben. Die ganze Gegend ward nun ſichtbar, und der Widerſchein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder, und der Helme, die ſich nach hier und da erſcheinenden Kronen, von allen Seiten neigten, und endlich wie dieſe verſchwanden, und einem ſchlichten, grünen Kranze Platz machten, um dieſen her einen weiten Kreis ſchloſſen: alles dies ſpiegelte ſich in dem ſtarren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der ſich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterſcheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöſe herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkſtatt. Die Stadt erſchien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchſichtigen Mauern warfen die ſchönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude,

und ihre ſchöne Zuſammenordnung kam zum Vorſchein. Vor allen Fenſtern ſtanden zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigſten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigſte funkelten.

Am herrlichſten nahm ſich auf dem großen Platze vor dem Pallaſte der Garten aus, der aus Metallbäumen und Kryſtallpflanzen beſtand, und mit bunten Edelſteinblüthen und Früchten überſäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Geſtalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichſte Schauſpiel, deſſen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erſtarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallaſtes langſam vorüber. Eine Stimme rief ſeinen Namen im Innern. Er lehnte ſich an das Thor, das mit einem ſanften Klange ſich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Haſt du noch nichts entdeckt? ſagte die ſchöne Tochter Arcturs, mit klagender Stimme. Sie lag an ſeidenen Polſtern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkryſtall künſtlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämſig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zuſammengefloſſen ſchienen. Nach allen Seiten ſtrömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallaſt ſo wunderſam erleuchtete.

Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held ſchwieg. Laß mich deinen Schild berühren, ſagte ſie ſanft. Er näherte ſich dem Throne und betrat den köſtlichen Teppich. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihren himmliſchen Buſen, und rührte ſeinen Schild an. Seine Rüſtung klang, und eine durchdringende Kraft beſeelte ſeinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die ſchöne Freya ſchien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausſtrömte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones ſaß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzeſſin, die ſie bis über den Buſen bedeckte. Der Held ſenkte ſeinen Schild, und ſah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals ſich hinauf ſchlangen. Eine leiſe Muſik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erſchien und herunter kam.

Der ſchöne Vogel entfaltete ſeine glänzenden Schwingen, bewegte ſie ſanft und ſang, wie mit tauſend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der ſchöne Fremde ſäumen.
Die Warme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.

Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Jubel erst das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Der König umarmte seine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geister der Gestirne stellten sich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe seinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll diese Blätter, mischte sie sorgfältig untereinander, und reichte seiner Tochter einige hin; die andern behielt er für sich. Die Prinzessin zog sie nach der Reihe heraus und legte sie auf den Tisch, dann betrachtete der König die seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die sonderbarsten Mienen und Gebehrden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig

arbeite. Zugleich ließ ſich eine ſanfte, aber tief bewegende Muſik in der Luft hören, die von den im Saale ſich wunderlich durcheinander ſchlingenden Sternen, und den übrigen ſonderbaren Bewegungen zu entſtehen ſchien. Die Sterne ſchwangen ſich, bald langſam, bald ſchnell, in beſtändig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Muſik, die Figuren der Blätter auf das kunſtreichſte nach. Die Muſik wechſelte, wie die Bilder auf dem Tiſche, unaufhörlich, und ſo wunderlich und hart auch die Übergänge nicht ſelten waren, ſo ſchien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verſchlingung, bald wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet, bald zerſtäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft ämſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von

der

der Höfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und ſchien an dem Berggürtel mit hellem Klange zu zerſplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der ſchöne Knabe Eros in ſeiner Wiege und ſchlummerte ſanft, während Ginniſtan ſeine Amme die Wiege ſchaukelte, und ſeiner Milchſchweſter Hebel die Bruſt reichte. Ihr buntes Halstuch hatte ſie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor ſich ſtehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber ſchrieb unverdroſſen, ſah ſich nur zuweilen mürriſch nach den Kindern um, und ſchnitt der Amme finſtere Geſichter, die ihn gutmüthig anlächelte und ſchwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginniſtan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu ſagen. Dieſer vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die ſich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Waſſer ſtand, in welches ſie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn ſie beim Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift ſtehen geblieben und

glänzend geworden war, ſo gab ſie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu ſeyn ſchien, wenn ſeine Mühe vergeblich geweſen und alles ausgelöſcht war. Die Frau wandte ſich zu Zeiten gegen Ginniſtan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und ſprützte einige Tropfen auf ſie hin, die, ſobald ſie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunſt zerrannen, der tauſend ſeltſame Bilder zeigte, und beſtändig um ſie herzog und ſich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, ſo fielen eine Menge Zahlen und geometriſche Figuren nieder, die er mit vieler Ängſtigkeit auf einen Faden zog, und ſich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit ſelbſt ausſah, kam oft herein. Sie ſchien beſtändig beſchäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit ſich hinaus; bemerkte es der argwöhniſche und mit ſpähenden Blicken ſie verfolgende Schreiber, ſo begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Menſch achtete. Alle ſchienen ſeiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Bruſt; aber bald ward ſie wieder abgerufen, und dann nahm Ginniſtan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken ſchien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eiſernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber be-

ſah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es ſich von ſelbſt, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginniſtan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Geſtalt einer Schlange gegeben, die ſich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er ſchrieb alles auf, und war ſehr weitläuftig über den Nutzen, den dieſer Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als ſein ganzes Schreibwerk die Probe nicht beſtand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme ſpielte fort. Zufällig berührte ſie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, ſchlug die Decke zurück, hielt die Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der Schlange. Wie er ſie erhielt, ſprang er rüſtig, daß Ginniſtan erſchrak, und der Schreiber beinah vor Entſetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege; ſtand, nur von ſeinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unausſprechlicher Freude das Kleinod, das ſich in ſeinen Händen nach Norden ausſtreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen ſchien. Zuſehends wuchs er.

Sophie, ſagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte ſie ihm ohne Anſtand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale ſich im-

mer voll zu erhalten ſchien. Endlich gab er ſie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginniſtan, und bat ſie um das bunte Tuch, das er ſich anſtändig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äußerſt reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog, und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſte ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften ſich in ein leiſes Geſpräch, und der Vater ſchlich ſich mit Ginniſtan in die Kammer, um ſich von den Geſchäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer, und ging an ſeine Geſchäfte. Ginniſtan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmä-

hungen von ſeinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeſchriebenen Blätter, um ſie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußerſten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unverſehrt aus der Schaale zog, und ſie ihm hinlegte. Fabel ſchmiegte ſich an ihre Mutter, die ſie an die Bruſt nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenſter öffnete, friſche Luft hereinließ, und Zubereitungen zu einem köſtlichen Male machte. Man erblickte durch die Fenſter die herrlichſten Ausſichten und einen heitern Himmel über die Erde geſpannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, ſah er hinauf ans Fenſter, wo Ginniſtan ſtand, und ihm allerhand Näſchereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen, und den gefaßten Entſchluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Frage, wenn er genöthigt war, Ginniſtan um etwas zu fragen, die ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was ſich zutrug. Eros kam bald in ſchöner Rüſtung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er ſeine Reiſe antreten ſollte. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiſeplan dienen, aber ſeine Vorſchläge wurden überhört. Du kannſt ſogleich reiſen; Gin-

niſtan mag dich begleiten, ſagte Sophie; ſie weiß mit den Wegen Beſcheid, und iſt überall gut bekannt. Sie wird die Geſtalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Verſuchung zu führen. Findeſt du den König, ſo denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginniſtan tauſchte ihre Geſtalt mit der Mutter, worüber der Vater ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien; der Schreiber freute ſich, daß die beiden fortgingen; beſonders da ihm Ginniſtan ihr Taſchenbuch zum Abſchiede ſchenkte, worin die Chronik des Hauſes umſtändlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um ſeiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünſcht, als daß auch ſie unter der Zahl der Abreiſenden ſeyn möchte. Sophie ſegnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr außer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſten, und der Mond ſtand hoch am Himmnl. Lieber Eros, ſagte Ginniſtan, wir müſſen eilen, das wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn, und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat. Siehſt du wohl ſein bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunklen Pfaden
Vom Monde nur erblickt,
Das Schlangenreich war aufgethan
Und seltsam aufgeschmückt.

•

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem ernsten Kranz,
Und eilig zog die Fantasie
Sie über Strom und Land.

•

Es hob sich ihre volle Brust
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Lust
Besprach die wilde Glut.

•

Die Sehnsucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe naher kam;
Und tiefer grub in ihr Gesicht
Sich hoffnungsloser Gram.

•

Die kleine Schlange blieb getreu
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten sorgenfrei
Der schönen Führerin.

Die Liebe ging durch Mähren ein
Und durch der Mohren Land.
Trat in den Hof des Mondes ein
Die Tochter an der Hand.

Er ſaß auf ſeinem Silberthron,
Allein mit ſeinem Harm;
Da hört er ſeines Kindes Ton,
Und ſank in ihren Arm.

Eros ſtand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich ſammelte ſich der alte, erſchütterte Mann, und bewillkommte ſeinen Gaſt. Er ergriff ſein großes Horn, und ſtieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die ſpitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen ſchwarzen Dächer ſchwankten. Die Burg ſtand ſtill, denn ſie war auf das Gebirge jenſeits des Meers gekommen. Von allen Seiten ſtrömten ſeine Diener herzu, deren ſeltſame Geſtalten und Trachten Ginniſtan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erſchreckten. Erſtere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erſchienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungeſtüme Geiſt der Flut folgte der ſanften Ebbe. Die alten Orkane legten ſich

an die klopfende Bruſt der heißen leidenſchaftlichen Erebeben. Die zärtlichen Regenſchauer ſahen ſich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da ſtand. Der rauhe Donner ſchalt über die Thorheiten der Blitze, hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tauſend Reizen daſtanden, und die feurigen Jünglinge lockten. Die beiden Schweſtern, Morgen und Abend, freuten ſich vorzüglich über die beiden Ankömmlinge. Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtats. Der alte König konnte ſich an ſeiner Tochter nicht ſatt ſehen. Sie fühlte ſich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beſchauen. Ihre Freude war ganz unbeſchreiblich, als ihr der König den Schlüſſel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauſpiel für Eros darin zu veranſtalten, daß ihn ſo lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, deſſen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beſchreibung übertraf. Zwiſchen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luſtſchlöſſer von überraſchender Bauart, eins immer köſtlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit ſilberweißer, goldner und roſenfarbner Wolle irrten umher, und die ſonderbarſten Thiere belebten den Hain. Merk-

würdige Bilder ſtanden hie und da, und die feſtlichen Aufzüge, die ſeltſamen Wagen, die überall zum Vorſchein kamen, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit unaufhörlich. Die Beete ſtanden voll der bunteſten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der ſchönſten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeſchirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unüberſehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten ſie ein romantiſches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbniſſen überſät war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und ſchroffer Felſengegenden vereinigte. Die ſchönſten Farben waren in den glücklichſten Miſchungen. Die Bergſpitzen glänzten wie Luftfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im friſcheſten Grün. Die Ferne ſchmückte ſich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier ſah man einen Schiffbruch im Hintergunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den ſchrecklich ſchönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüſtungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter ſchattenden Bäumen, in den ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen

jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt, und Engel ſitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten ſich unaufhörlich, und floſſen endlich in eine große geheimnißvolle Vorſtellung zuſammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entſetzliches Heer von Todtengerippen, mit ſchwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunklen Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit ſeinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Feſten begriffen war, und ſich keines Angriffs verſah. Es entſtand ein entſetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grauſamkeiten zerriß das Heer der Geſpenſter die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen türmte ſich empor, und unter dem grauſenvollſten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aſchenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Geſpenſter wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zuſehends, und verſchlang die ſcheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde

floſſen in ſüße Muſik zuſammen. Eine wunderſchöne Blume ſchwamm glänzend auf den ſanften Wogen. Ein glänzender Bogen ſchloß ſich über der Flut, auf welchem göttliche Geſtalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, ſaßen. Sophie ſaß zu oberſt, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme ſtatt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog ſich über den Kelch der ſchwimmenden Blume: die kleine Fabel ſaß auf demſelben, und ſang zur Harfe die ſüßeſten Lieder. In dem Kelche ſaß Eros ſelbſt, über ein ſchönes ſchlummerndes Mädchen hergebeugt, das ihn feſt umſchlungen hielt. Eine kleinere Blüthe ſchloß ſich um beide her, ſo daß ſie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu ſeyn ſchienen.

Eros dankte Ginniſtan mit tauſend Entzücken. Er umarmte ſie zärtlich, und ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen. Ermüdet von den Beſchwerden des Weges und den mannichfaltigen Gegenſtänden, die er geſehn hatte, ſehnte er ſich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginniſtan die ſich von dem ſchönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete ſich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüſtung aus, und zog ſelbſt ein Nachtkleid an, in welchem ſie fremd und verführeriſch aus-

ſah. Eros tauchte ſich in die gefährlichen Wellen, und ſtieg berauſcht wieder heraus. Ginniſtan trocknete ihn, und rieb ſeine ſtarken, von Jugendkraft geſpannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnſucht ſeiner Geliebten, und umfaßte im ſüßem Wahne die reizende Ginniſtan. Unbeſorgt überließ er ſich ſeiner ungeſtümen Zärtlichkeit, und ſchlummerte endlich nach den wollüſtigſten Genüſſen an dem reizenden Buſen ſeiner Begleiterinn ein.

Unterdeſſen war zu Hauſe eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Geſinde in eine gefährliche Verſchwörung verwickelt. Sein feindſeliges Gemüth hatte längſt Gelegenheit geſucht, ſich des Hausregiments zu bemächtigen, und ſein Joch abzuſchütteln. Er hatte ſie gefunden. Zuerſt bemächtigte ſich ſein Anhang der Mutter, die in eiſerne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Waſſer und Brod ebenfalls hingeſetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer Sie verkroch ſich hinter dem Altare, und wie ſie bemerkte, daß eine Thür an ſeiner Rückſeite verborgen war, ſo öffnete ſie dieſelbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach ſich, und ſtieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber ſtürzte mit Ungeſtüm herein, um ſich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren

nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer stralender Körper. Man konnte alles auf das deutlichste unterscheiden, weil jede Figur einen andern Anstrich von schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter sich, warf; Licht und Schatten schienen hier ihre Rolle vertauscht zu haben. Fabel freute sich in einer neuen Welt zu seyn. Sie besah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam sie an das Thor, vor welchem auf einem massiven Postument eine schöne Sphinx lag.

Was suchst du? sagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommst du her? — Aus alten Zeiten; — Du bist noch ein Kind — und werde ewig ein Kind seyn. — Wer wird dir beistehn? — Ich stehe für mich. Wo sind die Schwestern, fragte Fabel? — Überall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennst du mich? — Noch nicht. — Wo ist die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? —

Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor ſich hin, und rauſchte mit den Flügeln. Sophie und Liebe rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schweſtern zu, die bei der kärglichen Nacht einer ſchwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geſchäft trieben. Sie thaten nicht, als ob ſie den kleinen Gaſt bemerkten, der mit artigen Liebkoſungen ſich geſchäftig um ſie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und ſcheelem Geſicht: Was willſt du hier, Müßiggängerinn? wer hat dich eingelaſſen? Dein kindiſches Hüpfen bewegt die ſtille Flamme. Das Öl verbrennt unnützer Weiſe. Kannſt du dich nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel am Müßiggehn iſt mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Bruſt genommen, aber ſie mußte zu viel gegeſſen haben, ſie konnte nicht aufſtehn. Laßt mich vor der Thür ſitzen, und gebt mir etwas zu ſpinnen; denn hier kann ich nicht gut ſehen, und wenn ich ſpinne, muß ich ſingen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernſthaften Gedanken ſtören. — Hinaus ſollſt du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magſt du ſpinnen, wenn du ſo geſchickt biſt; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zuſammen; aber hüte

dich: wenn du saumselig spinnst, oder der Faden reißt, so schlingen sich die Fäden um dich her und ersticken dich. — Die Alte lachte hämisch, und spann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zusammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte singend in die Kammer. Sie sah durch die Öffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing sie an lustig zu spinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und sang halblaute:

Erwacht in euren Zellen
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

•

Ich spinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus ist die Zeit der Fehden.
Ein Leben sollt' ihr seyn.

•

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

Noch ſind ihr nichts als Seile,
Nur Traum und Zauberei,
Geht furchtbar in die Hölle
Und naht die heil'ge Drei.

•

Die Spindel ſchwang ſich mit unglaublicher Behendigkeit zwiſchen den kleinen Füßen, während ſie mit beiden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen ſichtbar, die aus der Thürſpalte ſchlüpften, und durch die Höhle in ſcheußlichen Larven ſich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürriſch fortgeſponnen, und auf das Jammergeſchrei der kleinen Fabel gewartet, aber wie entſetzten ſie ſich, als auf einmal eine fürchterliche Naſe über ihre Schultern guckte, und wie ſie ſich umſahen, die ganze Höhle voll der gräßlichſten Figuren war, die tauſenderlei Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bei ſich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen ſich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die ſchwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen, und ausgelöſcht war. Die Alten waren froh, wie ſie den Schreiber kommen hörten, aber voll

Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen sie heraus, schnarchten sie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuspinnen. Der Schreiber schmunzelte höhnisch, weil er die kleine Fabel nun in seiner Gewalt zu haben glaubte, und sagte: Es ist gut, daß du hier bist, und zur Arbeit angehalten werden kannst. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich hergeführet. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, so siehst du ganz wie der Bruder meiner schönen Basen aus. Wenn du Gänsespulen brauchst, so zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Pflaums aus den Wangen. Der Schreiber schien Miene zu machen, über sie herzufallen. Sie lächelte und sagte: Wenn dir dein schöner Haarwuchs und dein geistreiches Auge lieb sind, so nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du hast nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte sich mit verbißner Wuth zu den Alten, die sich die Augen wischten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden da die Lampe ausgelöscht war, und ergossen sich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt sie doch gehen, sprach er tückisch, daß sie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Öhls. Ich wollte euch zu eurem Troste sagen, daß Eros ohne Rast umherfliegt, und eure Scheere fleißig

beſchäftigen wird. Seine Mutter, die euch ſo oft zwang, die Fäden länger zu ſpinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte ſich, um zu lachen, wie er ſah, daß Fabel einige Thränen bei dieſer Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel den Alten, und ging naſerümpfend von dannen. Die Schweſtern hießen die Fabel mit zorniger Stimme Taranteln ſuchen, ohngeachtet ſie noch Öhl vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne ſie das Thor, warf es ungeſtüm wieder zu, und ſchlich ſich leiſe nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte ſchnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die ſich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König ſaß umringt von ſeinen Räthen, als Fabel erſchien. Die nördliche Krone zierte ſein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe ſaßen zu ſeinen Füßen. Monarch, ſagte die Fabel, indem ſie ſich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte: Heil deinem feſtgegründeten Throne! frohe Bothſchaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der raſtloſen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Geſtalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bitteſt, ſey dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, ſo iſt die Liebe

vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leier. — Eridanus! bringe sie her, rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus seinen blinkenden Fluthen.

Fabel that einige weißsagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröhliche Musik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams und rührender Treue verrieth.

Was ist aus dir geworden, liebe Mutter? sagte Fabel, du scheinst mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Brust einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geschmachtet. Ginnistan liebkoste sie zärtlich, und sah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, sagte sie, daß dich der Schreiber nicht wür-

de gefangen haben. Dein Anblick erfreiſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Fabel auf den Schooß, reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine herunter ſah, die es ſich gut ſchmecken ließ: Ich bin ſelbſt Urſach, das Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zerſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten, und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reizende Hülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben ſchien ſich ganz in die ſchwingenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die ſtille Glut ſeines Geſichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernſt in verſtellte Schalkheit, die bedeu-

tende Ruhe in kindiſche Unſtätigkeit, der edle Anſtand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernſthaften Leidenſchaft unwiderſtehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand ſchmerzlich ſeinen lächelnden Hohn und ſeine Gleichgültigkeit gegen meine rührendſten Bitten. Ich ſah meine Geſtalt verändert. Meine ſorgloſe Heiterkeit war verſchwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in ſeine beleidigenden Augen zu ſehen, und fühlte mich entſetzlich beſchämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von ſeinen Unarten zu befreien. Ich mußte ihn anbeten, ſo tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er ſich aufmachte, und mir entfloh, ſo rührend ich auch mit den heißeſten Thränen ihn beſchwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er ſcheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, ſo fliegt er tückiſch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüſtungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu tröſten, und habe doch ſelbſt Troſt nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir ſeinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich ſie wieder verlaſſen muß, gehen mir tief zu

Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entſetzlicher Wuth, und rächt ſich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht, waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich ſehen, und nach ihm genannt ſind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten ſie ihn beſtändig, und plagen die Armen, die ſein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröhliche Zug. Ich muß fort: lebe wohl ſüßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenſchaft. Sei glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter ohne Ginniſtan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er ſich freundlich, und ſeine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um ſie her. Fabel freute ſich, ihren Milchbruder wieder zu ſehen, und ſang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros ſchien ſich beſinnen zu wollen, und ließ dem Bogen fallen. Die Kleinen entſchliefen auf dem Raſen. Ginniſtan konnte ihn faſſen, und er litt ihre zärtlichen Liebkoſungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, ſchmiegte ſich an Ginniſtans Schooß, und ſchlummerte ein, indem er ſeine Flügel über ſie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginniſtan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Geſanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorſchein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte ſich an ihren Fäden bewegten. Fabel trö-

ſtete nun ihre Mutter, und verſprach ihr baldige Hülfe. Vom Felſen tönte der ſanfte Wiederhall der Muſik, und wiegte den Schläfer ein. Ginniſtan ſprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigſten Träume fielen auf ſie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit, und ſetzte ihre Reiſe fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf ſchnellgeſponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie ſah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich wie ſie Sophiens blauen Schleyer erblickte, der wallend über der Erde ſchwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne ſtand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme ſog an ihrem geraubten Lichte, und ſo heftig ſie es auch an ſich zu haſten ſchien, ſo ward ſie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie ſog das Licht immer ſtärker in ſich, und bald war die Glorie um das Geſtirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe ſtand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine ſchwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme

war über allen Ausdruck glänzend geworden. Sie hob ſich langſam in die Höhe, und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet ausſah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornſträucher wuchſen in den Ritzen der Fenſtergeſimſe und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entſetzlichen Lärm; der Schreiber und ſeine Geſellen hatten ſich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erſchrocken, wie ſie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten ſich vergeblich angeſtrengt, die Flamme zu löſchen, und waren bei dieſer Gelegenheit nicht ohne Beſchädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angſt preßte ihnen entſetzliche Verwünſchungen und Klagen aus. Sie erſchracken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und ſtürmten mit wüthendem Geſchrei auf ſie ein, um an ihr den Grimm auszulaſſen. Fabel ſchlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungeſtüm in das Gewebe der Taranteln, die ſich durch unzählige Biſſe an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein luſtiges Lied ſpielte. Mit vielem Lachen über ihre poſſirlichen Fratzen ging ſie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte ſie weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der

Blitz? Die Rache, sagte Fabel. — Was ist am vergänglichsten? — Ungerechter Besitz. — Wer kennt die Welt? — Wer sich selbst kennt. — Was ist das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bei wem ruht es? — Bei Sophien. Die Sphinx krümmte sich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, sagte sie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten, und sehr ämsig arbeiteten. Sie erschraken, und die eine lief mit der Scheere auf sie zu, um sie zu erstechen. Unversehns trat sie auf eine Tarantel, und diese stach ihr in den Fuß. Sie schrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen, und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln gestochen. Sie konnten sich nun nicht an Fabel vergreifen, und sprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen sie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den steifen Röcken nicht rühren, und vergehen fast vor Hitze, aber mit Spinnensaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachsen sind, sonst bist du des Todes. Recht gern sagte Fabel, und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verschaffen, sagte sie zu den Kreuzspinnen, die ihre lustigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir

gleich drei hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit, und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter, und begab ſich zu Arktur. Monarch, ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhen. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen, ſagte der König. Die Nacht iſt vorbei und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindin iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehen laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willſt. — Ich brauche, ſagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachſen ſind. Ich weiß, du haſt einen geſchickten Gärtner, der ſie zu ziehen verſteht — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und ſäete glänzenden Samenſtaub hinein. Es währete nicht lange, ſo flogen die Blumen empor. Fabel ſammelte ſie in ihre Schürze, und machte ſich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig geweſen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches ſie ſogleich mit vielem Geſchmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete ſich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgeſunken waren, und ſich einige Augenblicke von der un-

gewohnten Anstrengung erholten. Mit vieler Geschicklichkeit entkleidete sie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Orientrinn nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich gemacht waren, und vortrefflich paßten. Sie pries während dieses Geschäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten schienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten sich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzlust beseelt wieder an, sich munter umherzudrehen, indem sie heimtückisch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen versprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und sagte zu den Kreuzspinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getrost verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren so schon ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten so toll umhersprangen; sie rannten also hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; diese wollten sich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte sie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen also ihren hungrigen Handwerksgenossen, die lange keine so köstlichen Bissen geschmeckt hatten, und sie bis auf das Mark aussaugten. Fabel sah durch die Felsenkluft hinaus und erblickte den Perseus mit dem großen eisernen Schilde. Die Scheere flog von selbst dem Schilde zu, und Fa-

bel bat ihn, Eros Flügel damit zu verſchneiden, und dann mit ſeinem Schilde die Schweſtern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdiſche Reich, und flieg fröhlich zu Arkturs Pallaſte.

Der Flachs iſt verſponnen. Das Lebloſe iſt wieder entſeelt. Das Lebendige wird regieren, und das Lebloſe bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Äußere verborgen. Der Vorhang wird ſich bald heben, und das Schauſpiel ſeinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann ſpinne ich Lage der Ewigkeit — Glückliches Kind, ſagte der gerührte Monarch, du biſt unſre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Bothe, ſagte die Kleine. Erlaube daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Aſche meiner Pflegemutter muß ich ſammeln, und der alte Träger muß wieder aufſtehn, daß die Erde wieder ſchwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreien, und befahl ihnen, die Kleine, zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach ſich brauſend an der hohen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin ſammelte ſorgfältig die aufſtiegende Aſche. Sie gingen rund um die Erde, bis ſie an den alten Rieſen kamen, an deſſen Schultern ſie hin-

unter klimmten. Er ſchien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner ſchob eine Schüſſel unter ſeine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf ſeiner Stirn aus. So wie das Waſſer über das Auge in den Mund, und herunter über ihn in die Schüſſel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er ſchlug die Augen auf, und hob ſich rüſtig empor. Fabel ſprang zu ihren Begleitern auf die ſteigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Biſt du wieder da, liebliches Kind? ſagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdeſt erſcheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu ſchwer würden. Ich habe wohl lange geſchlafen Die Erde iſt wieder leicht, wie ſie es immer den Guten war, ſagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In kurzem biſt du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröhliche Tage ſpinnen, und an einem Gehülfen ſoll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unſern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundinn Jugend und Stärke einathmen kannſt. Wo ſind unſere alten Gaſtfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und ſammeln die ſchmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte ſich, und eilte dem Hauſe zu.

Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beſchatteten den ehemaligen Hof, und weiches Moos polſterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie ſtand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüſtung, ernſter und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren beſtand. Ginnistan bog ſich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen ſchien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne worin die Aſche geſammelt war, der heiligen Sophie, die ſie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, ſagte ſie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du haſt das Unſterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirſt die Seele unſres Lebens ſeyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros ſoll Freya ſuchen und aufwecken.

Fabel freute ſich unbeſchreiblich bei dieſen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte ſich dem Ruhebette. Ginnistan ſah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold

ſchmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut, Zink ſchlang um Ginniſtans Buſen eine Kette. Der Körper ſchwamm auf den zitternden Wellen. Bücke dich, liebe Mutter, ſagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginniſtan bückte ſich. Sie ſah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand ſein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an ſeine Bruſt. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob ſich, ſeine Augen blitzten, und ſo ſchön und bedeutend auch ſeine Geſtalt war, ſo ſchien doch ſein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüſſigkeit zu ſeyn, die jeden Eindruck in den mannigfaltigſten und reizendſten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte ſich Sophien, welche Worte der Weihe über ſie ausſprach, und ſie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehen, der alles in ſeiner wahren Geſtalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das urſprüngliche Bild feſthalte. Sie ergriff nun die Urne und ſchüttete die Aſche in die Schaale auf dem Altar. Ein ſanftes Brauſen verkündigte die Auflöſung, und ein leiſer Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umſtehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieſer den Andern. Alle koſteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung

der

der Mutter in ihrem Innern, mit unſäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anweſenheit ſchien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie ſagte: das große Geheimniß iſt allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Aſche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöſt. In jedem wohnt die himmliſche Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die ſüße Geburt im Klopfen eurer Bruſt?

Sie goß in den Altar den Reſt aus der Schale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſeht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleier. Der Mond und die Wolken zogen mit fröhlichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Überall erblickten ſie Staubwirbel, in denen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen

Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannten. Die Thiere nahten ſich mit freundlichem Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirteten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und löſten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Liſpelndes Schilf hielt ſeinen Ungeſtüm auf, und es ſtieß leiſe an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte ſich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe ſprang der lebendiggewordene Quell; der Hain bewegte ſich mit den ſüßeſten Tönen, und ein wunderbares Leben ſchien in ſeinen heiligen Stämmen und Blättern, in ſeinen funkeln-

den Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing ſie an den Thoren des Pallaſtes. Ehrwürdiger Alter, ſagte Fabel, Eros bedarf deines Schwerdtes. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um ſeine Bruſt geſchlungen iſt. Faſſe ſie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzeſſin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, ſetzte den Knopf auf ſeine Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte ſich entzückt der ſchlummernden Freya. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beinah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch wallte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzeſſin zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen, Sie ſchlug ihre großen dunklen Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Geſtirne und die Geiſter der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unausſprechlich heiterer Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die Stadt, und den Himmel. Eine zahlloſe Menge ergoß ſich in dem weiten

königlichen Saal, und ſah mit ſtiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königin knien, die ſie feierlich ſegneten. Der König nahm ſein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüſtung ab, und der König warf ſeinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köſtliches Armband um die verſchlungenen Hände der Liebenden, indem ſie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare ſetzte.

Heil unſern alten Beherrſchern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben ſie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrſchen! Segnet uns auch! Sophie ſagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald ſah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog ſich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Feſt des Frühlings feierte. Perſeus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier ſagte er, ſind die Reſte deiner Feinde. Eine ſteinerne Platte mit ſchwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaſter und ſchwarzem Marmor. Es iſt ein Schachſpiel, ſagte Sophie; aller Krieg iſt auf dieſe

Platte und in dieſe Figuren gebannt. Es iſt ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perſeus wandte ſich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird dieſe Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir ſelbſt wirſt du uns einen goldenen, unzerreißlichen Faden ſpinnen. Der Phönix flog mit melodiſchem Geräuſch zu ihren Füßen, ſpreizte ſeine Fittiche vor ihr aus, auf die ſie ſich ſetzte, und ſchwebte mit ihr über den Thron, ohne ſich wieder niederzulaſſen. Sie ſang ein himmliſches Lied, und fing zu ſpinnen an, indem der Faden aus ihrer Bruſt ſich hervorzuwinden ſchien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit ſeinem wunderlichen Hofſtaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginniſtan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing ſie mit der herzlichſten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar lief ſie zu ſeinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, ſagte der Mond, das Reich der Parzen, deſſen ſeltſame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallaſtes aus der Erde geſtiegen ſind. Ich will euch mit Schauſpielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich ſeyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine

Fabel nickte freundlich; und das Volk freute ſich auf den ſeltſamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbeſteigung Glück wünſchen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ ſie bewillkommen, und ſo folgten ſich unzählige fröhliche Botſchaften. Unterdeſſen hatte ſich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über deſſen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel ſchwebte. Drei Karyatiden aus dunkelm Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte daſſelbe auf einer Sphinx von Baſalt. Der König umarmte ſeine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beiſpiel des Königs, und liebkoſte ſich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüſter. Endlich ſagte Sophie: die Mutter iſt unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglükken. Folgt uns in unſre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel ſpann ämſig, und ſang mit lauter Stimme:

Gegründet iſt das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt ſich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie iſt ewig Prieſterin der Herzen.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweiter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloſter, oder der Vorhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlor,
Erwacht ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wolluſt iſt meines Daſeyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnſucht ſtürmiſch fließt,
Wohin ſich jede Sehnſucht mannichfach
Gebrochen, wieder ſtill zuſammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und ſahn mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen wie ich noch
Nachtwandler mich zum erſtenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht

Ein ſüßer Schauer der Entzündung an?
Verſunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume ſchwankte ſtill
In goldner Morgenluft. Ein inneres Quellen
War ich, ein ſanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leiſe.
Da ſank das erſte Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tiſch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt ich ſchon mich regen,
Die zarten Faden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu irdſchen Sinnen, die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten beide ſich zu einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs - Augenblick.
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verloren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.

Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein.
Man ſieht nun aus bemooſten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,
Und ſo das große Weltgemüth
Ueberall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andere gedeihn und reifen;
Jedes in allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet
Und gierig in ihre Tiefen fallt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet,
Und tauſend neue Gedanken erhalt.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn,
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Faden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.
Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb ergeben,
Genest von ihren Wunden nie.

Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was ſich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz, als Aſche niederfällt.

Auf dem ſchmalen Fußſteige, der ins Gebirg hinaufliefe, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei: ein ſtarker Wind ſauſte durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannichfaltigen Stimmen verloren ſich, wie ſie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innerſten klang, und dennoch ſchien ſie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirg erreicht, wo er das Ziel ſeiner Reiſe zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entſetzliche Angſt und dann die trockne Kälte der gleichgültigſten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schreckniſſe des Gebirgs aufzuſuchen; der mühſeligſte Gang beruhigte das Zerſtörende der innern Gewalten. Er war matt, aber ſtill. Noch ſah er nichts, was um ihn her ſich allmählig gehäuft hatte, als er ſich auf einen Stein ſetzte, und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träumte er jezt, oder habe er geträumt. Eine unüberſehliche Herrlichkeit ſchien ſich vor

ihm aufzuthun. Bald floſſen ſeine Thränen, indem ſein Innres plötzlich brach; er wollte ſich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur ſeines Daſeyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen ſchien er zu ſich ſelbſt zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, ſeinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröſtlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit ſeinen Thürmen, fern am Geſichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog ſich mit tröſtlichem Ernſt zu dem Wanderer, das gezackte Gebirg ruhte ſo bedeutend über der Ebene, und beide ſchienen zu ſagen: Eile nur, Strom, du entfliehſt uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verſchlukken in meinem Schooß! Vertraue dich uns, Pilgrim, er iſt auch unſer Feind, den wir ſelbſt erzeugten; laß ihn eilen mit ſeinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unſäglichen Entzückungen, aber wie mat tgingen dieſe köſtlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Geſicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte ſich der Balſamſaft des jungen Lebens in tiefe Seufzer ſein ſchwellender Hauch verwandelt; in ein fahles Aſchgrau waren alle ſeine Farben verſchoſſen.

Seitwärts am Gehäge ſchien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte Hofkaplan ſeyn? ſo dachte er bei ſich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungeſtalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun ſeinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felſen, über den ſich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in ſeine Arme, und drückte ihn lautweinend an ſeine Bruſt. Ach daß doch jezt deine Reden ſich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch ſo ganz elend und verlaſſen. Wohnt in meiner Wüſte kein Heiliger, der mir ſein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jezt in dieſem Augenblick für mich.

Wie er ſo bei ſich dachte, fing der Baum an zu zittern; dumpf dröhnte der Felſen, und wie aus tiefer unterirdiſcher Ferne erhoben ſich einige klare Stimmchen und ſangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden ſie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihr Bruſt.
Sie küßt' ihm ſeine Wangen,
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Lieb' ward ſie umfangen
Durch Kindleins ſchöne Geſtalt.

Die Stimmchen ſchienen mit unendlicher Luſt zu ſingen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erſtaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume ſagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt; ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen; laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden; härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben; aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt, und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Äſte ein langer Stral zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Stral in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen; ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen

ſen und zuſammen gekommen zu ſein ſchien. Es waren die ſchönſten menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen, und ſich über die Maaßen freundlich und holdſelig gegen einander erzeigten. Ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Anſehn, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Bruſt legte. Der Anblick war unendlich tröſtend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erſcheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Stral hatte alle Schmerzen und Bekümmerniß aus ſeinem Herzen geſogen, ſo daß ſein Gemüth wieder rein und leicht, und ſein Geiſt wieder frei und fröhlich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein ſtilles inniges Sehnen, und ein wehmütiger Klang im Aller-Innerſten; aber die wilden Qualen der Einſamkeit, die herbe Pein eines unſäglichen Verluſtes, die trübe entſetzliche Leere, die irdiſche Ohnmacht war gewichen und der Pilgrim ſah ſich wieder in einer vollen bedeutſamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weißſagender als ehemals, ſo daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erſchien, und er ſein eigenes, ſchnell vorübergehen-

des Daſeyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten ſich in ihm berührt und einen innigen Verein geſchloſſen; er ſtand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erſt theuer, als er ſie verloren hatte, und ſich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern ſollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, daß er nach langer Entfernung wiederfände. Tauſend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt ſeyn, jedes war das Merkmal einer alten Geſchichte.

Der Pilger ergriff ſeine Laute und ſang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zuſammen:
Heiligt dieſe Wunderſtäten,
Wo der Himmel mir erſchienen;
Schwärmt um dieſen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh ſie aufgenommen,
Als ſie kommen,
Sie geſchützt vor Ungewittern;
Sie wird einſt in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit ſeinen Splittern.

Auch der Felſen iſt geſunken,
Freudentrunken,
Zu der ſeigen Mutter Füßen.
Iſt die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Menſch nicht weinen,
Und ſein Blut für ſie vergießen?

Die Bedrängten müſſen ziehen
Uns hier knieen;
Alle werden hier geneſen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich ſagen:
Einſt ſind wir betrübt geweſen.

Ernſte Mauern werden ſtehen
Auf den Höhen.
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die ſchwerſten Zeiten kommen:
Keinem ſei das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte ew'ge Milde,
O! ich weiß, du biſt Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirst mir sagen,
Wenn ich zu dir soll gelangen.
Gern will ich in tausend Weisen
Noch der Erde Wunder preisen,
Bis du kommst, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltsamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen:
Unvergeßlich sei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespült den Traum der Schmerzen.

Unter seinem Gesang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufsah, stand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felsen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet habe. Ihr ganzes Wesen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, sah mit einem unaussprechlichen Lächeln hinauf, und schüttete aus ihrer Schürze viele Rosen auf das Gras. Sie kniete still daneben, stand aber bald wieder auf, und führte den Pilger fort

Wer hat mir von dir gesagt? fragte der Pilger.

Unſere Mutter.

Wer iſt deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann biſt du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warſt du ſchon einmal geſtorben?

Wie könnt ich denn leben?

Lebſt du hier ganz allein?

Ein alter Mann iſt zu Hauſe, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Haſt du Luſt bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennſt du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehemalige Mutter zeither immer von dir.

Haſt du noch eine Mutter?

Ja, aber es iſt eigentlich dieſelbe.

Wie heißt ſie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er iſt auch dein Vater.

Mein Vater iſt in Eiſenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfal-

lene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, ſo unſchuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernſten Heere ſeiner ſchweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erſtaunt, als er ſich nun von lauter ſeltenen Gewächſen umringt, und die Reize des anmuthigſten Gartens unter dieſen Trümmern verſteckt ſah. Ein kleines ſteinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenſtern lag dahinter. Dort ſtand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden, und band die ſchwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte ſeine Begleiterin zu ihm, und ſagte: Hier iſt Heinrich, nach dem du mich oft gefragt haſt.

Wie ſich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor ſich zu ſehen. Du ſiehſt den Arzt Silveſter, ſagte das Mädchen.

Silveſter freute ſich ihn zu ſehen und ſprach: Es iſt eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben ſo jung bei mir ſah. Ich ließ es

mir damals angelegen ſeyn, ihn mit den Schäzzen der Vorzeit, mit der koſtbaren Hinterlaſſenſchaft einer zu früh abgeſchiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünſtlers, ſein Auge regte ſich voll Luſt, ein wahres Auge, ein ſchaffendes Werkzeug zu werden; ſein Geſicht zeigte von innerer Feſtigkeit und ausdaurendem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte zu tiefe Wurzeln ſchon bei ihm geſchlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf ſeiner eigenſten Natur; die trübe Strenge ſeines vaterländiſchen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelſten Pflanze in ihm verdorben; er ward ein geſchickter Handwerker, und die Begeiſterung iſt ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, verſetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine ſtille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Luſt; es ſcheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille ſeines Lebens, die Bequemlichkeiten ſeines Auskommens, die Freude ſich geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern zu ſehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht erſetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für ſehr glücklich, aber ſie wiſſen nicht, wie lebensſatt er iſt, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie ſehnlich er ſich hinweg wünſcht, und

wie er nicht aus Erwerbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Silveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwickelung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Überbleibſel eines vollen Gaſtmals, daß Menſchen von verſchiedenem Appetit und Geſchmack geplündert haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweiſe meiner Eltern iſt, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater ſcheint mir, bei aller ſeiner kühlen und durchaus feſten Denkungsart, die ihn alle Verhältniſſe wie ein Stück Metall und eine künſtliche Arbeit anſehen läßt, doch unwillkürlich, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſtille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erſcheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbſtverleugnung zu betrachten. Ein Geiſt iſt hier geſchäftig, der friſch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieſes Gefühl der Überlegenheit eines Kindes in den allerhöchſten Dingen, der unwider-

ſtehliche Gedanke einer nähern Führung dieſes unſchuldigen Weſens, das jetzt im Begriff ſteht, eine ſo bedenkliche Laufbahn anzutreten; das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdiſche Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbſt-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und ſeltſamer dünkte, und der Geiſt der Weißſagung faſt ſichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigſten und beſcheidenſten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Raſenbank unter die Blumen ſetzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unſer Abendeſſen bereit iſt, und wenn ich euch bitten darf, ſo fahret fort, mir von eurem früheren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am liebſten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch meine Einſiedelei und mein Garten gefällt, denn dieſe Blumen ſind meine Freundinnen, mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wurzeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſey.

Glücklicher Vater, sagte Heinrich, euer Garten ist die Welt. Ruinen sind die Mütter dieser blühenden Kinder; die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter sterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe sitzen?

Silvester reichte dem schluchzenden Jünglinge die Hand, und stand auf, um ihn ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypressenzweig band, und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenseits der Ruinen standen, ihr dumpfes Brausen tönte herüber. Heinrich verbarg sein Gesicht in Thränen an dem Halse des guten Silvester, und wie er sich wieder erhob, trat eben der Abendstern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Silvester an: Ich möchte euch wohl in Eisenach unter euren Gespielen gesehen haben; eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn eures Vaters und der alte Hofkaplan machen eine schöne Gesellschaft aus. Ihre Gespräche müssen frühzeitig auf euch gewirkt haben, besonders da ihr das einzige Kind waret. Auch stell' ich mir die Gegend äußerst anmuthig und bedeutsam vor.

Ich lerne, versetzte Heinrich, meine Gegend

erſt recht kennen, ſeit ich weg bin, und viele andere Gegenden geſehen habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat ſeinen beſondern Geſichtskreis, ſeine eigenthümliche Gegend; ſie gehört zu ihm, und ſein Bau, ſeine ganze Beſchaffenheit wird durch ſie erklärt. Nur das Thier und der Menſch können zu allen Gegenden kommen; alle Gegenden ſind die ihrigen. So machen alle zuſammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Geſichtskreis aus, deſſen Einfluß über die Menſchen und das Thier eben ſo ſichtbar iſt, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menſchen, die viel gereiſt ſind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Übrigen ſich durch beſondern Verſtand und andere wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von dieſen Weltkreiſen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit und Gelaſſenheit, um den Wechſel der Gegenſtände und ihre Zuſammenſtellung erſt gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich

einſehe, daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.

Auf mich ſagte Silveſter, hat freilich die lebendige Natur, die regſame Überkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens; jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt, und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen, und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt, und hielten ſich die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man möchte vor Freuden weinen, und abgeſondert von der Welt nur ſeine Hände und Füße in die Erde ſtecken, um Wurzeln zu treiben, und nie dieſe glückliche Nachbarſchaft zu verlaſſen. Über die ganze trockne Welt iſt dieſer grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und ſeine ſeltſame Schrift iſt nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenſtrauß des Orients; ewig wird er leſen, und ſich nicht ſatt leſen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieſer unendliche Genuß iſt der geheime Reiz, den die Begehung

der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthsel löset, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme, und wohin er gehe.

Ja, sagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächtniß, und auf unsre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens und die glücklichsten Stunden seines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der spätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge sehen wir hier noch innig in einander verschlungen, aber doch auf das deutlichste und klarste in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber sie zündet noch nicht; es ist keine verzehrende Flamme, es ist ein zerrinnender Duft, und so innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch ist, so ist sie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner fressenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erschei-

nungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieſes ſind, und daher ſo wohlthätig auf die erſtere herunter thauen.

Es iſt gewiß etwas ſehr geheimnißvolles in den Wolken, ſagte Silveſter, und eine gewiſſe Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunſch unſers Innern iſt, ſo iſt auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrſcht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unſäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düſtre, und ernſte, und entſetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen ſcheinen; nie ſcheint ſich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau iſt vertilgt, und ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Donnerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unſerer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter übergeliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch wecken, die Stimmen der höheren Natur des himmliſchen

Gewiſſens in uns. Das Sterbliche dröhnt in ſeinen Grundfeſten, aber das Unſterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt ſich ſelbſt.

Wann wird es doch, ſagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Übels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt. — die Kraft des Gewiſſens, — wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es giebt nur Eine Urſache des Übels, — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts, als geringe ſittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich.

Wenn ich das könnte ſo wäre ich Gott, denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es. Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht beſtimmt abfragen.

Wie viel weniger alſo das Geheimniß der höchſten Untheilbarkeit. Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären?

Alſo wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder beſaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn

führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat seine Zeit und seine Weise. Nur die Person des Weltalls vermag das Verhältniß unserer Welt einzusehen. Es ist schwer zu sagen, ob wir innerhalb der sinnlichen Schranken unsers Körpers wirklich unsere Welt mit neuen Welten, unsere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unserer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unsers gegenwärtigen Weltsinns zu rechnen ist.

Vielleicht ist beides Eins, sagte Heinrich. Ich weiß nur so viel, daß für mich die Fabel Gesammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt ist. Selbst das Gewissen, diese sinn- und welterzeugende Macht, dieser Keim aller Persönlichkeit, erscheint mir wie der Geist des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen Gesammtlebens.

Werther Pilger, versetzte Silvester, das Gewissen erscheint in jeder ersten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erscheinung, zu einer Verwandlung des Gewissens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseins bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist

Mei-

Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenstände seiner Kunst sind sein, und stehen in seinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefesselt oder gehemmt. Und gerade diese allumfassende Freiheit, Meisterschaft oder Herrschaft ist das Wesen, der Trieb des Gewissens. In ihm offenbart sich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Also ist auch das, was ehemals, wie mir dünckt, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Gesetzordnung, die sich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorstellt und sie auf einer gewissen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urtheils? Der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Sylvester, der eingeborne Mittler jedes Menschen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und ist daher Vielen das Höchste und Letzte. Aber

wie entfernt war die bisherige Wiſſenſchaft, die man Tugend - oder Sittenlehre nannte, von der reinen Geſtalt dieſes erhabenen, weitumfaſſenden, perſönlichen Gedankens. Das Gewiſſen iſt der Menſchen eigenſtes Weſen in voller Verklärung, der himmliſche Urmenſch. Es iſt nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es beſteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur eine Tugend, — den reinen, ernſten Willen, der im Augenblick der Entſcheidung unmittelbar ſich entſchließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers, und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Thätigkeit zu verſetzen.

O treflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Alſo iſt der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, und der eigentliche Geiſt der untergeordneten Dichtkunſt, die Regſamkeit des höchſten, eigenthümlichſten Daſeyns. Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einen wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegun-

gen und Einflüsse: so wie diese die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen und das wunderbare Wiederlicht der höheren Welt ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung, oder, wenn auch er einen höhern übersinnlichen Sinn hat, höhern Wesen folgen, und sich seinem Berufe mit kindlicher Demuth überlassen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält, so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geschichten der Offenbarung aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt sich in wunderbar entstandenen Dichtungen auf mannichfache Weise ab. Fabel und Geschichte, begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre sind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, sagte Sylvester, und nun wird es euch wohl begreiflich seyn, daß die ganze Natur nur durch den Geist der Tugend besteht, und immer beständiger werden soll. Er ist das allzündende, allbelebende Licht, innerhalb der irdischen Umfassung. Vom Sternhimmel, diesem erhabenen Dom des Sternreichs, bis zu dem krausen Teppich einer bunten Wiese, wird alles

durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verständlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeschichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher so schön für mich die Tugend an die Religion angeschlossen. Alles was die Erfahrung und die irdische Wirksamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewissens aus, welches diese Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entsteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unserer innersten Natur schien, ein Allgesetz ohne bestimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimischen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinschaft aller Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerpersönlichsten Wesens, oder seines Willens, seiner Liebe in unserm tiefsten Selbst.

Die Unschuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Sylvester: euch wird alles verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich euch in die heilige Schrift, so wie ihr an der heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur das

hin geführt, wohin euch die Luſt und Begeiſterung der Sprache gebracht haben. Kunſt und Geſchichte haben mich die Natur kennen gelehret. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Ätna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kaſtanienbäumen dicht an den felſigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächſen beſetzten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen ſich Fiſcher, Hirten und Winzer aufhielten. Unſre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich verſehn, und unſer Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch ſonſt nicht an mannichfaltigen Gegenſtänden, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und ſeine Bedürfniſſe erhoben, es zu einen angemeſſenen Zuſtande vorzubereiten, und ihm den lautern Genuß ſeiner vollen, eigenthümlichen Natur zu verſprechen und zu gewähren ſchienen. Man ſah ſteinerne Menſchen-Bilder, mit Geſchichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichſten Figuren, und andere Geräthſchaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben ſein mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen von Buchſtaben die

Kenntniſſe und Geſinnungen, die Geſchichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künſtlichen Ausdrücken bewahrt ſtänden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand geſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

* * *
* * *

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten die Erwartung, weil hier alles aufgelöſt, und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Oſterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Oſterdingen die der Poeſie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer

ſehen, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freude des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweitem Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheit darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen, und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen gewöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.

Ich will den Verſuch machen, ſo viel es mir aus Geſprächen mit meinem Freunde erinnerlich iſt, und ſo viel ich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſehen kann, dem Leſer einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theiles dieſes Werkes zu verſchaffen.

Dem Dichter, welcher das Weſen ſeiner Kunſt im Mittelpunkt ergriffen hat, erſcheint nichts widerſprechend und fremd, ihm ſind die Räthſel

gelöst. durch die Magie der Fantasie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verschwinden und alles verwandelt sich in Wunder: so ist dieses Buch gedichtet, und besonders findet der Leser in dem Mährchen, welches den ersten Theil beschließt, die kühnsten Verknüpfungen; hier sind alle Unterschiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erscheinen, und eine Welt der andern als feindselig begegnet. Durch dieses Mährchen wollte sich der Dichter hauptsäglich den Ubergang zum zweitem Theile machen, in welchem die Geschichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichsten in das Wundervollste überschweift, und sich beides gegenseitig erklärt und ergänzt; der Geist, welcher den Prolog in Versen hält, sollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und diese Stimmung, diese wunderbare Ansicht der Dinge fortsetzen. Durch dieses Mittel blieb die unsichtbare Welt mit dieser sichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieser sprechende Geist ist die Poesie selber, aber zugleich der siderische Mensch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens gebohren ist. Im folgendem Gedichte, welches seine Stelle im Osterdingen finden sollte, hat der Verfasser auf die leichteste Weise den innern Geist seiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,

Wenn die, ſo ſingen oder ſüßen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Oſterdingens Vater aufgenommen hatte, das junge Mädchen, welches Cyane heißt, iſt nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern, ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern, ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführet: einen Bruder hat ſie früh verloren, einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich und mit den Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte, als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem ent-

legenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über dem letztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte
Unſre Gärten, unſre Zimmer
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Glut

Tauſend zierliche Gefäße
Einſt gehaut mit tauſend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unſerm Schatz:
Mit Kleinodien und Juwelen
Wühlen wir in dunklen Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Schätzt er auch ohn Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Geſtirne Rieſengeiſter,
Wunderlich geſellt,
Holde Frauen, ernſte Meiſter,
Kinder und verliebte Greiſe
Sitzen hier in Einem Kreiſe,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird ſich je beſchweren,
Keiner wünſchen fort zu gehen,
Wer an unſern vollen Tiſchen
Einmal fröhlich ſaß.
Klagen ſind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu ſehen,
Keine Thränen abzuwiſchen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heiliger Güte
Und verſenkt in ſelges Schauen
Sieht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloſes Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in dieſem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Eitler Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,

Wollust räthſelhafter Spiele,
Wir nur kennen euch
Wir nur ſind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erſt die Liebe, Leben;
Innig wie die Elemente
Miſchen wir des Daſeyns Fluten,
Brauſend Herz mit Herz.
Lüſtern ſcheiden ſich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Iſt der Liebe höchſtes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiſer Wünſche ſüßes Plaudern
Hören wir allein, und ſchauen
Immerdar in ſelge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles was wir nur berühren
Wird zu heißen Balſamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüſten,
Opfer kühner Luſt.

Immer wächſt und blüht Verlangen
Am Geliebten feſtzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu ſeyn

Seinem Durſte nicht zu wehren,
Sich im Wechſel zu verzehren.
Von einander ſich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wolluſt
Sind wir immerdar verſunken,
Seit der wilde kühne Frevel
Jener Welt erloſch;
Seit der Hügel ſich geſchloſſen,
Und der Scheiterhaufen ſtarrte
Und dem ſchauernden Gemüthe
Nun das Erdgeſicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmuth ſüße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Glut.
Wunden giebt, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſer aller Herzen,
Soll uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,

Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelrosen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Jubelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
Wenn das bleiche Dasein müssen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt Geliebte doch geschwind!

Heißt uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist deine Zeit ist um.

Dieſes Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt ſollte ſich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen, aus dem ſtillſten Tode ſollte ſich das höchſte Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und ſelbſt mit ihnen geſprochen, das Buch ſollte faſt dramatiſch werden, und der epiſche Ton gleichſam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet ſich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird, er ſieht ſich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben; er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt, hier erſcheint als Episode die Liebe eines vornehmen Piſaners zu einem Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie. Ritterſpiel. Geiſt der bachiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn.“ — In Pisa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit einem Griechen über die Moral. Alles wird ihm aus jener Zeit gegenwärtig, er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehn. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländiſchen Mädchens; (ſ. den 1. Th.) die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme, Perſiſche Mährchen, Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-Charakter behalten, und an die blaue Blume erinnern: durchaus ſollten zugleich die entfernteſten und verſchiedenartigſten Sagen verknüpft werden, griechiſche, orientaliſche, bibliſche und chriſtliche mit Erinnerungen und Andeutungen der indiſchen wie der nordiſchen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römiſchen Geſchichte.

Mit Erfahrungen geſättigt kehrt Heinrich

nach

nach Deutſchland zurück. Er findet ſeinen Großvater, einen tiefſinnigen Charakter, Klingsohr iſt in ſeiner Geſellſchaft. Abendgeſpräche mit den beiden.

Heinrich begiebt ſich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiſer perſönlich kennen. Der Hof ſollte eine ſehr würdige Erſcheinung machen, die Darſtellung der beſten größten und wunderbarſten Menſchen aus der ganzen Welt verſammelt, deren Mittelpunkt der Kaiſer ſelbſt iſt. Hier erſcheint die große Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und Deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über Kaiſerthum, dunkle Reden von Amerika und Oſt-Indien. Die Geſinnungen eines Fürſten. Myſtiſcher Kaiſer. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weiſe als im erſten Theile, in der Erwartung, wieder um die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geſchichte und Poeſie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in ſein Gemüth zurück. Aus dem Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt entſteht der Trieb zur Verklärung; die wunderbarſte Mährchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verſtändniß völlig geöffnet iſt.

In der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſinger finden wir einen ziemlich unverſtändli-

chen Weltgesang des Heinrich von Osterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern: statt dieses Kampfspieles wollte der Verfasser einen andern seltsamen poetischen Streit darstellen, den Kampf des guten und bösen Prinzips in Gesängen der Religion und Irreligion, die unsichtbare Welt der sichtbaren entgegen gestellt. „In bacchischer Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthusiasmus um den Tod." Wissenschaften werden prätisirt, auch die Mathematik streitet mit. Indianische Pflanzen werden besungen; Indische Mythologie in neuer Verklärung.

Dieses ist der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Uebergang zu seiner eignen Verklärung. Dieses ist die Auflösung des ganzen Werks; die Erfüllung des Mährchens, welches den ersten Theil beschließt. Auf die übernatürlichste und zugleich natürlichste Weise wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwischen Fabel und Wahrheit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist eingefallen: Glauben, Fantasie, Poesie schließen die innerste Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur wie sie sein könnte, in eine allegorische, nachdem er mit Klingsohr über einige sonderbare Zeichen und Ahndungen gesprochen hat. Diese erwachen hauptsächlich bei einem alten Liede, welches er zufällig singen hört, in welchem ein tiefes Wasser an einer verborgenen Stelle beschrieben wird. Durch diesen Gesang erwachen

längſtvergeſſene Erinnerungen, er geht nach dem Waſſer, und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wiederfinden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben, mit dem Bedeuten, er ſollte ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſey. Heinrich geht zum Kaiſer, welcher hoch erfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum Leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde; dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelaſſen ſei. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, als in unſerer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. „Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne,

Elemente, Töne, Farben kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie ein Geſchlecht.“ — „Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen.“ — „Die Mährchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Mährchen angeſehen.“ Er findet die blaue Blume; es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat, ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge und verſüngt ihn. — „Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldene Zeit am Ende.“ — „Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt. Die Geſchichte des Orpheus, der Pſyche, und andere werden beſungen.“

Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöſt Mathilden von ihrem Zauber, aber ſie geht ihm wieder verlohren; er erſtarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda, (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert ſich an dem Steine, er verwandelt ſich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt ſich mit ihm, er wird ein goldener Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Menſch. Während dieſer Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Geſpräche.

Er iſt glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane iſt. Das froheſte Feſt des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen.“ Klingsohr kommt wieder als König von Atlantis.

Heinrichs Mutter iſt Fantaſie, der Vater iſt der Sinn, Schwaning iſt der Mond, der Bergmann iſt der Antiquar, auch zugleich das Eiſen. Kaiſer Friedrich iſt Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder.“ Alles fließt in eine Allegorie zuſammen. Cyane bringt dem Kaiſer den Stein; aber Heinrich iſt nun ſelbſt der Dichter aus jenem Mährchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das ſelige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechſel der Jahreszeiten unterworfen iſt. Heinrich zerſtört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeſchrieben iſt, ſollte das ganze Werk beſchloſſen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und den Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weiſſagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gaſt erſt den geſelligen Kreis,
Flüchtige Schimmer der Mondes erhellten die klapperndem Fenſter,
Und in des Jünglings Bruſt tobte verzehrende Glut.
Erda, ſagte der König, was iſt des liebenden Herzens
Innigſter Wunſch? was iſt ihm der unſäglichſte Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht iſt unſer, und herrlich

Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückst. —

„Wären die Zeiten nicht so ungesellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart nnd mit Vergangenheit sich;
Schlosse Frühling sich an Herbst, und Sommer an Winter,
Wäre zu spielendem Ernst Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein süßer Gemahl, versiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunsch wäre dem Herzen gewähret."

Also die Königin; freudig umschlang sie der schöne Geliebte:

Ausgesprochen fürwahr hast du ein himmlisches Wort,
Was schon langst auf den Lippen der tiefer Fühlenden schwebte,
Aber den deinigen erst rein und gedeihlich entklang.
Führe man schnell den Wagen herbei, wir haben sie selber,
Erstlich die Zeiten des Jahres, dann auch des Menschengeschlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und holen zuerst den Tag, dann zur Nacht; dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden; von Osten bringen sie den Frühling, von Westen den Herbst. Dann eilen sie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft.

Dieses ist, was ich dem Leser aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und

Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieſer großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poeſie geweſen ſeyn. Ich habe in dieſer Anzeige lieber trocken und kurz ſein wollen, als in die Gefahr gerathen, von meiner Fantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

L. T.

Novalis Schriften.

Zweiter Theil.

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

LANDESHERRS

Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin, 1815.

In der Realschulbuchhandlung.

Landesbibliothek
- 3 APR
Dresden

G

Ausgesondert

Hymnen an die Nacht.

I.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Strahlen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerſte Seele athmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt, und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, laugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgeſtaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den ſinnvollen Augen, dem ſchwebenden Gange, und den zartgeſchloſſenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdiſchen Natur ruft es jede Kraft zu zahlloſen Verwandlungen, knüpft und löſt unendliche Bündniſſe, hängt ſein himmliſches Bild jedem irdiſchen Weſen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Ferneh der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kröftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienen-

den, ſäetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unermüdlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich lustig mit dir inniger mich mische, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von

keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt, und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann, und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg; einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloſchnen Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt;

du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich: die Gegend hob ſich ſacht empor, über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugeborner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halſe weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erſte, einzige Traum, und erſt ſeitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und ſein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen ſeyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe ſcheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerſchöpflicher Traum ſeyn wird. Himmliſche Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kriſtallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an deſſen Fuß die irdiſche Flut bricht, wer ſie gekoſtet hat, wer oben ſtand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinüberſah in das neue Land, in der Nacht Wohnſitz: wahrlich der kehrt nicht in

das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang: gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß sie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Be-

deutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögeſt in dir ſelbſt, im endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich ich war, eh du wareſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl' ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unſrer Heimath, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegesfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.

Nach wenig Zeiten,
Da bin ich tot,
Und liege traulos
Der Lieb' im Schoß.
Unendliches Leben
Mag mächtig in mir;
Ich schaue von oben'
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliert dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den fühlenden Kranz.
O! singe, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entflammen
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Im Feuer und Äther
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut,
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

3.

Über der Menschen weitverbreitete Stämme
herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit

stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde: der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Über des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben; der Liebe heilger Rausch, ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau. Ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entsetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den tiefen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hatte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath

Der die beklemmte Bruſt mit Troſt erfüllte.
Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;
Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wehmuth regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Wage des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnesglut
Verſchmähte ſich der Menſch die graue Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnerung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Verdarbe.
Doch unerbittlich blieb die ewge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und

leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheimath verflog in den Äther. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen: den Schleyer der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die verändert Welt. Im Volk, das von allen verachtet, zu früh reif, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niedergeſchlagnem Auge ſcheu die neue Welt. In der Armuth dichteriſcher Hütte, ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blumenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Zeit Beginn; zu des Löwen demüthiger Krippe wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Räumen huldigten ſie ihm mit Glanz und Duft,

den höchſten Wundern der Natur. Einſam entfaltete das himmliſche Herz ſich zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsſeligen Buſen der lieblich ernſten Mutter. Mit vergötternder Inbrunſt ſchaute das weiſſagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach ſeinen Geliebten, den Sproſſen ſeines Götterſtamms, unbekümmert über ſeiner Tage irdiſches Schickſal. Bald ſammelten die kindlichſten Gemüther, von inniger Liebe wunderſam ergriffen, ſich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in ſeiner Nähe. Unerſchöpfliche Worte und der Botſchaften fröhlichſte fielen wie Funken eines göttlichen Geiſtes von ſeinen freundlichen Lippen. Von ferner Küſte, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Paläſtina, und ergab ſein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling biſt du, der ſeit langer Zeit
Auf unſern Gräbern ſteht in tiefem Sinnen;
Ein räthſelh Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menſchheit freudiges Beginnen;
Was uns gefangt in dieſe Traurigkeit
Zieht uns mit ſüßer Sehnſucht nun von hinnen.
Im Tode wird das ew'ge Leben kund:
Du biſt der Tod, und machſt uns erſt geſund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Je-

dostan, das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröliche Bothschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls: er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrekken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entsiegelt ward das Geheimniß: himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bei dem Schlummernden, aus seinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehen dich noch

immer, freudig erſchreckt, auferſtehn, und ſich mit dir; ſehen dich weinen mit ſüßer Inbrunſt an der Mutter ſeligem Buſen, erſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſiegbaren Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmliſchem Triumphe; ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten verfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung ſich, und tauſende gegen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach, wollen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes, und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden:
Nur alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der heilge Kummer flieht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod.
Die Lampen brennen helle.
Die Jungfrau'n ſind zur Stelle,

Um Dich ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und rasten und die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich;
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich;
Sie hoffen zu genesen
Mit ahnungsvoller Lust,
Drückst du sie, heilges Wesen,
An deine treue Brust.

So Manche, die sich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entsliehend
Nach dir sich hingekehrt;
Die hülfreich und erbarmend,
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an seinem Grabe,
Wer Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe süße Gabe
Wird seinem nicht geraubt.

Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeißert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von immer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternenwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Liebe iſt frei gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß
Weg aus des Lichtes Reichen!

Der Schmerzen Muth und wilder Stoß
Ist freher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luft der Fremde ging uns auf,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam sieht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinnes, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blühenreich
Uralte Stämme prangten,

Und Kinder für das Himmelreich
Nach Lust und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Auch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unser Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unserm Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;

Mir deucht aus tiefen Fernen hell
Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär' ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Angſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erſchien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß.
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt,
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind:
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt,

Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards im unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerdte
Verſchlang der Hoffnung Überreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menſchenſohn, voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſahn' wir erſt den Himmel offen,
Als unſer altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein ſelger Traum,
Und, ewger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

II.

Fern im Oſten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſelges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Überall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ewgen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;

Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ewgen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laß im vollen Gottes-Garten,
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

III.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten,
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;

Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im ſtillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angſt und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geſchoben,
Und mein Inntes aufgethan.

Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.

Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.

Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten,
Von immer zärteren Lippen

Verwandelt wird das Genoſſene
Innigſicher und näher,
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

VIII.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von Ferne mir.
Heilge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.

O! daß dieſes Herz nicht bricht,
Meine Augen ſich nicht ſchließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Nahme ſo verfallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen
Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterirdſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.
Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüßten
Alle Menſchen würden Chriſten,
Ließen alles andre ſtehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und im bittern Weh vergehn.

IX.

Ich ſag' es jedem, daß er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß er in unſrer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es jedem, jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,
Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt

X.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſteht und locket
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du ſchwimmſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

XI.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, iſt nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Nahme wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze
Und Der nach einem Lorberzweig,
Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein jeder, keiner reich.

Hat er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus dieſem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn nichts geleſen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmliſch gut er uns geweſen,
Und welches Gut er uns beſcheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn geneſen ſind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Botſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du giebſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt du mir bei.

XII.

Wo bleibſt du Troſt der ganzen Welt?
Herberg' iſt dir ſchon längſt beſtellt.
Verlangend ſieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen ſich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gieb ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Schaam
Hielt ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn,
Und laß ihn ſo hernieder ziehn.

In kühlen Strömen ſend' ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Öl, in Klang und Thau
Durchdring' er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt
Den Heiland lieblich zu empfahn
Und beut die vollen Brüſt' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es iſt das erſte Jahr der Welt,
Die ſich das Kind erſt ſelbſt beſtellt.

Die Augen ſehn den Heiland wohl,
Und doch ſind ſie des Heilands voll,
Von Blumen wird ſein Haupt geſchmückt,
Aus den'n er ſelbſt holdſelig blickt.

Er iſt der Stern, er iſt die Sonn',
Er iſt des ewgen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert ſein kindlich Angeſicht.

In allen Dingen ſein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all' herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank,
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächſt je mehr und mehr,
Ein düſtrer Gram bedrückt uns ſehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirſt du ihn wieder ſehn.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unſer Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angſt in unſerm Innern nagt;

Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt.

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber
Steht sein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie bestrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünstig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan seines Geistes höchster Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, siehst du in mir.
Laß, süße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen,
Mein ganzes Daseyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick sey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hobst den hehren Blick
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich Armer, dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeite Königinn
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königinn,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner sel'gen Brust.

Unzähligmal standst du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wieder fände;
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich: o himmelsüße Zeit!

Fern steht nun diese sel'ge Welt,
Gram hat sich längst zu mir gesellt,
Betrübt bin ich umher gegangen,

Hab' ich mich denn ſo ſchwer vergangen?
Kindlich berühr ich deinen Saum,
Erwecke mich aus dieſem ſchweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz ſchaun,
Und deinem Beiſtand feſt vertraun.
So löſe doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindesliebʼ und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Vermiſchte Gedichte.

I.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und, wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſt, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt,
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht aus frommer Kind heran.

Bekannt, doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Fröhlingsluſt der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,
Der ihm der ſauern Wallfahrt Ende
Und ſeines Vaters Wohnung weiſt.

Du knieſt auf meinem öden Grabe,
So öffnet ſich der heilge Mund,
Du biſt der Erbe meiner Habe,
Die werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmliſch Buch geſehn,
Und konnte nun durch dieſe Gabe
In alle Kreaturen ſehn.

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Wie ich zu Gott geruſen ward.

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn.
In dieſem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Herren Bote ſollſt du ſeyn.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte
Hauch' ich die meinen Athem ein.

Gott ſey mit dir! Geh hin und waſche
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ewgen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Das tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Wesen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

II.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht wie die Meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die hergebrachte Rechte ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.

Reichfarbig wird ſich dieſe Knoſp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden
Was ſeinem Geiſt ſich längſt vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel ſtill bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienſtab ſich neigte
Der Luſt und Leben kran[illegible] Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß ſich finden,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſeyn.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sey Bruder mir, und wende

Den Blick, vor deinem Ende,
Nicht wieder weg von mir,
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

IV.

Alle Menſchen ſeh' ich leben,
Viele leicht vorüber ſchweben,
Wen'ge mühſam vorwärts ſtreben,
Doch nur Einem iſt gegeben
Leichtes Sterben, ſchwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit ſind ſie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Göttlich unſers Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Überfluß.
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

V.

Es färbte ſich die Wieſe grün
Und um die Hecken ſah ichs blühn;
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb von überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie ſchienen gern ſich zu verneinen,
Das alles möchte lieblich ſcheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Da dacht' ich: iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waaren
Und Blüthen ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der todte Staub wird zum Geſträuch,

Der Baum nimmt thierische Gebehrden,
Das Thier soll gar zum Menschen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Wie ich so stand und bei mir sann,
Ein mächtger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

Uns barg der Wald vor Sonnenschein:
Das ist der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich sah, daß jetzt auf Erden
Die Menschen sollten Götter werden.
Nun weiß ich wohl, wie mir geschah,
Und wie das wurde, was ich sah.

VI.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb' und schwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt. —
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menſchen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt ich zu ihr ſchweben,
Und fröhlich mit ihr ſeyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchte und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe ſproßt im Leide
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war ſo bang zu Muthe,
Da ſprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich ſeine Ruthe
Und ſah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! meine doch nicht ſo,
Kannſt meine Perle nehmen,
Dann wirſt du wieder froh.

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
Wer soll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Blüthen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Kröchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise
Und traf sie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weise
Ward ich unsäglich reich.

Die Lehrlinge zu Sais.

I.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehn; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Äußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen, in den Lichtern des Himmels, auf berußten und geſtrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilſpänen um den Magnet her, und ſonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüſſel dieſer Wunderſchrift, die Sprachlehre derſelben; allein die Ahndung will ſich ſelbſt in keine feſte Formen fügen, und ſcheint kein höherer Schlüſſel werden zu wollen. Ein Alcaheſt ſcheint über die Sinne der Menſchen ausgegoſſen zu ſeyn. Nur augenblicklich ſcheinen ihre Wünſche, ihre Er-

danken ſich zu verdichten. So entſtehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten ſchwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich ſagen: die Unverſtändlichkeit ſey Folge nur des Unverſtandes; dieſer ſuche, was er habe, und alſo niemals weiter finden könne. Man verſtehe die Sprache nicht weil ſich die Sprache ſelber nicht verſtehe, nicht verſtehen wolle; die ächte Sanſcrit ſpräche, um zu ſprechen, weil Sprechen ihre Luſt und ihr Weſen ſey.

Nicht lange darauf ſprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft ſpricht, iſt des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimniſſen dünkt uns ſeine Schrift, denn ſie iſt ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unſerm Lehrer ſprach gewiß die Stimme, denn er verſteht die Züge zu verſammeln, die überall zerſtreut ſind. Ein eignes Licht entzündet ſich in ſeinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unſern Augen ſpäht, ob auch in uns aufgegangen iſt das Geſtirn, das die Figur ſichtbar und verſtändlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, ſo tröſtet er uns, und verheißt dem ämſigen, treuen Seher, künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beſchäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen ſah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im

Sande nach. Ins Luftmeer ſah er ohne Raſt, und ward nicht müde ſeine Klarheit, ſeine Bewegungen, ſeine Wolken, ſein Lichter zu betrachten. Er ſammelte ſich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte ſie auf mannichfache Weiſe ſich in Reihen. Auf Menſchen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres ſaß er, ſuchte Muſcheln. Auf ſein Gemüth und ſeine Gedanken lauſchte er ſorgſam. Er wußte nicht, wohin ihn ſeine Sehnſucht trieb. Wie er größer ward, ſtrich er umher, beſah ſich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menſchen; ſtieg in Höhlen, ſah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in ſonderbare Felſenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemiſcht, gepaart, und alſo ordneten ſich ſelbſt in ihm oft ſeltſame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zuſammentreffungen. Nun ſah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten ſich die Wahrnehmungen ſeiner Sinne: er hörte, ſah, taſtete und dachte zugleich. Er freute ſich, Fremdlinge zuſammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menſchen, bald die Menſchen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er ſpielte mit den Kräften und Erſcheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden, und erſcheinen laſſen konnte, und griff ſo ſelbſt in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun ſeitdem aus ihm geworden iſt, thut er nicht kund. Er ſagt uns, daß wir ſelbſt von ihm und eigner Luſt geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen ſey. Mehrere von uns ſind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück, und lernten ein Gewerbe treiben. Einige ſind von ihm ausgeſendet worden, wir wiſſen nicht wohin; er ſuchte ſie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erſt da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, ſo wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte ſeine Haut, und ſeine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unſere Blumen, Steine, Federn alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird er wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrſtunden auf. — Einen ſchickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig ſah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kryſtalle ſuchten oder Blumen. In die Ferne ſah er ſchlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles ſo leicht. Doch hatte keiner einen ſolchen Trieb und ſolche Luſt am Sehen und Hören. Seit einer Zeit, — vorher eh jenes Kind in unſern Kreis trat, — ward er

auf einmal heiter und geſchickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder und die Nacht brach ein. Wir waren ſeinetwegen ſehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmrung kam, hörten wir in einem nahen Haine ſeine Stimme. Er ſang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer ſah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder ſehen werde. In unſre Mitte trat er bald, und brachte, mit unausſprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unſcheinbares Steinchen von ſeltſamer Geſtalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann ſah er uns mit naſſen Augen an, und legte dieſes Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen ſich berührten.

Ich werde dieſer Augenblicke nie fortan vergeſſen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehn eine helle Ahndung dieſer wunderbaren Welt in unſern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeſchickter als die Andern, und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Hauſen und Figuren in den Sälen, allein mir iſt, als wären

ſie nur Bilder, Hüllen, Zierden, verſammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieſes liegt mir immer in Gedanken. Sie ſuch' ich nicht, in ihnen ſuch' ich oft. Es iſt, als ſollten ſie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau ſicht, nach der mein Geiſt ſich ſehnt. Mir hat der Lehrer nie davon geſagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt ich jenes Kind gefragt, in ſeinen Zügen fand ich Verwandtſchaft; auch ſchien in ſeiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, ſicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Buſen offen, die Zunge frei geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht ſo. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir ſcheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir ſelber zu geſtehen, allein zu innig dringt ſich mir der Glaube auf: einſt ſind' ich hier, was mich beſtändig rührt; ſie iſt zugegen. Wenn ich mit dieſem Glauben hier umher gehe, ſo tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mit zuſammen, und alle ſind nach einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes ſo bekannt, ſo lieb; und was mir ſeltſam noch erſchien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade dieſe Fremdheit iſt mir fremd, und darum hat mich immer dieſe Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann

und mag ich nicht begreifen. Er iſt mir juſt ſo unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er verſteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunſch geſprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu dieſen Wohnungen, zu dieſer heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will alſo meine Figur beſchreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inſchrift dort, den Schleier hebt, ſo müſſen wir Unſterbliche zu werden ſuchen; wer ihn nicht heben will, iſt kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannichfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Übung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Innres in ſo mannigfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Übung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpätern Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt

jeder Naturkörper, jede Erscheinung in sie ein: denn der Natur des Sinnes entspricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menschen alles menschlich, bekannt und gesellig vorkommen; die frischeste Eigenthümlichkeit mußte in ihren Ansichten sichtbar werden; jede ihrer Äußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorstellungen mußten mit der sie umgebenden Welt übereinstimmen, und einen treuen Ausdruck derselben darstellen. Wir können daher die Gedanken unsrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbstabbildung des damaligen Zustandes der irdischen Natur betrachten, und besonders an ihnen, als den schicklichsten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß desselben, das damalige Verhältniß zu seinen Bewohnern, und seiner Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigten, und daß sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenstande eines unbekannten Sinns aufsuchten. Bemerklich ist hier die gemeinschaftliche Ahndung desselben im Flüssigen, im Dünnen, Gestaltlosen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der festen Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlassen. Früh genug stieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die

Schwierigkeit der Gestalten-Erklärung aus jenen gestaltlosen Kräften und Meeren. Er versuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu lösen, indem er die ersten Anfänge zu festen, gestalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus diesem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenwesen, anziehender und abstoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man statt wissenschaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menschen, Götter und Thiere als gemeinschaftliche Werkmeister, und hört auf die natürlichste Art die Entstehung der Welt beschreiben. Man erfährt wenigstens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Ursprungs derselben, und auch für den Verächter der regellosen Erzeugnisse der Einbildungskraft ist diese Vorstellung bedeutend genug. Die Geschichte der Welt als Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung, und leichter Überzeugung beständig den Vorrang gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst an die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschließen, und letztere am willigsten, als menschliches Wesen verständlich zu

werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannigfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel flieg, tanzte und weißſagte, jeden Gaſt willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verſchwendete. So genoß ſie himmliſche Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforſcher nur dann ein, wenn ſie krank und gewiſſenhaft war. Dann gab ſie ihm Beſcheid auf jede Frage, und

ehrte gern den ernſten, ſtrengen Mann. Wer alſo ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß ſie in der Geſellſchaft der Dichter ſuchen, dort iſt ſie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer ſie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren ſtrebt, muß ihre Krankenſtube, ihr Deinhaus fleißig beſuchen.

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen, wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt, und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Überſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir es ſey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Äußerung unſrer Sympathie mit ihr: nur ſucht

der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehn mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gäbs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren

ren andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Abndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steine nieder, bauten ſchönere Felſen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen, alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſch-

lichen Wünſche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Phantaſien wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte, und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung: dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und gern auch das Seinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die

Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verschmäht keinen mühseligen Gang, wenn sie ihm winkt, und sollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet sicher unsägliche Schätze, das Grubenlichtchen steht am Ende still, und wer weiß, in welche himmlische Geheimnisse ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdischen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer sich selbst einbildet, er kenne schon das seltsame Reich, und wisse mit wenig Worten seine Verfassung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von selbst geht keinem, der los sich riß und sich zur Insel machte, das Verständniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menschen, die nicht wissen, was sie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläßiger Umgang, freie und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weise scheint es, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehn zu wollen. Kein Sinn muß schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erschlafft seyn. So wie man einen künftigen Mahler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden

ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachträgt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zusammenträgt, und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Übermuths, eine unglückschwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grausendere Nacht, und Schrecken

aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite- denn ohne Tod wäre der Wahnsinnigste am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäßigen Triebwerks sey schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel: denn jeder Reiz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine schreckenvolle Nacht mit sich fortreiße. Hier sey die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die entsetzlichen Gefahren nicht gewohr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnsitze herlägen, und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innre Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, ge-

waltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stuffenweise Zerstörung der Denkorgane, durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Überbleibsel eines schrecklichen Mahls?

Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beizukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um sie, wie jenen feuerspeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschenkindern. Entfernte Brüder sind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unsers Lebens werden, und dann

können wir durch unsere Sklaven ein neues Dschinnistan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehen, sie soll an uns sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buße werden. In den begeisternden Gefühlen unsrer Freiheit laßt uns leben und sterben, hier quillt der Strom, der sie einst überschwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfrischen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit ist genug, sie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu setzen.

Sie haben recht, sprechen Mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit sitzen wir und spähn; er ist der große Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm baden die zarten Geister und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern sehn wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels: und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen.

So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Phantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſeyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortreten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft: um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampf-

platz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch, als Sinnbild ſeines Gemüths, das ſich mit ihm in unbeſtimmbare Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannichfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innre Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander drängenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überhandnehmende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein munterer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich gekehrt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine großen Fortſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung.

und fühlst du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnsucht deine Brust erfüllen? Wie kannst du nur in der Einsamkeit sitzen? Sitzt die Natur einsam? Den Einsamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menschen wird er einheimisch, der Geist, der sich mit tausend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unsichtbare Geliebte dich umgiebt. Bei unsern Festen löst sich seine Zunge, er sitzt oben an und stimmt Lieder des fröhlichsten Lebens an. Du hast noch nicht geliebt, du Armer; beim ersten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tausend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen: horche wohl.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maaßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still vor sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle

Mühe gaben ihn zu zerſtreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weiſen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwiſchen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksſprünge, die Roſe ſchlich ſich freundlich hinter ihm herum, kroch durch ſeine Locken, und der Epheu ſtreichelte ihm die ſorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernſt waren hartnäckig. Seine Eltern waren ſehr betrübt, ſie wußten nicht was ſie anfangen ſollten. Er war geſund und aß, nie hatten ſie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und luſtig geweſen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern geſehn. Er war recht bildſchön, ſah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köſtliches, bildſchönes Kind, ſah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirſchrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachſen, brandrabenſchwarze Augen. Wer ſie ſah, hätte mögen vergehn, ſo lieblich war ſie. Damals war Roſenblüthe, ſo hieß ſie, dem bildſchönen Hyacinth, ſo hieß er, von Herzen gut, und er hatte ſie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerſt geſagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuſer ihrer Eltern lagen nahe beiſammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an ſeinem Fenſter ſtand und Roſenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäuſefang da vorbeyliefen, da ſahen ſie die beiden ſtehn, und

lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundinn, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, so riefs von allen Seiten: Rosenblüthchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eydexchen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbey. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsamen Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm, und holte ihm Brod und

Wein. Da that er seinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drey Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurükgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht, und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daß er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, sagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich

bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblüthchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen; die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muß sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleyerte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Thränen. Rosenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis): Menschen und Thiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land. Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort; dann fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüth sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfaltiger,

die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büſche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht, ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und doch erfüllten ſie auch ſein Herz mit grünen Farben und kühlem ſtillen Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe. Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Jüs? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, ſo wirſt du ſchon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie ſie das ſagten, boten ihm einen friſchen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längſt geſuchten Wohnung, die unter Pal-

men und andern köſtlichen Gewächſen verſteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnſucht, und die ſüßeſte Bangigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechſelnden Accorden. Es dünkte ihm alles ſo bekannt, und doch in nie geſehener Herrlichkeit, da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleyer, und — Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme. Eine ferne Muſik umgab die Geheimniſſe des liebenden Wiederſehns, die Ergießungen der Sehnſucht, und ſchloß alles Fremde von dieſem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Roſenblüthchen unter ſeinen frohen Eltern und Geſpielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menſchen ſo viel Kinder, als ſie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten ſich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle ſtanden leer und hell da, und das wunderbare Geſpräch in zahlloſen Sprachen unter den tauſendfaltigen Naturen, die in dieſen Sälen zuſammengebracht und in mannigfaltigen Ordnungen aufgeſtellt wa-

waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze, und sahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um sich her zu. Die Übrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch, sagten sie, die innre Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen umher. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er sucht, was wir nicht wissen und ahnden können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wollust, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine so wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimnisse der Farben, die Freuden des Wassers sind ihm nicht fremd; in den Antiken

ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die süße Leidenschaft für das Weben der Natur, das Auge für unsre entzückenden Mysterien. Lernte er nur einmal fühlen! Diesen himmlischen, diesen natürlichsten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls ist ein inneres Licht, was sich in schönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klärer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meister eines unendlichen Spiels und vergäße alle thörigten Bestrebungen in einem ewigen, sich selbst nährenden und immer wachsenden Genusse. Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben.

Wie sie so sprachen, strahlte die Sonne durch die hohen Fenster, und in ein sanftes Säuseln verlor sich der Lärm des Gesprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Gestalten, die lieblichste Wärme verbreitete sich über alle, und der wunderbarste Naturgesang erhob sich aus der tiefsten Stille. Man hörte Menschenstimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der

Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder trugen mannigfaltige Speisen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Gespräch unter ihnen.

Auf alles, was der Mensch vornimmt, muß er seine ungetheilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, sagte endlich der Eine, und wenn er dieses gethan hat, so entstehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest steckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumschweifen läßt, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elastischen Medium erregt, oder seine Brechungen in demselben, oder überhaupt ein seltsames Spiel der Wellen dieses Meers mit der starren Aufmerksamkeit zu seyn. Höchst merkwürdig ist es, daß der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigenthümlichkeit, seine specifische Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sey er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt erst das Licht des

Tages sich über seine innere Welt. Er glaubt es am höchsten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu stören, zugleich die gewöhnlichen Geschäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchsichtig, und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und so befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwei Welten in der vollkommensten Freiheit und dem freudigsten Machtgefühl. Es ist natürlich, daß der Mensch diesen Zustand zu verewigen und ihn über die ganze Summe seiner Eindrücke zu verbreiten sucht; daß er nicht müde wird, diese Associationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Gesetzen und ihren Sympathien und Antipathieen nachzuspüren. Den Inbegriff dessen, was uns rührt, nennt man die Natur, und also steht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unsers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unsers Körpers lassen unbekannte und geheimnißvolle Verhältnisse der Natur vermuthen, und so ist die Natur jene wunderbare Gemeinschaft, in die unser Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße seiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt sich, ob wir die Natur der Naturen durch diese specielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wiefern unsre Gedanken und die Intensität unsrer

Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhältniſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannichfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammenhang unſers Körpers verſuchen, und ſeinen Verſtand zum Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in dieſem Geſchäft, ſo wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und ſie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau bemerken, und ſollten dadurch abermals neue Gedanken entſtehn, auch dieſen zuſehn, um ſo allmählig ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung, die mit jedem Eindruck beſtändig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige Bewegungen, als Buchſtaben der Natur, herausgebracht, ſo würde das Dechiffriren immer leichter von ſtat-

ten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſagte ein Anderer, ſo aus den äußerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammen ſetzen zu wollen, und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedener Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laßt es gewagt ſeyn, ſprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt iſt, das der kühne Fiſcher auswirft, deſto glücklicher iſt der Fang. Man ermuntre nur jeden, ſeinen Gang ſo weit als möglich fortzuſetzen, und jeder ſey willkommen, der mit einer neuen Fantaſie die Dinge überſpinnt. Glaubſt du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Syſteme ſeyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu ſeiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und dieſe Vergleichung wird uns das ſonderbare Land erſt kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch hin-

melweit von ihrer Auslegung verſchieden ſeyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Inſtrument phantaſiren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt, und weißſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehn laſſen, und die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menschen seyn kann, begann ein schöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen sagen, daß sich die Menschheit in ihnen in der vollkommensten Auflösung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen seinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden sie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derselben nicht fremd, und sie suchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umsonst. Für sie hat die Natur alle Abwechselungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geistvollste, lebendigste Mensch überrascht sie durch sinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen. Der unerschöpfliche Reichthum ihrer Phantasie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufsuchen. Alles weiß sie zu verschönern, zu beleben, zu bestätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloser, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheint, so sieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind ist eine Luftbewegung, die manche äußere Ursachen haben kann, aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorübersauft, von geliebten Gegenden herweht und mit tausend dun-

keln, wehmüthigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen ſcheint? Kühlt nicht ſo auch im jungen beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Üppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Übertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Fantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte, und freuen ſich ſie zu ſchmücken? Wird

für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in ſeine Wellen hinabſchaue, und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Thiere verſtehn. — Ob jemand die Steine und Geſteine ſchon verſtand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieſer ein erhabnes Weſen geweſen ſeyn. In jenen Statuen, die aus einer untergangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames Verſtändniß der Steinwelt hervor, und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabene wirkt verſteinernd, und ſo dürften wir uns nicht über das Erhabne der Natur und ſeine Wirkungen wundern, oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſeyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Über dieſe Rede war der, welcher zuerſt geſprochen hatte, in tiefe Betrachtung geſunken,

die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte ſich mit ſüßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn ſagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind, und den nothwendigen Bedingungen dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen, denn wahrhaftig die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Function ſeines Daſeyns, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel, die Erzeugungsgeſchichte der Natur, und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer innern Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang ſeiner Gedankenwelt in ſich, und ihre Harmonie mit dem Univerſum, bildet ſich

von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſeyn.

Ja, ſagte der Zweite, nichts iſt ſo bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Überall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte thätig, und ſo repräſentirt und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüten und Früchte zuſammen, und iſt, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner gei-

ſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht — ja man möchte ſagen die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das Gedeihen dieſer menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabne Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrt, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu bewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andere Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo, ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind geſchäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und

die innige Verwandtschaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollständigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erscheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tausend Gestalten sich verwandelnden Geist derselben mit stetem Blicke fest, und gehn dann an diesem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkstätte, um eine vollständige Verzeichnung dieser labyrintischen Gänge entwerfen zu können. Sind sie mit dieser mühseligen Arbeit fertig, so ist auch unvermerkt ein höherer Geist über sie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden seinen Weg vorzuschreiben. Unermeßlicher Nutzen segnet ihre mühsame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraschende Weise mit dem Systeme des Denkers übereinstimmen, und sie werden, diesem zum Trost, gleichsam den lebendigen Beweis seiner abstrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigsten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunst verehrter Wesen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerksamkeit in diesem kurzen Leben nicht Geschäften widmen, und dem Dienste der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen suchen sie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauspiel der Kräfte, ruhig ihrem Schicksale in diesem Reiche der

Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur, und thun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und ſucht durch ſeine Geſänge dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt ſich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wolluſt, ſich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln lockenden Schooß der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen

Zeugungskraft, ein verſchluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen herunterthaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborne Kind luſtiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Urſprung nicht verläugnen, und zeigt ſich als Element der Liebe und der Miſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich ſie haben von einem höhern Waſſer, als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen. In jenem offenbaret ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft, und manchem iſt dieſe Ahndung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbaret ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als die Flut jenes unſichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehn an den berauſchenden Flüſſen, und hören nicht das Wiegenlied dieſer

mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen, lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden; liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen; wurden besucht von den Kindern des Himmels, und erst in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging diese blühende Welt unter; ein feindliches Wesen schlug die Erde nieder, und einige Menschen blieben, geschwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! sie, die den schöpferischen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Mysterien der höhern Menschheit seyn sollten, werden mit Schamlosigkeit und sinnlos von rohen Geistern hervorgerufen, die nie wissen werden, welche Wunder ihre Gläser umschließen. Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkstätten wären Tempel und mit neuer Liebe würden die Menschen ihre Flamme und ihre Flüsse verehren, und sich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte sich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom bespült, und jede Quelle würde wieder

die Freistätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geistreichen Menschen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Wasser, und jeder Strom verspricht ihnen, in die bunte Ferne, in schönere Gegenden sie zu führen. Es ist nicht bloß Wiederschein, daß der Himmel im Wasser liegt, es ist eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarschaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, so versinkt die glückliche Liebe gern in die endlose Tiefe. Aber es ist umsonst, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht sehen, und wenn man ihm noch so viel von Farben und Lichtern und fernen Gestalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet und mit angeborner Zeugungslust, in inniger mannichfaltiger Verwandschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in seinen Genüssen störe. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug

von ihr reden, nicht ungestört und aufmerksam genug sie beschauen könne. Er fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süßen vertraulichen Stunden. Glücklich preis' ich diesen Sohn, diesen Liebling der Natur, dem sie verstattet sie in ihrer Zweyheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewigdauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn.

Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener seltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß sich über die verschiednen Gestalten und Kleidungen aus. Es entspann sich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Musik aus der Ferne sich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Krystallschaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reisen. Voll Sehnsucht und Wißbegierde hatten sie sich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu suchen, dessen entartete und verwilderte Reste

die heutige Menschheit zu seyn schiene, dessen hoher Bildung sie noch die wichtigsten und unentbehrlichsten Kenntnisse und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte sie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menschen mit überirdischen Gegenden und Bewohnern gewesen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Besitz einiger glücklichen Weisen unter unsern Vorfahren gewesen seyn mögen. Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daß das Leben des Universums ein ewiges, tausendstimmiges Gespräch sey; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art selbst Aufschlüsse zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht

im Tempel ſchlafen, und ſeinen Lehrſtunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten was ſie wünſchten, und freuten ſich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geſchichten und Beſchreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geſchäft ſeines Alters, den unterſchiednen Naturſinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu ſchärfen, und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüten und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu ſeyn, iſt ein ſchönes und heiliges Amt, ſagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zuſammenhang der Kenntniſſe, nicht die Gabe, dieſe Kenntniſſe leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauſchen, ſelbſt nicht die Geſchicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerſcheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemählde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zuſammenſtellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne ſpannen und befriedigen, oder den Geiſt durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun iſt, als um die Natur, dem iſt es vielleicht genug, aber wer

eine innige Sehnſucht nach der Natur ſpürt, wer in ihr alles ſucht und gleichſam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns iſt, der wird nur den für ſeinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr ſpricht, deſſen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die ſich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die urſprünglich günſtige Anlage eines ſolchen natürlichen Gemüths muß durch unabläſſigen Fleiß von Jugend auf, durch Einſamkeit und Stillſchweigen, weil vieles Reden ſich nicht mit der ſteten Aufmerkſamkeit verträgt, die ein ſolcher anwenden muß, durch kindliches, beſcheidnes Weſen und unermüdliche Geduld unterſtützt und ausgebildet ſeyn. Die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald einer ihrer Geheimniſſe theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erſt im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forſcher wird nie alt, jeder ewige Trieb iſt außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, deſto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet dieſe Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einſicht, oder irgend einem menſchlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehn und durch inneres Em-

pfängniß beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniß bey großer Beredsamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beym Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bey den Erzgruben, und so bey vielen andern Gewerben, scheint die Entwickelung dieses Sinns am leichtesten und öftersten statt zu finden. Wenn jede Kunst in der Erkenntniß der Mittel, einen gesuchten Zweck zu erreichen, eine bestimmte Wirkung und Erscheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, diese Mittel zu wählen und anzuwenden, besteht, so muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverständniß mehreren Menschen gemein zu machen, diese Anlage in den Menschen vorzüglich zu entwickeln, und zu pflegen, zuerst auf die natürlichen Anlässe dieser Entwickelung sorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieser Kunst der Natur abzulernen suchen. Mit Hülfe dieser erlangten Einsichten wird er sich ein System der Anwendung dieser Mittel bey jedem gegebenen

Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente

vermischten Inhalts.

I.

Philoſophie und Phyſik.

Alles, was man denke, denkt ſelbſt: iſt ein Denkproblem. —

Die abſtrakten Wörter ſind die Gasarten unter den Wörtern: das Unſichtbare. —

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wieder erſcheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, ſo im Anfang, wie bei vielen philoſophiſchen Syſtemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreſſivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt

und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu ſeyn. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ichs zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andre wahrhaft verſtehen lernen. —

Vor der Abſtraktion iſt alles eins, aber ein Chaos; nach der Abſtraktion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freye Verbindung ſelbſtſtändiger, ſelbſtbeſtimmter Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannichfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung iſt die Probe des Rationalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage ſeyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey?“ —

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Lockes, den meiſten Beifall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den erſten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieſes Fundes ſtieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieſes Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt ſehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeuges neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten, und allgemeinſten Seiten der Menſchheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern ſo hoch geſchätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unſre jetzigen, genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schickſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles ſo gemein wäre, wie jetzt Sittenſprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten. —

Der ächte Gewinſt bei Fichte und Kant iſt in der Methode in der Regulariſation des Genies.

Aus Fichtes Vorausſetzung der Logik, und ſeiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt ſeine ganze Philoſophie nothwendig. Angewandte Logik iſt die Wiſſenſchafts-Lehre. Daß die Philoſophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Weſen, ſie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wiſſenſchafts-Lehre iſt nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zuſammenſtimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rückſicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und deſſen, was ſie leiſten kann. —

Der Geiſt iſt die ſanktionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht. Das ſprechende Glied iſt das klügſte, und dünkt es ſich zu ſeyn; ſo der Geiſt. —

Der Wiſſenstrieb iſt aus Geheimniß und Wiſſen wunderbar gemiſcht oder zuſammengeſetzt. —

Die gewöhnliche Logik iſt die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; ſie enthält bloß die Verhältniſſe der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Phyſiologie der Begriffe. Die logiſchen Begriffe verhalten ſich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beſchäftigt ſich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Methaphyſik iſt die reine Dynamik des Denkens, ſie handelt von den urſprünglichen Denkkräften, ſie beſchäftigt ſich

mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphyſiſchen Begriffe verhalten ſich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man ſich über die beharrliche Unvollendung beider Wiſſenſchaften, jede trieb ihr Weſen für ſich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner paſſen. Gleich von Anfang ſuchte man ſie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtſchaft deutete; aber jeder Verſuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren weſentlichen Karakter einbüßte. Es blieb bei metaphyſiſcher Logik und logiſcher Metaphyſik, aber keine war, was ſie ſeyn ſollte. Der Phyſiologie und Pſychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht beſſer. In der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts entſtand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Maſſen thürmten ſich ſtärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Exploſionen. Jetzt behaupten einige, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es ſey ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmählig wachſen, und alles zu Einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſeyn. —

Der rohe, discurſive Denker iſt der Scholaſtiker. Der ächte Scholaſtiker iſt ein myſtiſcher Subtiliſt; aus logiſchen Atomen baut er

ſein Welttall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunſtſtück an ihre Stelle zu ſetzen. Sein Ziel iſt ein unendliches Automat. Ihm entgegengeſetzt iſt der rohe, intuitive Dichter: dieſer iſt ein myſtiſcher Makrolog; er haßt Regel und feſte Geſtalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrſcht ſtatt ihrer in der Natur; alles iſt belebt, kein Geſetz; Willkühr und Wunder überall. Er iſt bloß dynamiſch. So regt ſich der philoſophiſche Geiſt zuerſt in völlig getrennten Maſſen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen dieſe Maſſen an ſich zu berühren, mannichfaltig genug; ſo wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beſchränkte entſteht, ſo entſtehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der reinſte Philoſoph der zweyten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf die zweyte herab, ſie ſagen ſie ſey alles nur ein wenig, und mithin nichts; ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wiederum die erſte, und giebt ihr Schwärmerey Schuld, die bis zum Wahnwitz abſurd ſey. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen,

ſo

ſo iſt doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, ſie gehen beide vom Abſoluten aus; dagegen die Bornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannichfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſey, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes; er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Princip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſey. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſey, die es nicht ver-

möge, sich im Moment des Übergehens von einem Gliede zum andern schwebend zu erhalten und anzuschauen. Die vollständige Darstellung des durch diese Handlung zum Bewußtseyn erhobenen ächt geistigen Lebens ist die Philosophie κατ' ἐξοχην: hier entsteht jene lebendige Reflexion, die sich bey sorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich gestalteten geistigen Univerſo von selbst ausdehnt: der Kern und der Keim einer alles befassenden Organisation. Es ist der Anfang einer wahrhaften Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt. —

Sophisten sind Leute, die aufmerksam auf die Schwächen der Philosophen und die Kunstfehler, dieselben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewissen unphilosophischen, unwürdigen Zwecken zu benutzen suchen. Diese haben also eigentlich nichts mit der Philosophie zu thun. Sind sie aus Grundsatz unphilosophisch, so sind sie als Feinde der Philosophie zu betrachten und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichste Klasse derselben sind die Skeptiker aus reinem Haß der Philosophie. Die übrigen Skeptiker sind zum Theil sehr achtungswerth, sie sind die Vorläufer der dritt[illegible] Periode. Sie haben ächt philosophische Unt[illegible]eidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geistiger Potenz; sie haben die gehörige Capacität, aber nicht die selbst incitirende Kraft; sie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Systeme, keins vivificirt sie ganz; sie haben ächten Ge,

ſchmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müſſen polemiſch ſeyn. Alle Eklektiker ſind Skeptiker im Grunde, je mehr ſie umfaſſen, deſto ſkeptiſcher; dieſe leztere Bemerkung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß die größten und beſten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigſten zu wiſſen bekannten. —

Philoſophiren iſt dephlegmatiſiren, vivificiren. Man hat bisher in der Unterſuchung der Philoſophie die Philoſophie erſt todt geſchlagen, und dann zergliedert und aufgelöſt. Man glaubte, die Beſtandtheile des caput mortuum wären die Beſtandtheile der Philoſophie. Aber immer ſchlug jeder Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neueſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nüzlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die

Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten. Ein Anderes: ſie darf ſich nicht mit der Poeſie gemein machen; noch ein andres: ſie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menſchen ſeyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörſälen zu Hauſe ſeyn. Nein, ſagt ein andres, umgekehrt, ſie muß amüſant, beim Handwerker und Bauer zu Hauſe, recht gemein und bequem, immer bey der Hand, zu allen Dingen zu brauchen ſeyn, ſie muß keine Religion haben und über die Moraliſten die Achſel zucken, zu allem Ja ſagen und noch dazu ein recht umſtändliches Ja, von allem etwas verſtehn u. ſ. w. So prägt jeder in ſeine Beſtellung den liebſten Wunſch ſeines Herzens, die Forderungen ſeiner Natur, ſeinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philoſophie zu wiſſen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philoſophie wie ihre Dienſtboten und Wünſche. Am Ende haſſen ſie alle Art davon, und wählen zum leztenmal, aber auf immer. Nun glauben ſie von der Philoſophie los zu ſeyn, und ſind mehr, als je, in den Händen dieſes Dämons, der ſie nun gut füttert und pflegt, um ſie zu einem ſchmackhaften Biſſen für ſich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor dieſen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, dieſen Proteus zu faſſen und feſt zu halten, weil ſie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus ſey eine Fabel müßiger

Köpfe, ſie haben ihn nie geſehn und empfunden, und läugnen ihn beſtimmt: deſto beſſere Unterthanen ſind ſie für ihn. —

Der ächte philoſophiſche Akt iſt Selbſttödtung, dies iſt der reale Anfang aller Philoſophie, dahin geht alles Bedürfniß des philoſophiſchen Jüngers, und nur dieſer Akt entſpricht allen Bedingungen und Merkmalen der tranſcendentalen Handlung. —

Die Philoſophie iſt, wie alle ſynthetiſche Wiſſenſchaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie iſt eine ideale, ſelbſterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen, u. ſ. w. —

Fichte's Ausführung ſeiner Idee iſt wohl der beſte Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich. —

Die Philoſophie iſt eine Selbſtſcheidungs- und Verbindungs-Kunſt, eine Selbſtſpezifications- und Generations-Kunſt. —

Die Analyſis iſt die Divinations- oder die Erfindungs-Kunſt auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen ſind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus anti-hiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen Divinations-Sinns, ſie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geſchichte umgekehrt der Fall iſt. —

Syntheticſche Gedanken ſind aſſociirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippſchaften der Gedanken. Gedanken müſſen doch wohl im Reiche der Gedanken am beſten Beſcheid wiſſen. —

Der Sinn der Sokratie iſt, daß die Philoſophie überall, oder nirgend ſey, und daß man mit leichter Mühe ſich überall orientiren und das finden könne, was man ſuche. Sokratie iſt die Kunſt, von jedem gegebnen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und ſo die Verhältniſſe des Gegebenen zur Wahrheit genau zu beſtimmen. —

Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſeyn. —

Aller wirklicher Anfang iſt ein zweiter Moment. Alles was da iſt, erſcheint, iſt und erſcheint nur unter einer Vorausſetzung: ſein individueller Grund, ſein abſolutes Selbſt geht ihm voraus, muß wenigſtens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich iſt bloß idealiſch. Wenn es angefangen hätte, ſo hätte es ſo anfangen müſſen. Der Anfang iſt ſchon ein ſpä-

terer Begriff, der Anfang entſteht ſpäter als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir ſehn daraus, daß wir hier im Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe künſtliche Suppoſition iſt die Grundlage einer Wiſſenſchaft, die allemal aus künſtlichen Factis entſpringt. —

Ich = Nicht-Ich, der höchſte Satz aller Wiſſenſchaft und Kunſt. —

Eigentlich iſt der Kriticismus, (die Erſchöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns ſelbſt, auf innre Beobachtung und Verſuche, und beim Studium unſrer Selbſt auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Verſuche verweiſt; philoſophiſch betrachtet die fruchtbarſte aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menſchliches Weſen ahnden, ſie zeigt, daß wir alles nur ſo verſtehn können und ſollen, wie wir uns ſelbſt und unſre Geliebten, uns und euch, verſtehn. — Jezt ſehn wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; ſehn, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unſerm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unſerm Äußern ſteht, und jene und dieſe ſo verbunden ſind, wie unſer Inneres und Äußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen

können, wie nur durch Senſationen das Äußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſophismus completirt, und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichtes Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden. —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung. Schwärmerey oder Philiſterey. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Dieſe geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionsſymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltſamer Mittel vertrieben werden können. Beide Dispoſitionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Curen verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt Gewachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel. —

Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt indirekte Darſtellung der Wahrheit. Wahrhafte Darſtellung der Wahrheit iſt allein wahrhaft. Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt zum Theil ſelbſt Irrthum. Entgegengeſetzte irrige Darſtellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man ſie auch polemiſirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Geſichtspunkte aus eine noch viel ſchlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie iſt der Grund einer falſchen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen und Üblen. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch ſehr erweitert und ſimplificirt, überhaupt verbeſſert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräſentiren können. —

Es giebt keine Philoſophie in Concreto. Philoſophie iſt wie der Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels u. ſ. w., eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wiſſenſchaft überhaupt; Fichtes Wiſſenſchafts-Lehre iſt die Beſchreibung dieſes Ideals. Es giebt, als concrete Wiſſenſchaften, nur Mathematik und Phyſik. Philoſophie iſt die In-

telligenz ſelbſt; vollendete Philoſophie iſt vollendete Intelligenz.

Die Idee der Philoſophie iſt eine myſteriöſe Tradition. Philoſophie iſt überhaupt die Aufgabe zu wiſſen. Es iſt eine unbeſtimmte Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, ein Myſticismus des Wiſſenstriebes überhaupt; gleichſam der Geiſt der Wiſſenſchaften, mithin undarſtellbar, als im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darſtellung einer ſpeciellen Wiſſenſchaft. Da nun alle Wiſſenſchaften zuſammenhängen, wird die Philoſophie nie vollendet. Erſt im vollſtändigen Syſtem aller Wiſſenſchaften wird die Philoſophie recht ſichtbar ſeyn. —

Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz. —

Es giebt gewiſſe Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch iſt ſchlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menſchen, als ſey er in einem Geſpräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geiſtiges Weſen veranlaſſe ihn auf eine wunderbare Weiſe zur Entwickelung der evidenteſten Gedanken. Dieſes Weſen muß ein höheres Weſen ſeyn, weil es ſich mit ihm auf eine Art in

Beziehung ſetzt, die keinem, an Erſcheinungen gebundenen Weſen möglich iſt. Es muß ein homogenes Weſen ſeyn, weil es ihn wie ein geiſtiges Weſen behandelt, und ihn nur zur ſeltenſten Selbſtthätigkeit auffordert. Dieſes Ich höherer Art verhält ſich zum Menſchen, wie der Menſch zur Natur, oder der Weiſe zum Kinde. Der Menſch ſehnt ſich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich ſich gleich zu machen ſucht. — Darthun läßt ſich dieſes Faktum nicht, jeder muß es ſelbſt erfahren. Es iſt ein Faktum höherer Art, daß nur der höhere Menſch antreffen wird; die Menſchen aber ſollen ſtreben, es in ſich zu veranlaſſen. — Philoſophiren iſt eine Selbſtbeſprechung obiger Art, eine eigentliche Selbſtoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das Idealiſche Ich. Philoſophiren iſt der Grund aller andern Offenbarungen; der Entſchluß zu philoſophiren iſt eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es ſich beſinnen, erwachen und Geiſt ſeyn ſolle. Ohne Philoſophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philoſophie. —

Jede Aufmerkſamkeit auf Ein Objekt, oder, (welches eins iſt) jede beſtimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieſer Unterſcheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlaſſen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, ſondern ſie

feſt im Auge behalten, uns glücklich zu dem erſehnten Ziel unſers Verlangens bringt. — Ächtes Geſammt-Philoſophiren iſt alſo ein gemeinſchaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man ſich wechſelsweiſe im vorderſten Poſten ablöſet, auf dem die meiſte Anſtrengung gegen das antagoniſtiſche Element, worin man fliegt, vonnöthen iſt. Man folgt der Sonne, und reißt ſich von der Stelle los, die nach Geſetzen der Umſchwingung unſers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird (Sterben iſt ein ächt philoſophiſcher Akt). —

In jedem Syſtem, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Product u. ſ. w. ſeyn kann, iſt Eine Idee, Eine Bemerkung, oder ſind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben. Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies iſt das ächte Syſtem. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher ſo unkenntlich geworden. Seine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt, ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes.

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Entwurf ſind wir ſelbſt. Was ſind Wir? Perſonificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freythätigkeit und Selbſtbeziehung gleich ſeyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Weſen des Geiſtes beſtehet alſo in Zeugung, Gebärung und Erziehung ſeines Gleichen. Nur in ſo fern der Menſch alſo mit ſich ſelbſt eine glückliche Ehe führt, und eine ſchöne Familie ausmacht, iſt er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Man muß ſich nie geſtehen, daß man ſich ſelbſt liebt. Das Geheimniß dieſes Geſtändniſſes iſt das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erſte Kuß in dieſem Verſtändniſſe iſt das Prinzip der Philoſophie, der Urſprung einer neuen Welt, der Anfang der abſoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachſenden Selbſtbundes. Wem gefiele nicht eine Philoſophie, deren Keim ein erſter Kuß iſt? Liebe populariſirt die Perſonalität, ſie macht Individualitäten mittheilbar und verſtändlich.

Alles, was dem ſich bildenden Menſchen noch ſchwer dünkt, das ſollte er gerade mit ſeinen Kräften verſuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist. —

Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Ökonomie? (Verschaffen ist machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wissen etwas nur in so fern wir es ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger und mannichfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, desto besser wissen wir es. Wir wissen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck desselben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche ist eine bewundernswürdige Abstraction. Vier Buchstaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums, wie anschaulich die Concentricität der Geisterwelt! Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unser sämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müssen durch entgegengesetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erscheinen.

In jeder Berührung entsteht eine Substanz, deren Wirkung so lange, als die Berührung dauert. Dies ist der Grund aller synthetischen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einseitige und wechselseitige Berührungen. Jene begründen diese. —

Wir stehen in Verhältnissen mit allen Theilen des Universums, so wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unsrer Aufmerksamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirksam werden soll. Eine ächte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längst gewünschte Erfindungskunst seyn; es dürfte wohl mehr noch als diese seyn. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen, und die Möglichkeit, dieselbe durch genialische Selbstbeobachtung zu finden, ist unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da. So liegt das Princip eines Kriegsschiffes in der Idee des Schiffbaumeisters, der durch Menschenhausen und gehörige Werkzeuge und Materialien diesen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieses, sich gleichsam zu einer ungeheuern Maschine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure

Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition iſt ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name iſt nur eine Nota. — Schembamphorasch, Name des Namens. Die reale Diſinition iſt ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberſte iſt abſolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetiſche über, von denen der höchſte wieder namenlos iſt. —

In ſich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bei den Geiſtern heißt analogiſch das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frey iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion.. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem

Mo-

Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt. —

Jede Hineinſteigung, der Blick ins Innre, iſt zugleich Aufſteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Äußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir ſind auf einer Miſſion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen. —

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpiration keine Geiſtererſcheinung. Inſpiration iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andre Weiſe bei uns wirkſam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich werden.

Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie ſie ſich für die irdiſche Welt ſchickt. Es iſt unvollkommener Zuſtand deſſelben, daß ihn dieſe Mitwirkung ſo ausſchließlich an dieſe Welt bindet. Daher iſt ſie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn iſt ein Werkzeug, ein Mittel. Ein abſoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So iſt jedes Ding das Mittel ſelbſt es kennen zu lernen, es zu erfahren oder auf daſſelbe zu wirken. Um alſo eine Sache vollſtändig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich ſie zu meinem Sinne und Gegenſtande zugleich machen, ich müßte ſie beleben, ſie zum abſoluten Sinn machen. — Wenn ich dies aber nicht vollſtändig könnte oder wollte, ſo müßte ich mir einen Theil derſelben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entſtände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräſentative und nicht repräſentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied, oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied ſeyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewiſſe Weiſe vom Ganzen abgeſondert hätte. Nenne ich dieſes Welt, ſo würde

ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Übrige außer mir haben. Ich würde mir in theoretiſcher Hinſicht, in Rückſicht dieſes Sinns, als abhängig, und unter dem Einfluſſe der Welt erſcheinen. Ich würde mich ferner, im Betreff dieſes Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt ſehen; denn ſonſt würde ich meine Abſicht bei der Belebung nur unvollſtändig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch ſich ſelbſt, theils durch die Idee des Ganzen, durch ſeinen Geiſt, die Weltſeele, beſtimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, ſo daß man genau weder das eine noch das andere ausſchließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondre Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Princip. — —

Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in ſo fern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich: das neue Product iſt von den beiden Factoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſo fern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung. — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo Wiſſen und Willen

vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, besonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wissen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu seyn, mit Bewußtseyn jenseits der Sinne zu seyn, versagt sey. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu seyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung, in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist. Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewußt zu seyn vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Überzeugung, die daraus entsteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist aus allen dreyen zusammengesetzt, mehr als alles Dreyes; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen. Für den Schwachen ist das Factum dieses Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erscheinung besonders beym Anblick mancher menschlichen Gestalten und Gesichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher

Mienen, mancher Bewegungen, beym Hören gewiſſer Worte, beym Leſen gewiſſer Stellen, bey gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereignisse, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andre mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Überfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Überfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle

verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bey herrſchender Vernunft.

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder ſtehn ſollten. Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verſtand, Phantaſie, Vernunft, dies ſind die dürftigen Fachwerke des Univerſums in uns. Von ihren wunderbaren Vermiſchungen, Geſtaltungen, Übergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzuſuchen und ihren geſelligen Verhältniſſen nachzuſpüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorſtehn. —

Wir haben zwei Syſteme von Sinnen, die, ſo verſchieden ſie auch erſcheinen, doch auf das innigſte mit einander verwebt ſind. Ein Syſtem heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes ſteht in der Abhängigkeit von äußern Reizen,

deren Inbegriff wir die Natur, oder die äuſſere Welt nennen. Dieſes ſteht urſprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innrer Reize, den wir den Geiſt nennen, oder die Geiſterwelt. Gewöhnlich ſteht dieſes letztere Syſtem im einem Aſſociations-Nexus mit dem andern Syſtem, und wird von dieſem aſſicirt. Dennoch ſind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältniſſes anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Syſteme eigentlich in einem vollkommenen Wechſelverhältniß ſtehn ſollten, in welchem jedes von ſeiner Welt aſſicirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, ſo wie beide Syſteme ſollen eine freye Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Übergang von Monotonie zur Harmonie, wird freilich durch Disharmonie gehn und nur am Ende wird eine Harmonie entſtehn. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geiſterwelt. —

Iſt unſer Körper ſelbſt nichts, als eine gemeinſchaftliche Centralwirkung unſrer Sinne, haben wir Herrſchaft über die Sinne, vermögen wir ſie beliebig in Thätigkeit zu verſetzen, ſie gemeinſchaftlich zu centriren, ſo hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, ſind unſre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des abſoluten Elements, ſo werden wir mit der Herrſchaft über dieſes Element auch unſre Sinne nach Gefallen modifiziren und di-

rigiren können. — Der Mahler hat so einigermaaßen schon das Auge, der Musiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr schon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philosoph das absolute Organ in seiner Gewalt, und wirkt durch sie beliebig, stellt durch sie Geisterwelten dar. Genie ist nichts, als Geist in diesem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geist soll aber total Genie werden. —

Auf dieselbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir sie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unsre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieselbe Art müssen wir auch die innern Organe unsers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Phantasie u. s. w. sind Indicationen genug. Überdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkührliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges, sicheres

und genaues Gefühl ſeines Körpers erwerben können; dann wird der Menſch erſt wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht ſogar im Stande ſeyn, verlohrne Glieder zu reſtauriren, ſich bloß durch ſeinen Willen zu tödten, und dadurch erſt wahre Aufſchlüſſe über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geiſterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beſeelen; er wird ſeine Sinne zwingen, ihm die Geſtalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichſten Sinne in ſeiner Welt leben können. Dann wird er vermögend ſeyn, ſich von ſeinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird ſehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindſamen ihren Verſtand, die Leute von Verſtand ihr Herz. Kein Akt iſt gewöhnlicher in uns, als der Annihiliſationsakt. Eben ſo gewöhnlich iſt der Poſitionsakt. Wir ſetzen und nehmen etwas willkührlich ſo an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigenſinn, denn hier wird wirklich mit Hinſicht auf unſern Willen etwas feſtgeſetzt, ſondern aus inſtinktartigem Eigenſinn, der ebenfalls in der Trägheit ſeinen Grund hat. Es iſt ein äußerſt bequemes Verfahren, ſich aller Mühe des Forſchens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwieſpalt ein Ende zu machen. Es iſt eine Art von Zauberei, durch die wir die

Welt umher nach unſrer Bequemlichkeit und Laune beſtellen. —

Glaube iſt ſchon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und ſollen dieſes Vermögen, dieſe Fertigkeit noch unendlich vermehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unſre Seele hingegen vollkommen *offen*, ſo wäre unſer Geiſt was uns jetzt die äuſſere Welt iſt, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältniſſe ſtehn, in welchem wir uns jetzt mit der äuſſern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterſchied gewahr würden, wenn wir beide Zuſtände vergleichen könnten. Wir würden manches *fühlen*, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. ſ. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Beſtreben fühlen, uns jene Sinne zu verſchaffen, die wir jetzt äuſſere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannichfache Beſtrebungen Augen, Ohren u. ſ. w. hervorbringen könnten, weil dann unſer Körper ſo in unſrer Gewalt ſtände, ſo einen Theil unſrer innern Welt ausmachte, wie jetzt unſre Seele. Unſer Körper dürfte ebenfalls nicht ſo abſolut ſinnlos ſeyn, ſo wenig wie unſre Seele. Wer weiß, ob er nicht in ſo fern nur ſinnlos erſchiene, weil er einen Theil unſer ſelbſt ausmachte, und die innre Selbſtſcheidung, wodurch der Körper erſt ſehend, hörend und fühlend für

unſer Bewußtſeyn würde (unbeſchadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannichfaltige Art ſelbſt vernähmen), ſehr ſchwierig würde. Hier würde auch ein abſolut praktiſches und empiriſches Ich entſtehn. —

Durch Glauben armirt, verſtärkt man ſeine Kraft, ſeine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, geſpannte, permanente, ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſeyn? Das Phänomen der Reizbarkeit iſt Krampf. Alle Kraftäußerung iſt vorüberſchwindend. Bleibende Kraft iſt Stoff. Alle Kraft erſcheint nur im Übergehn. —

Wir ſollen nicht bloß Menſchen, wir ſollen auch mehr als Menſchen ſeyn. Menſch iſt überhaupt ſo viel als Univerſum. Es iſt nichts Beſtimmtes. Es kann und ſoll etwas Beſtimmtes und Unbeſtimmtes zugleich ſeyn. —

Alles, was der Menſch macht, iſt ein Menſch; oder (was das nehmliche iſt) ein Beſtandtheil des Menſchen, ein menſchliches Weſen. —

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Busen ist die in Geheimnißstand erhobene Brust — die moralisirte Brust. Ein gestorbener Mensch ist ein in absoluten Geheimnißstand erhobener Mensch. —

Das Äußere ist ein in Geheimnißzustand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es ist gewiß, daß eine Meinung sehr viel gewinnt, sobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt ist, sie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art seyn, deren Ursache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn sie macht eine Meinung mystisch, reizend. Geheimnisse sind Armaturen, Condensatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu sich selbst. Wenn der Mensch erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen innerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet. —

Wünsche und Begehrungen sind Flügel. Es giebt Wünsche und Begehrungen, die so wenig dem Zustande unsers irdischen Lebens angemessen sind, daß wir sicher auf einen Zustand schließen können, wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben

wird, und auf Inſeln, wo ſie ſich niederlaſſen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieſelbe Rolle hier ſpielte, wie die Veſte außer uns, der Äther, jene unſichtbare ſichtbare Materie, der Stein der Weiſen, der überall und nirgend, alles und nichts iſt? Inſtinct oder Genie heißen wir ſie, ſie iſt überall vorher; ſie iſt die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weiſen im Raum iſt: Vernunft, Phantaſie, Verſtand und Sinn ſind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie iſt gleichſam Seele der Seele, ein Verhältniß zwiſchen Seele und Geiſt. Man kann das Subſtrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol iſt ein Analogon des Menſchen. —

Mit Inſtinct hat der Menſch angefangen, mit Inſtinct ſoll der Menſch endigen. Inſtinct iſt das Genie im Paradieſe, vor der Periode der Selbſtabſonderung (Selbſterkenntniß). Der Menſch ſoll ſich ſelbzweien, und nicht allein das, ſondern auch ſelbdreien, u. ſ. w. —

Was iſt die Natur? Ein encyklopädiſcher, ſyſtematiſcher Index, oder Plan unſers Geiſtes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unſrer Schätze begnügen? Laßt ſie uns ſelbſt betrachten, und ſie mannichfaltig bearbeiten und benutzen. Das Fatum, das uns drückt, iſt die Trägheit unſers Geiſtes. Durch Erwei-

terung und Bildung unſrer Thätigkeit werden wir uns ſelbſt in das Fatum verwandeln. Alles ſcheint auf uns hereinzuſtrömen, weil wir nicht hinausſtrömen. Wir ſind negativ, weil wir wollen; je poſitiver wir werden, deſto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr ſeyn wird, ſondern wir Alles in Allem ſind. — Gott will Götter. —

Die Geiſterwelt iſt uns in der That ſchon aufgeſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung; ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war, der Sinn der Welt iſt verloren gegangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſterſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verſtehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius.

Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen getheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon als ſolche, bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele. Geiſt und Perſon ſind Eins (Kraft und Urſache)!

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, ſo macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben ſo viel iſt, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, ſo macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur ſelbſtſtändigen, ſich von euch abſondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, ſo verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen und verwandelt ſie in Gedanken. Beide Operationen ſind idealiſtiſch, wer ſie beide vollkommen in ſeiner Gewalt hat, iſt der magiſche Idealiſt. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von dieſen beiden Operationen von der andern abhängig ſeyn? —

Alle Überzeugung iſt unabhängig von der Naturwahrheit; ſie bezieht ſich auf die magiſche, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in ſo fern ſie Wunderwahrheit wird. Aller

Beweis fußt auf Überzeugung, und ist mithin nur ein Nothbehelf im Zustande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beste am Brownschen System ist die große Zuversicht, mit der Brown sein System als allgemein geltend hinstellt: es muß, es soll so seyn, Erfahrung und Natur mögen sagen, was sie wollen. Darin liegt denn doch das Wesentliche jedes Systems, seine wirklich geltende Kraft: das Brownische System wirs dadurch zum ächten Stein für die Brownianer; dagegen läßt sich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, desto willkührlicher sein Verfahren, sein Spruch, seine Mittel. Jeder thut nach seiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel mahlen, musiciren u. s. w. kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Überfluß.

Alle Bezauberung geschieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich so zwingen kann, eine Sache so zu sehn, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer ist Poet. Der Prophet verhält sich zum Zauberer, wie der Mann von Geschmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenconstructionen zu Stande bringen. Das ehemalige lo-

zische Disputirspiel glich ganz einem Brettspiel. —

Die Magie ist von Philosophie u. s. w. ganz verschieden, und bildet eine Welt, eine Wissenschaft, eine Kunst für sich.

Alle Erfahrung ist Magie, und nur magisch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe ist nichts als magisches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille ist nichts als magisches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht ist Denken eine zu schnelle, zu ungeheure Kraft, um wirksam zu seyn; oder die Dinge sind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der physische Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich, wie seinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Bestimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schicksal mit gleichem Glück in den Stellungen der Gestirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren suchen. —

Sollte ein König, der zugleich moralisches Genie ist, nicht von selbst unsterblich seyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes ist die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht sagen,

auch darin haben die Dichter auf eine sonderbare Weise wahrgesagt, daß die Musen allein Unsterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der seyn, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall seyn?

Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der scholastischen Philosophie haben sehr viel Ähnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr mystischer Gebrauch, ihre Personification, ihr musikalischer Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erschaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abstracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtschaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen sonderbarer Combinationen und Verhältnisse, gleichsam mit einer poetischen mathematischen und abstracten Welt an sich. —

Die Scholastiker verwandelten alle Dinge in Abstracta. Schade, daß sie nicht zugleich in Beziehung auf diese Operation die entgegengesetzte versuchten, und über dieses Verfahren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch; so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit dem Geiste der Größen, mit ihrem politischen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchste und reinste ist das gemeinste, das verständlichste; daher ist die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft wird, desto abgeleiteter, unreiner und vermischter ist sie. —

Die ganze Mathematik ist eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wissenschaften. —

Was ihr die Logarithmen sind, das ist sie den andern Wissenschaften. —

Der Begriff der Mathematik ist der Begriff der Wissenschaft überhaupt. —

Alle Wissenschaften sollen daher Mathematik werden —

Die jetzige Mathematik ist wenig mehr, als ein speciell-empirisches Organon. —

Sie ist eine Substitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis.

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repräſentationen κατ' ἐξοχην.

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich, als himmliſche Geſandtin, κατ' ἀξιωμα. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchſte Leben iſt Mathematik. —

Es kann Mathematiker der erſten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner ſeyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker iſt Enthuſiaſt per se. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter ist Mathematik. —

Alle göttliche Gesandten müssen Mathematiker seyn. —

Reine Mathematik ist Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus. —

Im Morgenlande ist die ächte Mathematik zu Hause. In Europa ist sie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort liest, der versteht es nicht. —

Jede Linie ist eine Weltaxe. —

Eine Formel ist ein mathematisches Recept. —

Die Zahlen sind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden.

Alle krummen Linien entstehen nur durch sich selbst, wie Leben nur durch Leben entsteht. —

Die Mathematik ist ein schriftliches Instrument, das noch unendlicher Perfection fähig ist,

ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmystik statt finde; auch in der Geschichte. Ist nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anspielung und seltsamem Zusammenhang? Kann sich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wissenschaft?

Wunder stehn mit naturgesetzlichen Wirkungen in Wechsel: sie beschränken einander gegenseitig, und machen zusammen ein Ganzes aus. Sie sind vereinigt, indem sie sich gegenseitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur ist das Ideal. Das wahre Ideal ist möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Physik ist nichts als die Lehre von der Phantasie. —

Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt. —

Unsre neuern Physiker arbeiten ins Große, sprechen vom Bau des Universums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geist arbeiten. —

Es müßte untersucht werden, ob sich nicht die Natur mit wachsender Kultur wesentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſey; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſey? — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blütenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind die Extreme, die durch verſchiedene Mitglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Überall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkun-

gen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Princip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Ächte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Ähnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftproduct oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität

der Menschheit dieses Planeten, ist durch die seines Systems, und so fort, bestimmt. Wir sind nur in dieser Welt diese beschränkten Wesen, doch nicht für immer beschränkt. —

Ächte Producte müssen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entsteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft ist organische Elasticität. —

Gefühl ist gebildete (organisirte) Bewegung. — Empfindung ist das dem Verstande assimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation ist, den die Sollicitation nicht weckt. Der absolute Nichtleiter der Sollicitation ist wieder todt zu nennen. So sehen wir, daß das sensible Leben an sich ein Halbzustand ist, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterschied zwischen Leben und Tod, daß es ein absolut positives und negatives Leben, die beide nicht sensibel sind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe sind. Leben mit menschlicher, thierischer und Pflanzen-Organisation ist etwas höheres, so wie gewöhnlicher Tod Trennungsproceß von Leben und Organisation. Leben ohne Organisation, und Organisation ohne Leben sind etwas sehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide bestimmt, und beide wechselseitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt, auf diese kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Proceß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben. —

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygen in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte ſichtbare Nahrungs-

mittel iſt, das den Übergang vom Körper zur Seele macht, ſo ſind auch die Geſchlechtstheile die höchſten äußern Organe, die den Übergang von ſichtbaren zu unſichtbaren Organen machen. —

Die Bäume ſcheinen unter allen Pflanzen die edelſten, weil ihre unzähligen Individuen ſo ſehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichſam ſchon Pflanzen auf Pflanzen ſind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrſchaft. —

Vernunftloſigkeit gehört in den Charakter des Thiers. Sichtbare Unvernunft iſt Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menſchenkörpers ſichtbare Vernünftigkeit. —

Der Menſch iſt diejenige Subſtanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polariſirt. Die Welt des Menſchen iſt Welt, iſt ſo mannichfach, als er mannichfach iſt. Die Welt der Thiere iſt ſchon viel ärmer, und ſo herunter. —

Die Denkorgane ſind die Weltzeugungs-, die Naturgeſchlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel iſt die Seele des Sternſyſtems, und dieſes ſein Körper. —

Alles angenehme Gefühl iſt Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur poſitiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rückſicht auf die Seele nimmt und das geheimnißvolle Band zwiſchen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt.

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eigenes, Zueignung, iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können. Jetzt iſt der Geiſt aus Inſtinkt Geiſt, ein Naturgeiſt; er ſoll ein Vernunftgeiſt, aus Beſonnenheit und durch Kunſt Geiſt ſeyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſo fern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entsteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Lustvernichtung ist Herstellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geist sind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unsterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zusammen; wie Welt und Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beide Sphären. Gott ist die Sphäre der Tugend (Zur Allmacht gehört Allwissenheit). — Die Seele ist ein consonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchstaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in korrespondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beisammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen.

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur. — —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiste zu handeln. Der ächte Beobachter ist Künstler; er ahndet

das bedeutende, und weiß aus dem seltsamen, vorüberstreichenden Gemisch von Erscheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erst eine ganze Nation Leidenschaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort seine Naturforscher und Laboratorien hat, dann wird man erst Fortschritte auf dieser kolossalischen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß stehn. —

Wir leben in einem Thiere als parasitische Thiere. Die Constitution dieses Thiers bestimmt die unsrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältnisse der atmosphärischen Bestandtheile sind vielleicht sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im organischen Körper übereinstimmend. —

Die atmosphärische Luft ist kristallinischer Beschaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde sind die Tropfen klein, wegen der schnellen Verdunstung. Diese Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität

der

der Luft für das Waſſer; er befördert die Verdunſtung, und daher kein Regen zur ſelben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft ſagt, es ſei zu kalt zum regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen ſetzen können: poſitive und negative Flamme? —

Sollten die ätheriſchen Öle die Pflanzenſeelen ſeyn, und darin auch der Unterſchied der Weine u. ſ. w. liegen? —

Galvanismus zwiſchen zwei, drei und mehreren Menſchen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht?

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Produkt, bei ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, de-

ren Geſetze aber in einer höhern Region lie-
gen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dies gerade umgekehrt?); der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anſchießen, Feſtwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet iſt, ſo macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Abſonderung kalt, und es laſſen ſich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Anſicht der Entſtehung und Verſchwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anſchießen, in dem wir hier verſchwinden? Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung ſeyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrſcheinlich, daß es die Sonne ſeyn könnte, wo wir wieder abgeſetzt werden. — —

Die Natur iſt Feindinn ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die frühern dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration ſtehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künſtliches oder zufälliges Produkt ſeyn? Auch der Sitz der Seele iſt er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele iſt bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er iſt veränderlich, und ſo auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenſchaften kennen lernt. —

Schmerz und Angſt bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Luſt und Un-

luſt ſind Traumproducte; die Seele iſt nur zum Theil wach; wo ſie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewiſſer Hinſicht der ganze Körper gehört), empfindet ſie Luſt und Unluſt. Schmerz und Kitzel ſind Senſationen der gebundenen Seele. —

Schlaf iſt ein vermiſchter Zuſtand des Körpers und der Seele; im Schlafe iſt Körper und Seele chemiſch verbunden. Im Schlafe iſt die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Menſch iſt neutraliſirt. Wachen iſt ein getheilter, polariſcher Zuſtand; im Wachen iſt die Seele punctirt, localiſirt. — Schlaf iſt Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen iſt Einwirkungsſtand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen.

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-Proceß, Verbindungs-, Generations-Proceß. Die Flamme iſt das Gefräßige κατ' ἐξοχην.

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Überſättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachen iſt ein Abſonderungs-, dieſes ein Einſchluckungs-Proceß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen); dieſes iſt ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie Eſſen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte, Geſundheit bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. —

Iſt Denken auch Abſondern? Dann iſt Empfinden vielleicht Freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensproceß; Freß- und Abſonderungs-Proceß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspuncte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannichfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein be-

ſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte und erſte Unternehmen. Äußere Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabey leiden, und vernachläßigt werden; denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des

Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf ist nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einst wird der Mensch beständig zugleich schlafen und wachen. Der größte Theil unsers Körpers, unsrer Menschheit selbst, schläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter und Blüten an den Pflanzen sind. Die Blüten sind Allegorien des Bewußtseyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüte, eine höhere Erhaltung. Bey den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Personalität. —

Unsere Sinne sind höhere Thiere. Aus ihnen entsteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven sind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Gesundheit ist bloß wissenschaftlich interessant. Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bey den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt.

Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur. Es

zeugt von der Thätigkeit und Universalität, von der erhabenen Personalität des Geistes. —

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen (sit venia verbis) geistloser Wesen. Die Vollendung ist die Synthesis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Universal-Arzney gegeben. Mit der Sensibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es ist damit Freyheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verstoß gegen den Willen der Natur, die Ursache alles Übels. Es giebt nur solche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entstehn. Der sittliche Mensch muß auch eine freie Natur haben, eine entgegenstrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung. Man muß sie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebildeten Menschen eine beständige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler wird man.

Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden ſtehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reiz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Übeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Krankheit iſt ein muſikaliſches Problem, die Heilung eine muſikaliſche Auflöſung. Je kürzer und dennoch vollſtändiger die Auflöſung, deſto größer das muſikaliſche Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes ſpezifiſche Organ, z. B. Leber, Gallenblaſe, Nieren, Magen, Drüſen u. ſ. w. erhält zuvörderſt ſich ſelbſt, bereitet ſich ſelbſt.

Seine Abſonderungen hangen von dieſem eigenthümlichen Nahrungsprozeſſe ab. Jedes dieſer Gefäße iſt eine lebendige Concretion eines ſpecifiſchen Grades der Miſchung ſeiner Beſtandtheile. —

Polypen, wildes Fleiſch, Krebs, Brand, ſind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, ſie wachſen, ſie werden erzeugt, ſie haben ihre Organiſation, ſie ſecerniren, ſie eſſen. —

Je geiſtvoller, gebildeter ein Menſch iſt, deſto perſönlicher ſind ſeine Glieder, z. B. ſeine Augen, ſeine Hand, ſeine Finger, u. ſ. w. —

Unſre Lippen haben oft viel Ähnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Mährchen. Die Augen ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt; die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

II.

Äſthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Mahler Sitz eines Inſtinkts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler u. ſ. w. —

Wie der Mahler mit ganz andern Augen, als der gemeine Menſch die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom gewöhnlichen Menſchen. Nirgends aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand der Kunſt, uns nicht gegeben wird, oder in den Erſcheinungen ſchon fertig liegt, als in der Muſik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, ſind rauh und geiſtlos, nur der muſikaliſchen Seele dünkt oft das Rauſchen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Geſang der Nachtigall, das Plätſchern des Bachs melodiſch und bedeutſam. Der Muſiker nimmt

das Weſen ſeiner Kunſt aus ſich, auch nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Mahler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn: eigentlich iſt aber die Kunſt des Mahlers ſo unabhängig, ſo ganz a prioti entſtanden, wie die Kunſt des Muſikers. Der Mahler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Mahler mahlt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz artiv, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Mahlers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch artiv, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Solicitation durch

ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Solliritation anſprechen, und der Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundgeſetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen), zu ſtehen, oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, tritlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch, oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Produkte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bey ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſtehen ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Mahlerei macht ſchon den Ubergang. Die Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt besondere Arten von Seelen und Geistern, welche Bäume, Landschaften, Steine, Gemählde bewohnen. Eine Landschaft muß man als Dryade oder Oreade ansehn.. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes. —

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weißsagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseyns so mannichfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüten und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Ansprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien sind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch; er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieser Ecclesia pressa der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie schlummern, aber weißsagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einst

kommt

kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau (Nicht alle Kinder ſind Kinder).

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunct eines Paradieſes.

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunct an, und ſteigt die Scale herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discants, das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Saiten höherer Saiten in uns ſind.

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente; jedes hat ſeinen eig

genen Grund-Vocal. Die menſchliche Stimme iſt gleichſam das Princip und Ideal der Inſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erſte Stimme, dieſe die zweyte? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird; dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo entönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie muß wieder Geſang werden. Die Conſonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unſere Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Conſonanten ſind die Fingerſetzungen, und ihre Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i, geſprochen. So hat jeder Menſch ſeinen Hauptvocal. Es iſt damit wie in der Muſik: jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort: die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele ſtrebt bey jedem Begriffe nach einem genetiſch-intuitiven Worte, daher ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen, und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univerſaliren oder Philoſophiſiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Ätheriſiren, ein Ver-

luſtigen, Vergeiſtigen eines Speciſicums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Proreß. —

Sprache in der zweyten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglophiſtik der zweyten Potenz, in die Ton- und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höhern Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo iſt es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannichfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedan-

ken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt: es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italiäniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommner, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck: er verſteht ſich ſelbſt nicht, erſcheint hier in einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweyſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo bildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein?

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichtſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zauber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannichfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen. Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges, und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuch-

tungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publicum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Gefäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher

Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſelten iſt, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft ſelbſt beym Autor. Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden: dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt: höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgewood in der Eng-

liſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerey behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Ökonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilen Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt.

Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeares macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopstocks Werke scheinen größtentheils freye Übersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu seyn. —

Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeareschen Werke spricht, so muß man nicht vergessen, daß die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freilich von der Künsteley des Verstandes, des bloß raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakspeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige

buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Übereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandtſchaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeyen. —

In Shakſpeares hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen geſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſt: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte, wie ſie ſeyn ſoll, weißſagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche gleicht einer Romanze; es iſt klar, einfach, ſeltſam, ein ächt poetiſches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede ſpielt der Redner alle Rollen, um zu überraſchen, um den Ge-

genſtand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede iſt ein äußerſt lebhaftes, geiſtreiches und abwechſelndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenſtandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann ſpricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann ſcheint er den Gegenſtand zu vergeſſen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann ſtellt er ſich überzeugt, um deſto hinterliſtiger zu ſchaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet ſich zu ſeinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beſchloſſen wäre; bald ſpricht er mit Bauern, bald mit dieſem, bald mit jenem, ſelbſt mit lebloſen Gegenſtänden. Kurz, eine Rede iſt ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient dieſen Namen, der ſchwülſtige iſt keiner. Die ächte Rede iſt im Styl des hohen Luſtſpiels, nur einzeln mit großer Poeſie verwebt, ſonſt recht klare, einfache Proſa des gemeinen Lebens. —

An ſchlechten und mittelmäßigen Schriftſtellern ließe ſich noch mancher ſchöne Kranz verdienen: man hat bisher faſt lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieſelben, und doch würde eine Philoſophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. —

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichen Sinn erſt verſtanden werden, macht das Geſchäft eines artiſtiſchen Kriti-

kers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Menſch mit oder ohne Abſicht, als ſolcher geſchrieben hat, was alſo nicht ſowohl Buch, als geſchriebene Gedanken- und Charakteräußerung iſt, kann ſo mannichfaltig beurtheilt werden, als der Menſch iſt. Hier iſt kein Künſtler, ſondern der ächte Menſchenkenner competent; es gehört nicht für ein artiſtiſches, ſondern für ein anthropologiſches Forum. So einſeitig und unbillig, ſo arbiträr und inhuman Menſchen beurtheilt werden, eben ſo auch dieſe Art Schriften. Es giebt ſo wenig reifen Sinn für univerſelle Humanität, daß man ſich auch über die Kritiker dieſer Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beſte wird am leichteſten überſehn: auch hier findet der Kenner für den der Menſch erſt eigentlich vorhanden iſt, unter deſſen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Bedeutenheiten, nur er weiß ſie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer ſehr mittelmäßig, oder gar ſchlecht ſcheinenden Schrift eine ſeltne Combination und Ausbildung menſchlicher Anlagen, die herrliche Naturkunſt eines Geiſtes, der ſich ihm in einer barbariſchen Form offenbart, weil er nur das Talent des ſchriftlichen Ausdrucks nicht beſaß, oder vernachläſſigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte

handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existirt, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechische Mythologie ist zum Theil eine solche Übersetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythus.

Grammatische Übersetzungen sind die Übersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern sehr viel Gelehrsamkeit, aber nur discursive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die französischen Übersetzungen insgesamt. Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der

Dichter des Dichters seyn, und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf diese drey Arten übersetzt werden. —

Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher: das Schreiben in Gemeinschaft ist ein interessantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt ist in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freien beweglichen Medio. Daher sind dort alle Farben greller, weniger Mittelstufen, die Bewegungen lebhafter, die Umrisse daher frappanter, der Ausdruck hyperbolisch. Jene erscheint nur fragmentarisch, diese ganz. Daher ist jene poetischer, geistvoller, interessanter, mahlerischer, aber auch unwahrer, unphilosophischer, unsittlicher. Die meisten Menschen, die meisten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchansicht, eine fragmentarische Ansicht der wirklichen Welt, und dann leider viele unter den nemlichen Gebrechen, genießt aber auch die nemlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele

Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehn in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt und nicht dem Schriftſteller: Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkührlich; er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen, im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben.

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bey allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehn, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbin-

dun-

dungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig lieberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz, als ihre Schriftſtellerey haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w. muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Product, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſt er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reizender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen,

die höchst- und gemeinverständlichsten gewissermaßen gleichen, so auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchste Buch einem Abc-Buch. Überhaupt ist es mit den Büchern und mit allem, so wie mit dem Menschen. Der Mensch ist eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsschlag und bezeichnet die Berührungsstelle mit der unsichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Interessante ist, was mich, nicht um mein selbst willen, sondern nur als Mittel, als Glied in Bewegung setzt. Das Classische stört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich selbst. Es ist nicht für mich da, als classisch, wenn ich es nicht setze, als ein solches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht selbst zur Hervorbringung desselben für mich bestimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir selbst losrisse, und diesen Keim sich auf eine eigenthümliche Weise vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der sinnlichen Wahrnehmung des Objects zusammenfällt, so daß ich ein Object vor mir sehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechselseitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Besinnung gebrachte Eigenschaft, Handlungs-

weiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freyen Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Princip der Verwandtſchaften, iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberey und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Überfluß und Mangel an

Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird. — —

Lehrjahre ſind für den poetiſchen, akademiſche Jahre für den philoſophiſchen Jünger. Akademie ſollte ein durchaus philoſophiſches Inſtitut ſeyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organiſirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben. Durch planmäßig geordnete Verſuche lernt man ihre Grundſätze kennen, und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb iſt eine Miſchung von Inſtitut und Geſellſchaft. Er hat einen Zweck, wie das Inſtitut; aber keinen beſtimmten, ſon-

dern einen unbeſtimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck iſt ernſthaft; die Geſellſchaft iſt durchaus fröhlich. —

Die Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dies beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft. —

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilation entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe,) deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herren und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt

geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, bey mangelhaften Verhältniſſen; Beſtimmtheit, auf richtige Verhältniſſe; aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel; dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet viele Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem erſten. —

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Capacität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beim Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Überfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des

Skepticismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannigfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Producte (Jedes Product eines Genies iſt ſelbſt Genie). —

Die Rechtslehre entspricht der Physiologie, die Moral der Psychologie. Die Vernunftgesetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgesetze verwandelt, geben die Grundsätze der Physiologie und Psychologie. —

Jede specifische Incitation verräth einen specifischen Sinn. Je neuer sie ist, desto plumper, aber desto stärker: je bestimmter, je ausgebildeter, mannichfaltiger sie wird, desto schwächer. So erregte der erste Gedanke an Gott eine gewaltsame Emotion im ganzen Individuum; so die erste Idee von Philosophie, von Menschheit, Weltall u. s. w.

Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser, als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wissenschaft gewinnt durch Fressen, durch Assimiliren andrer Wissenschaften u. s. w. So die Mathematik, z. B. durch den gefressenen Begriff des Unendlichen.

Metaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik ist; Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Basen der geistigen Physik eben so werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdischen Physik. —

Jede Wissenschaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel ist. So lebt eigentlich die Mecha-

nik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und ein einziges Princip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommnes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Laſt befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen, je mehr man ſieht, deſto beſſer und angenehmer iſt es. —

Es iſt nicht das Wiſſen allein, das uns glücklich macht, es iſt die Qualität des Wiſſens, die ſubjective Beſchaffenheit des Wiſſens. Vollkommenes Wiſſen iſt Überzeugung; und ſie iſt es, die uns glücklich macht und befriedigt, ſie verwandelt das todte Wiſſen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erscheinung, so ist es für mich eins. Es ist damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und sie zu einer Parent-Idee mache. —

Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig seyn. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch die wohlthätigsten Associationen reizt, stärkt, und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt. —

Alle Leidenschaften endigen sich wie ein Trauerspiel. Alles Einseitige endigt mit Tod: so die Philosophie der Empfindung, die der Phantasie, die des Gedankens. Alles Leben endigt sich mit Alter und Tod. Alle Poesie hat einen tragischen Zug (Allem ächtem Scherz liegt Ernst zum Grunde: auch Farçen und Marionettenspiele haben eine tragische Wirkung; eben so das Gemeine und Triviale). —

Deutlich wird etwas nur durch Repräsentation. Man versteht eine Sache am leichtesten, wenn man sie repräsentirt sieht. So ver-

ſteht man das Ich nur, in ſofern es vom Nicht-Ich repräſentirt wird. Das Nicht-Ich iſt das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andere wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte; die gewöhnlich ſo genannte Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben). So die Annahme: der ewige Friede iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Ame-

rika oder nirgend; das goldne Zeitalter iſt hier; wir ſind Zauberer; wir ſind moraliſch, u. ſ. w. —

Alle hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſtrebt mathematiſch zu werden, die mathematiſche Kraft iſt die ordnende Kraft. Jede mathematiſche Wiſſenſchaft ſtrebt wieder philoſophiſch zu werden, animirt, oder rationaliſirt zu werden; dann poetiſch, endlich moraliſch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philoſophie der Wiſſenſchaften zu machen, iſt eben ſo einſeitig, antimonisch und unkritiſch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menſchen anzufangen iſt ſchon kritiſcher; mit dem idealiſchen Menſchen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritiſcher; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man ſagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen iſt kritiſch. Die Kritik iſt alſo gefährlich und mühſam. —

Das Wahre und Ächte ſcheint, als wenn es ſo ſeyn müßte, und nicht anders ſeyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit). Sucht nach Originalität iſt gelehrter, grober Egoismus Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen ſeinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, iſt kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es iſt ein actives Sammeln; die Be-

arbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich (Dem philosophischen Körper ist der Körper selbst fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich). Der Gelehrte weiß das Fremde sich zuzueignen und das Eigne fremd zu machen (Lernen und Lehren, Beobachten und Darstellen, Essen und Absondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um selbst existiren und sich selbst genießen zu können. —

Doppelte Universalität jeder wahren Wissenschaft. Die eine entsteht, wenn ich alle andern Wissenschaften zur Ausbildung der besondern benutze; die andre, wenn ich sie zur Universalwissenschaft mache, und sie selbst unter sich ordne, alle andern Wissenschaften als ihre Modificationen betrachte. Den ersten Versuch der letztern Art hat Fichte mit der Philosophie unternommen. Er soll in allen Wissenschaften unternommen werden. —

Die Mathematik ist wohl die exoterisirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verstandes, ein realisirter und objectivirter Verstand. Sollte dieses vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall seyn, daß sie durch unsre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden sollen? Alles soll aus uns heraus und sichtbar werden, unsre Seele

ſoll repräſentabel werden. Das Syſtem der Wiſſenſchaften ſoll ſymboliſcher Körper (Organ-Syſtem) unſers Innern werden. Unſer Geiſt ſoll ſinnlich wahrnehmbare Maſchine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine ſinnlich wahrnehmbare, zur Maſchiene gewordene Einbildungskraft iſt die Welt. Die Einbildungskraft iſt am leichteſten und erſten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des ſich ſelbſt Überſpringens iſt überall der höchſte, der Urpunkt, die Geneſis des Lebens. So iſt die Flamme nichts, als ein ſolcher Act. So hebt alle Philoſophie da an, wo der Philoſophirende ſich ſelbſt philoſophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geſchichte dieſes Proceſſes iſt die Philoſophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben iſt ein überſchwenglicher Erneuerungs-Proceß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Proceſſes hat. Das Präcipitat des Lebens iſt ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie ſich Wärme zur Flamme verhält, ſo Geiſt zum Leben. —

Hätten wir auch eine Phantaſtik, wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden.

Zur Phantaſtik gehört auch die Äſthetik gewiſſermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philoſophie ſind Künſte. Erſtere iſt die Kunſt unter den Motiven zu Handlungen einer ſittlichen Idee, einer Kunſtidee a priori, gemäß zu wählen, und auf dieſe Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und ſo die Maſſe innerer und äußerer Handlungen (innere ſind die Geſinnungen und Entſchließungen), kunſtmäßig zu einem idealiſchen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre iſt die Kunſt, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunſt, unſre geſammten Vorſtellungen nach einer abſoluten, künſtleriſchen Idee zu produciren, und ein Weltſyſtem a priori aus den Tiefen unſers Geiſtes heraus zu denken; das Denkorgan activ zur Darſtellung einer rein ideellen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Weſt real-ſitt, von innen heraus producirt die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß myſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Preſſe.

A. Welche Laſt Buchſtaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du ſcheinſt zu den Omariſten zu gehören, wenn es erlaubt iſt, euch nach dem Conſequenteſten unter euch zu benennen.

A. Du willſt doch nicht den Lobredner dieſer Bücherſeuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bey dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bey unſern Nachbarn zuſammengenommen: die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi, und Braſilien ſind, und

die

die wahrhaftig eine gröſsere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika fällt in die Mitte dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willſt, daß wir alles zuſchütten, und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die groſse Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehn ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und ſo jede Meſſe gleichſam ein ſyſtematiſches Glied in der Bildungskette wäre, ſo wäre jede Meſſe eine nothwendige Periode, und ſo entſtände aus zweckmäßigen Fortſchritten endlich ein vollendeter Weg zur idealiſchen Bildung. Ein ſolcher ſyſtematiſcher Katalog, wie

viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Meſſias, und dieſer iſt ſchon längſt da. Glaubſt du denn, daß das Menſchenſchickſal, oder wenn du willſt, die Natur der Menſchheit erſt nöthig hat, unſre Hörſäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein Syſtem iſt? Mir ſcheint es, als wenn unſre Syſtematiker noch bey ihr in die Schule gehn könnten. Die Zufälle ſind die einzelnen Thatſachen; die Zuſammenſtellung der Zufälle, ihr Zuſammentreffen, iſt nicht wieder Zufall, ſondern Geſetz, Erfolg der tiefſinnigſten, planmäßigſten Weisheit. Es iſt kein Buch im Meßkatalog, das nicht ſeine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo ſie entſtanden, belebten ſie doch dieſe und jene Ideen vorzüglich. Sie ſind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der ſchlechteſte Roman hat wenigſtens den Freunden und Freundinnen des Verfaſſers ein Vergnügen gewährt. Armſelige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publicum und ihre Anhänger, und wirken in typographiſcher Rüſtung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leſer, und ſo durchaus.

A. Du ſcheinſt die nachtheiligen Folgen des Leſens, und den ungeheuern Koſtenaufwand auf dieſen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergeſſen.

B. O Lieber! — Iſt nicht das Geld zum Beleben da? Warum ſoll es nun nicht auch dieſem Bedürfniß unſrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beſeelen und befriedigen? In Anſehung der nachtheiligen Folgen, ſo bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernſtes Nachdenken, weil ein ſolcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, 'wohin du willſt, und ich wünſche in der That nicht die ächten Philiſter-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Äußerungen mißmuthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein, ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unſrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beſchwert; dieſe kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr ſehn, und unſre fünf leiblichen Sinne beynah ſo gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns ſo einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerſtock?

A. Wenn das aber so fortgeht, so wird man am Ende keine ganze Wissenschaft mehr studiren können, so ungeheuer wächst der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Übung macht den Meister, und auch im Bücherlesen. Du lernst dich bald auf deine Leute verstehn. Man hat oft nicht zwey Seiten dem Autor zugehört, so weiß man schon, wen man vor sich hat. Oft ist der Titel selbst physiognomisch lesbar genug. Auch die Vorrede ist ein subtiler Büchermesser. Die Klügern lassen deshalb jetzt diesen verrätherischen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede schwerer ist, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war sie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Überflusses an literärischem Geist?

A. Ich weiß aber nicht; mir sind selbst der vortreflichen Bücher zu viel. Wie lange bring ich nicht bey Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beschäftigung, zum Gegenstand eines nie sich erschöpfenden Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur wenigen ganz genießen können, und ist es nicht am Ende besser Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueig-

nen, als an Hunderten vorbeyzuſtreichen, überall zu nippen, und ſo mit vielen, oft ſich widerſprechenden, halben Genüſſen zeitig genug ſich die Sinne abzuſtumpfen, ohne etwas dabey auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du ſprichſt wie ein Religios. Leider trifſt du einen Pantheiſten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug iſt. Ich ſchränke mich auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherey wird mir noch bey weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu ſeyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigſtens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernſte.

A. Welche bizarre Inconſequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconſequenz, als nur Einen Geiſt in mir, und nicht hundert. So wie mein Geiſt ſich in Hundert und Millionen Geiſter verwandeln ſoll, ſo meine Frau in ſo viel Weiber, als es giebt. Jeder Menſch iſt ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, ſo mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Bücherſammlung aus allen Kunſt- und Wiſſenſchaftsarten, als Werk meines Geiſtes vor mir ſehn. Und ſo mit allem. Wilhelm Meiſters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir ſollten ſo viel Lehrjahre, in demſelben Geiſt

geſchrieben, beſitzen, als nur möglich wäre, die ſämmtlichen Lehrjahre aller Menſchen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir ſchwindelt ſchon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande einige Gläſer von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Haſt du heute Luſt mir deine Ideen über die Schriftſtellerey, und ſonſt weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften parodoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringſt, ſo helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erſt in Bewegung iſt, ſo iſt er auch deſto unaufhaltſamer und kühner.

B. Natürlich, je ſchwerer ein Ding Kraft äußert, deſto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieſer Bemerkung ſtänden wir vor der deutſchen Literatur, welche die Wahrheit derſelben auffallend beſtätigt. Ihre Capacität iſt ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf ſeyn, daß ſie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen ſey. Indeß iſt doch das nicht zu läugnen, daß ſie in Maſſe den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römiſche Heere beſiegt haben würden; aber freilich in Maſſe.

durch Gesammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Übersicht der schicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubst du, daß ihre Geschwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigstens noch im Zeitraum der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar so, daß sich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und seine Bewegung aufhielt, scheidet und säubert. Bei einem Wesen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bey vordringender Richtung in dem Verhältniß wächst, als seine Geschwindigkeit zunimmt, und daß sich also seine Capacität eben so vermehrt. Du siehst, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgesehn ist. Es sind zwey veränderliche Factoren, die im wachsenden Wechselverhältniß stehen, und deren Product hyperbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mit begriffen ist. Der andre sey uns die Energie, Ordnung und Mannichfaltigkeit der erregenden

Potenzen. Denke die beide in Wechſelzunahme durchaus, und ſchließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächſt der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbſt- und Vollſtändigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verſchiedenheit.

A. So treffend und ſchmeichelhaft auch dies Bild der Geſchichte unſrer Schriftwelt ſeyn kann, ſo iſt es mir doch noch zu unverſtändlich, zu gelehrt. Ich verſtehe es nur ſo obenhin, indeſſen mag das gut ſeyn, und ich bitte dich ſtatt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlaſſen, und ſo plan als möglich über einige Erſcheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenſtriche zu reden, hier biſt du den Göttern nicht ſo nahe, und ich habe keine Orakelſprache zu befürchten. — — —

5.

Das Leben iſt ſehr kurz.

Mir kommt es ſehr lang vor.

Es iſt kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz ſeyn ſollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bey dem Unangenehmen verweilt, und bey dem Angenehmen vorbey fliegt? —

Das iſt eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, ſo wenig als Sie. Das Angenehme befördert unſre Kraft, das Unangenehme hemmt ſie.

Nun und ſie merken doch hier Unvollſtändigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß ſie das, was ſie wünſchen, nicht erwarten, ſondern aufſuchen ſollen. Merken ſie nicht, daß ſie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt, gerade zur Arzney dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In jener Rückſicht gab ich ſie Ihnen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur durch Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie ſind kein Chemiſt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß durch ächte Miſchung ein Drittes entſteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides iſt.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unſre Unterhaltung hat mich auf ein intereſſantes Reſultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt, daher alle Unluſt ſo lang, und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeiſtern mich; nur wenig Schritte noch, und wir ſtehn auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unluſt iſt, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entſteht aus Unluſt. So unſer Leben.

Ich löse Sie ab, und fahre fort. Das Endliche iſt endlich. Was bleibt? Abſolute Luſt, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbſtbewußtſeyn der Unendlichkeit iſt?

Vorausgeſetzt, daß ſie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zweckloſigkeit gerade die Illuſion charakteriſirt?

Auch das; indeß was ſollen wir zu bewirken ſuchen? Verwandlung der Unluſt iſt Luſt, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Abſonderung und Erhebung des Geiſtes, des Bewußtſeyns der Illuſion, als ſolcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules laſſen Sie uns einander umarmen, im Genuß der Überzeugung, das es bey uns ſteht, das Leben wie eine ſchöne genialiſche Täuſchung, wie ein herrliches Schauſpiel zu betrachten, daß wir ſchon hier im Geiſt in abſoluter Luſt und Ewigkeit ſeyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ſey, der fröhlichſte aller Gedanken werden kann und ſoll.

Dieſe Anſicht des Lebens, als zeitliche Illuſion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie ſchnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reizend wird uns nicht ſo die Vergänglichkeit vorkommen. —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehn mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Begriff vom Fürſten etwa ein Rahmen um ein Bild der Ägyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, daß ſich freilich, wie jedes Geheimniß, parador genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts,
aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten
ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſiren iſt eine gefährliche Spielerey. Es wird am Ende leidenſchaftlicher Hang zur Unwahrheit, und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr geſchadet, als dieſe Renommiſterey des phantaſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger

Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

B. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte.

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehn, macht ihnen den Boden ſchwankend; eine ſonderbare Art, Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirectes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannichfache Berührung und Reibung ſeiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die ſich negativ zur poſitiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zuſammenhängen, und ein neues und himmliſches Licht die zur Welt gekommene Kraft umſtrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt; ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menſchenwelt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Götter; Poeſie vereinigt ſie mit uns. —

Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig; ſie ſind Ideale, die nur approximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden.

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht ſeine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen; ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Fixſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, das die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Be-

wegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringt das Werk vom Meiſter ab, in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Goethes Mährchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er, ſein Schöpfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler. —

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein; er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er ſtellt das Undarſtellbare dar; er ſieht das Unſichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poeſie iſt ein Unding; es iſt ſchon ſchwer zu entſcheiden, ob etwas Poeſie ſey, oder nicht. Der Dichter iſt wahrhaft ſinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er ſtellt im eigentlichſten Sinne das Subjekt-Objekt vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — ſeine Ewigkeit. Der Sinn für Poeſie hat nahe Verwandtſchaft mit dem Sinn der Weißſagung und dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es iſt

ihm ſelbſt unbegreiflich, warum gerade ſo und nicht anders. —

Es giebt einen ſpeciellen Sinn für Poeſie, eine poetiſche Stimmung in uns. Die Poeſie iſt durchaus perſonell, und darum unbeſchreiblich, und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poeſie iſt, dem läßt ſich kein Begriff davon beibringen. Poeſie iſt Poeſie; von Sprech- oder Redekunſt unendlich verſchieden. —

Man ſucht mit der Poeſie, die gleichſam nur das mechaniſche Inſtrument dazu iſt, innere Stimmungen, oder Gemählde und Anſchauungen hervorzubringen, vielleicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Gemüthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effect iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſo fern ſie plaſtiſch iſt, doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannich-

nichfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich.

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Idenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannigfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen, und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht; ſo muß der Dichter den redenden Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Sprachart zu fertigen und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn

zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Äußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden, und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden, und in angemeßnen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Phantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn?

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beyder. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Ächte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige Zeichnung ſelbſterfundner Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcoper zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Überfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und ſo fort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchtes Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewandten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volks am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen gereinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Mahler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Mahler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut

verbunden, und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freylich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Nahmen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch Geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt, und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehn: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken

(eine Menge Reize, und zu diesen eine besondre, sie mannichfach verändernde und specificirende Constitution); oder er kann sich umgekehrt erst ein Individuum eigner Art festsetzen, und zu diesem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann also A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten oder 3) beide wechselseitig sich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) sich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darstellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zusammenhängende Handlungen eines vernünftigen Wesens (hieher gehört auch das Fatum), oder isolirte Zufälle, oder beides vermischt seyn. Sind sie das Erste, so wird B 1. Darstellung eines Kampfs, B 2. Darstellung einer Gemeinschaft, B 3. Darstellung doppelter Welten, die höchstens mahlerischen, poetischen Zusammenhang haben, seyn. Sind sie das Zweyte, so wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinschaft mit dem Glück, B 3. wie beym Ersten seyn. Die Regeln des Dritten ergeben sich aus den beiden ersten. Wenn man weiß, welche Classe dieser verschiedenen Darstellungen der Dichter gewählt hat, so muß sich alles darin aus diesem Begriffe deduciren und rechtfertigen lassen. Einheit muß jede Darstellung haben, wenn sie Eine Darstellung.

Ein Ganzes seyn will, und nicht etwa aus Princip im Großen gestaltlos, und nur im Einzelnen poetisch gestaltet seyn will; dann aber ist sie auch in sofern kein Kunstwerk, sondern eine Sammlung von Kunstfragmenten. Je größer der Dichter ist, desto weniger Freiheit erlaubt er sich, desto philosophischer ist er. Er begnügt sich mit der willkührlichen Wahl des ersten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieses Keims, bis zu seiner Auflösung. Jeder Keim ist eine Dissonanz, ein Mißverhältniß, das sich erst nachgerade ausgleichen soll. Dieser erste Moment begreift die Wechselglieder in einem Verhältniß, welches nicht so bleiben kann; so im Wilhelm Meister: Sinn für schöne Kunst und Geschäftsleben streiten sich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen sind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verschiedenen Gestalten auf Scheidewegen erscheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Gestalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten suchen muß, erleichtert sich der Dichter, so paradox es auch scheint, seine Arbeit. Ein solches Bout rimé auszufüllen, ist in der That leichter, als a priori aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannichfaltige Reihe streng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in jedem Perioden gegliederter Bau seyn. Jedes kleine Stück muß ei-

was Abgeſchnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze ſeyn. —

Die Gegenſtände des Romantiſchen müſſen, wie die Töne der Aeolsharfe da ſeyn, auf einmal, ohne Veranlaſſung, ohne ihr Inſtrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinſamen Geiſt verſchiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerſchöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nicht mehr nöthig, als den Entſchluß, der unendlichen Mannichfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fodert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſelben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und

voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höchſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik, haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen iſt wie ein Traumbild ohne Zuſammenhang. Ein Enſemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine muſikaliſche Phantaſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zuſammenhängend ſeyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit *vor* der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit *nach* der Welt, wie der Naturſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Mährchens iſt die, der Welt der Wahrheit durchaus entgegen geſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der *künftigen* Welt iſt alles wie in der *ehemaligen*,

und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Mährchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Mährchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher, ihm erſcheint alles als Geiſt. Was ſind Kinder anders, als erſte Menſchen? Der friſche Blick des Kindes iſt überſchwenglicher, als die Ahndung des entſchiedenſten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unſrer Organe und der Selbſtberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Mährchen ſind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend iſt. Die höhern Mächte in uns, die einſt als Genien unſern Willen vollbringen werden, ſind jetzt Muſen, die uns auf dieſer mühſeligen Laufbahn mit ſüßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieſte des Geiſterreichs iſt die Blumenwelt. In Indien ſchlummern die Menſchen noch immer, und ihr heiliger Traum iſt ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. — —

III.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellt und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die groſſe Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannichfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind, und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehn könne; daß beide ſo un-

theilbar ſind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, ſo wie eine Republik ohne König, nur Worte ohne Bedeutung ſind. Daher entſtand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich, mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König ſeyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt ſeyn müſſen. —

Ein einſtürzender Thron iſt wie ein fallender Berg, der die Ebene zerſchmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo ſonſt fruchtbares Land und luſtige Wohnſtätte war. —

Das Volk iſt eine Idee. Wir ſollen ein Volk werden. Ein vollkommener Menſch iſt ein kleines Volk. Achte Popularität iſt das höchſte Ziel des Menſchen. —

Die Baſis aller ewigen Verbindungen iſt eine abſolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unſichtbaren Bundes ächter Denier. Hierin liegt die Möglichkeit einer Univerſalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaiſern zu realiſiren begonnen hatten. Zuerſt verließ Auguſt dieſe Baſis, und Hadrian zerſtörte ſie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Akademien, Collegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums. —

Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr gemißhandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft? und soll der Mensch mehr, als einer aus dem Popolo seyn?

Alles Ausgezeichnete verdient den Ostracismus; es ist gut, wenn es ihn sich selbst giebt: alles Absolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menschen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und also ihr von außen), aber es blizt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter; aber es muß auch bald fort. —

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil seyn: er ist eine Armatur der gespannten Thätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg

zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völkerrecht ist der Anfang zur universellen Gesetzgebung, zum universellen Staate. —

Der Staat ist immer instinctmäßig nach der relativen Einsicht und Kenntniß der menschlichen Natur eingetheilt worden; der Staat ist immer ein Makroanthropos gewesen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das sittliche Vermögen, der Priester das religiöse Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegorischer Mensch gewesen ist. —

Der Staat wird zu wenig bey uns verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier sind der Monarch oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräsentanten, Staatsmittler. Je geistvoller und lebendiger die Glieder sind, desto lebendiger, persönlicher ist der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, so wie in einer religiösen Gemeinschaft ein pe-

ſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart: der Staat und Gott, ſo wie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend mannichfaltigen Geſtalten; nur pantheiſtiſch erſcheint Gott ganz, und nur im Pantheismus iſt Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So iſt für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du iſt ein Supplement zum großen Ich; wir ſind gar nicht Ich, wir können und ſollen aber Ich werden, wir ſind Keime zum Ich-Werden. Wir ſollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns ſelbſt zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich iſt. — —

Aus Ökonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälteriſch zu Werke gehn, ſo wären wir alle Könige. —

Die Ehe iſt für die Politik, was der Hebel für die Maſchinenlehre. Der Staat beſteht nicht aus einzelnen Menſchen, ſondern aus Paaren und Geſellſchaften. Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau iſt der ſogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung iſt nie zu groß. Die zweckmäßige, ſyſtematiſche Beſchäftigung der Menſchenmaſſe iſt das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird überſetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommener der Staat. Keine Abgabe ſoll ſeyn, die nicht ein Gewinn

für

für die Einzelnen iſt: wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate anwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in ſeiner Geliebten lebt, wird ſich über Abgaben beſchweren, denn ſie ſind der höchſte Vortheil. Die Abgaben kann man als Beſoldung des Staats, d. i. eines ſehr mächtigen, ſehr gerechten, ſehr klugen und ſehr amüſanten Menſchen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats iſt das dringendſte Bedürfniß für den Menſchen; um Menſch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten wie der einzelne Menſch. Ein Menſch ohne Staat iſt ein Wilder. Alle Kultur entſpringt aus den Verhältniſſen eines Menſchen mit dem Staate; je gebildeter, deſto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt wilde und geſittete Staaten, moraliſche und unmoraliſche, genialiſche und Philiſter-Staaten. Staaten erziehen ſich entweder ſelbſt oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polariſirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entſtehn, ſo wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies iſt dem Gemeinen entgegen geſetzt. Der gebildete Menſch muß beides vereinigen können; er muß beides ſeyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders

zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer. —

Gold und Silber ſind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je ſtärker das Herz iſt, deſto lebhafter und freigebiger treibt es das Blut nach den äußern Theilen: warm und belebt iſt jedes Glied, und raſch und mächtig ſtrömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, ſo düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen ſind Erdenkinder, wir Kinder des Äthers. Die Lunge iſt eigentlich unſer Wurzelkern, wir leben wenn wir athmen, und fangen unſer Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freyten die Töchter der Erde) Wir freſſen die Pflanzen, und ſie gedeihn in unſerm Moder. Was uns das Freſſen iſt, das iſt den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen iſt das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer iſt einer liederlichen Frau zu vergleichen) Das Befruchten iſt die Folge des Eſſens, es iſt die umgekehrte Operation; dem Befruchten ſteht das Gebähren, wie dem Eſſen das Empfangen entgegen. Der Mann iſt gewiſſermaßen auch Weib, ſo wie das Weib Mann; entſteht etwa hieraus die verſchiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück ſtehn in beſtändiger Wage. Jedes Unglück iſt gleichſam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur deſto mächtiger durchbricht. Dies iſt nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Ökonomie. —

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken intereſſirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entſtehung, ihre Geſchichte, ihre Verhältniſſe, ihre mannichfaltige Stellung, ihre mannichfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verſchiedenen Formationen. So läßt ſich ein an ſich trivialer Gedanke ſehr intereſſant bearbeiten; ein weitläuftiges Unternehmen der Art kann ſehr intereſſant ſeyn, ungeachtet das Reſultat eine Armſeligkeit iſt; hier iſt die Methode, der Gang, der Proceß, das Intereſſante und Angenehme. Je reifer man iſt, deſto mehr wird man Intereſſe an Productionen der leztern Art haben. Das Neue intereſſirt weniger, weil man ſieht, daß ſich aus dem Alten ſo viel machen läßt. Man verliert die Luſt am Mannichfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Inſtrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und intereſſirt ſich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Eſſen iſt ein accentuirtes Leben. Eſſen, Trinken und Athmen entſpricht der dreyfachen Abtheilung der Körper in feſte, flüſſige und luftige. Der ganze Körper athmet, nur die Lippen eſſen und trinken; gerade das Organ, das in mannichfachen Tönen das wieder ausſendet, was der Geiſt bereitet und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen ſind für die Geſelligkeit ſo viel: wie ſehr verdienen ſie den Kuß! Jede ſanfte weiche Erhöhung iſt ein ſymboliſcher Wunſch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und beſcheiden zu ſeinem Genuſſe ein, und ſo dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich ſeyn. —

Durch das Eigenthum wird der Beſitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Poſtulat des weiblichen Myſticismus iſt gäng und gäbe. Alles fodert von den Frauen unbedingte Liebe zum erſten beſten Gegenſtande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbſtſchöpfungskraft ihres Geiſtes ſetzt dies nicht voraus! —

Die Muſter der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Exiſtenz ſehr genau, und hüten ſich gewiſſenhaft, dieſelben zu überſchreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen ſelbſt übertriebene Feinheiten, Delicateſſen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechſelung

des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neue Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen seiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlichkeit. Zu guter Witz ist ihnen fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude. —

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind. Eheleute müssen eine Art von Mischung der Selbständigkeit und Unselbständigkeit haben. Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch geschmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe sagen; denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und

ſich aus ihr entwickeln ſoll. Sie iſt das treffendſte Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe — die geſellige, die lebendige Liebe. Die Philoſophie entſteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löſt allmählich alle Bande. Daher ſchickt ſie ſich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befeſtigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Feſten beiwohnen. Ein milder Ernſt iſt die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Beſonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältniſſe ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältniſſe iſt die Moral ſo ſchwierig in der Praxis. —

Aller unbeſtimmte, allgemeine, ſubjective Trieb oder Reiz läßt ſich nur durch eine unendliche Reihe beſtimmter Handlungen befriedigen. Er ſtrebt nach keinem Object; er erhält ſich nur ſelbſt; er iſt eine sollicitatio perpetua; er iſt die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter iſt ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner iſt, als armſelige Gewöhnlichkeit? — Der Höchſte

iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Unbekanntſchaft mit uns ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt, entſteht hier eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt. —

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſchlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo giebt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Überzeugung. —

Alle Menſchen ſind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Menſch nicht weiter kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung: einem raſchen Entſchluß. —

Die Erhebung iſt das vortrefflichſte Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Colliſionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand, der Materie zu Geiſt, des Menſchen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. ſ. w. —

Neigungen ſind materiellen Urſprungs; Anziehungs- und Abſtoßungskräfte ſind hier wirkſam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menſchen, und man kann von leidenſchaftlichen Menſchen im eigentlichſten Sinne ſagen, daß ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Neigungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens, was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum des Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwildernden Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſt unſer Verhältniß, Verknüpfung (die Übergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erſt Phyſiker werden, wenn wir ima-

ginative Stoffe und Kräfte zum Maaßſtab der Naturſtoffe und Kräfte machen. —

Es iſt ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches ihm das entgegengeſetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengeſetzte Unangenehme angenehm ward. Dieſes ſind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär ſoll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geſchähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Menſch das Übel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Menſch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendſte Wolluſt in ſeinen Armen, die höchſte poſitive Luſt durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Syntheſis ſeyn? Je fürchterlicher der Schmerz, deſto höher die darin verborgene Luſt? Jede Krankheit iſt vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweyer Weſen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Menſch enthuſiaſtiſch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Weſen anſehn. Fängt nicht überall das Beſte mit Krankheit an? Halbe Krankheit iſt Übel, ganze

Krankheit iſt Luſt, und zwar höhere. — Ließe ſich das Übel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böſe? Soll etwa die Poeſie die Unluſt, wie die Moral das Böſe vertilgen? Der Übergang des guten Herzens zur Tugend iſt nicht durch das Böſe, ſondern durch die Philoſophie. — Es giebt nichts abſolut Böſes, und kein abſolutes Übel. Es iſt möglich, daß der Menſch ſich allmählich abſolut böſe macht, und ſo allmählich auch ein abſolutes Übel ſchafft; aber beides ſind künſtliche Producte, die der Menſch nach Geſetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Übel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Princip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Übel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehn, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Übel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Übels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. —

Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre in-

nige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. —

Böſe Menſchen müſſen das Böſe aus Haß gegen die Böſen thun. Sie halten alles für böſe, und darum iſt ihr zerſtörender Hang ſehr natürlich: denn ſo wie das Gute das Erhaltende, ſo iſt das Böſe das Zerſtörende. Dies reibt ſich am Ende ſelbſt auf, und widerſpricht ſich ſogar im Begriff, dagegen ſich jenes ſelbſt beſtätigt, und in ſich ſelbſt beſteht und fortdauert. Die Böſen müſſen wider ihren und mit ihren Willen zugleich böſe handeln; ſie fühlen, daß jeder Schlag ſie ſelbſt trifft, und doch können ſie das Schlagen nicht laſſen. Bosheit iſt nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher ſo hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen iſt. —

In Fichtes Moral ſind die wichtigſten Anſichten der Moral. Die Moral ſagt ſchlechthin nichts beſtimmtes; ſie iſt das Gewiſſen, eine bloße Richterin ohne Geſetz; ſie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; ſie iſt durchaus Entſchloſſenheit. Geſetze ſind der Moral durchaus entgegen.

Spinoza und Andre haben mit ſonderbarem Inſtinct alles in der Theologie geſucht, die

Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategoriſchen, imperativen, ſchönen oder vollkommnen Wiſſen, einem an ſich befriedigenden Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz, einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zum Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant. — Iſt nicht die Moral, in ſo fern ſie auf Bekämpfung der ſinnlichen Neigung beruht, ſelbſt wollüſtig, ächter Eudämonismus. —

Wenn ein Menſch plötzlich wahrhaft glaubte, er ſey moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dies bemerklich.

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten ge-

heimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Lage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel, und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen.

In ſo fern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck; es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt ſo wie ich will, wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechender Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt unterſcheidbar zugleich wahr. — — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von Ideen, wird keine Decompoſition und Umſchaffung der Welt (wenigſtens nicht, in ſo fern ich Mitglied dieſer beſtimmten Welt bin), ſondern es wird nur eine

Variations-Operation ſeyn können. Ich werde unbeſchadet der Welt und ihrer Geſetze, mittelſt derſelben, ſie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Anſicht der ganzen Welt durch den Moralſinn. Deduction des Univerſums aus der Moral; alle wahren Verbeſſerungen ſind moraliſche Verbeſſerungen, alle wahren Erfindungen moraliſche Erfindungen, Fortſchritte (Verdienſte des Sokrates). —

Aller innere Sinn iſt Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl iſt Gefühl des abſolut ſchöpferiſchen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Perſonalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott iſt ein gemiſchter Begriff. Er iſt aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelſt einer moraliſchen Offenbarung, entſtanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet der Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunſt, nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Mora-

liſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig. Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unire Krankheiten ſind alle Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden; wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die

Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie, etwa wie die Wiſſenſchaftslehre, bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten (und bloß von oben herunter), und Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn; ihre Wohnſtätte wäre der Himmel. — Phyſiologie überhaupt wäre Welt-Pſychologie, und Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur Geiſt des Ganzen, ſubſtantielles Prinzip verſtanden wird. — — Gott und Natur muß man alſo trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen; er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden. — — Der moraliſche Gott iſt etwas viel höheres als der magiſche Gott — — Wir müſſen Magier zu werden ſuchen, um recht moraliſch ſeyn zu können. Je moraliſcher, deſto harmoniſcher mit Gott, deſto göttlicher, deſto verbündeter mit Gott. Nur durch den moraliſchen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moraliſche Sinn iſt der Sinn für Daſeyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn

für

für das Höchſte, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinſchaftliches Leben und Sein, der Sinn für das Ding an ſich, der ächte Divinationsſinn (diviniren, etwas ohne Veranlaſſung, Berührung, vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Berührung, Miſchung hindeutet, iſt hier freilich nicht recht ſchicklich, indeß iſt es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft ausgedrückt werden. Es iſt Nicht-Sinn; oder Sinn gegen den jenes Nicht-Sinn iſt. — — Moraliſch handeln und religiös handeln ſind alſo aufs innigſte vereinigt. Man ſoll gänzlich innere und äußere Harmonie beabſichtigen; zugleich das Geſetz und den Willen Gottes, jedes um ſein ſelbſt willen, erfüllen. Es giebt alſo ein einſeitiges moraliſches und ein einſeitiges religiöſes Handeln. —

Können Wunder Überzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Überzeugung, dieſe höchſte Function unſers Gemüths und unſrer Perſonalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß iſolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unſerm übrigen Bewußtſeyn, ein Traum. Aber eine innige moraliſche Überzeugung, eine göttliche Anſchauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewiſſe intellectuelle Gränzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da ſeyn,

wie die Hülfloſigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu ſeyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menſchen beſtimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geiſter und der Weſen der Vernunft. Unſer Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Gränze des intellectuellen Fortſchritts, aber wir ſollen uns welche ad hunc actum tranſitoriſche Gränzen ſetzen, begränzt und unbegränzt zugleich ſeyn. Wunder thun können aber keine thun wollen, alles wiſſen können aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unſers Willens geht auch die Bildung unſers Könnens und Wiſſens fort. In dem Augenblick, wo wir vollkommen moraliſch ſind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchſtens moraliſche (Chriſtus). Der Wunder höchſtes iſt eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral iſt, wohl verſtanden, das eigentliche Lebens-Element des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigner ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eignes Daſeyn, und es iſt, als hätten wir um unſer ſelbſt willen, aus innrer Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Übel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt

und die Welt. Ohne dies Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieſer zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber ſelten nur wird ein Buch um des Buchs willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachſen begriffen ſeyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet würden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt hätten. Wohl alſo denen, die hier ſchon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimation derſelben. Beide geſchehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Die Phantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe oder in die Tiefe, oder in

der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall; iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgend iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freilich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt iſt. Wir werden mehr genießen, als je: denn unſer Geiſt hat entbehrt. —

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödliche Froſt, die freie Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Princip nach Miſanthropos und Miſotheos.

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als vorgezogene Kinder ſich

vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelgliedes muß der Menſch durchaus frei ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freien Wahl überhaupt fähig ſind, ſo werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociation, oder ihre beſondere Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehen Landesreligionen. Je ſelbſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu demſelben werden mannichfaltiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm, beſtehe. —

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſo fern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen iſt Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſere Zeiten erhielt.

Die wahre Religion ſcheint aber bey einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen

ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beide zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet, oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreifach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Perſonnenheit. Alſo iſt Licht, der Analogie nach, Action der Selbſtrührung der Materie. Der Tag iſt alſo das Bewußtſeyn des Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit

das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe sich zu neuem Leben und Anschauen. Also auch hier Religion. Denn ist das Leben der Planeten etwas anders als Sonnendienst? Auch hier kommst du uns also entgegen, uralte, kindliche Religion der Parsen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug ist es, daß die griechische Mythologie so unabhängig von der Religion war. Es scheint, daß die Kunstbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Instinct war. Die Religion war wesentlich Gegenstand der menschlichen Kunst. Die Kunst schien göttlich, oder die Religion künstlich und menschlich. Der Kunstsinn war der Religions-Erzeugungssinn, die Gottheit offenbarte sich durch die Kunst. —

Die Geistlichen und Herrnhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß sie Idealisten von Profession sind, und Religion ex professo treiben, sie zu ihrem Hauptgeschäfte machen, und eigentlich auf dieser Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor sich selbst und den unsichtbaren Mächten, war die Basis der bisherigen geistlichen Staaten. —

Unter Menschen muß man Gott suchen. In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollte jeder aufſtehen, und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den andern mittheilen; dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. —

Liebe kann durch abſoluten Willen in Religion übergehen. Des höchſten Weſens wird man nur durch Tod werth (Verſöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfebedürftig ſeyn. In wie fern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Spinoza iſt ein Gott-trunkener Menſch. —

Der Spinozismus iſt eine Überſättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt alſo directe und indirecte Atheiſten. Je beſeelter und ächt poetiſcher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn? Trug

und Illusion stehn allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen stehn die Grille, die sclavische Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten bestimmte Willkühr, gegenüber: daraus geht die Täuschung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines bessern Daseyns sind. Unter diese Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchste Glück ist, seine Geliebte gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn. Aufmerksamkeit auf Gott, und Achtsamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Überzeugung und Beruhigung in unsre Seelen einbricht, ist das Wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann. —

Alle unsre Neigungen scheinen nichts als angewandte Religion zu seyn; das Herz scheint gleichsam das religiöse Organ. Vielleicht ist das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen sich selbst empfindet, sich selbst zu einem idealischen Gegenstande macht, entsteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen sich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Wesen, eine Gottheit ist, daher ächte Got-

tesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieser Naturgott ißt uns, gebiert uns, spricht mit uns, erzieht uns, läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären, und ist der unendliche Stoff unsrer Thätigkeit und unsers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dies angewandte Religion. —

Religionslehre ist wissenschaftliche Poesie. Poesie ist unter den Empfindungen, was Philosophie in Beziehung auf Gedanken ist. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des sogenannten Übersinnlichen und Überirdischen in sich. Sie ist theils theoretisch, theils praktisch. —

Die katholische Religion ist gewissermaßen schon angewandte christliche Religion. Auch die Fichtesche Philosophie ist vielleicht angewandter Christianismus. —

Eine Predigt ist ein Bruchstück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanonischen Theils der Bibel. Jede Predigt soll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen; sie ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt ist eine Inspirationswirkung, sie muß und kann nur genialisch seyn. Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommnen, die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint als eine religiöse Untersuchung zu monoton; man erinnre sich an die

vollkommenen Charaktere im Schauspiele, an die Trockenheit eines ächten, reinen philosophischen oder mathematischen Systems. So ist selbst die Betrachtung Jesu ermüdend. Die Predigt muß pantheistisch seyn; angewandte, individuelle Religion, individualisirte Theologie enthalten. —

Aller Glaube ist wunderbar und wunderthätig: Gott ist in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glaube ist indirect-wunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn sie Glauben zu uns haben. — Glaube ist hienieden wahrgenommene Wirksamkeit und Sensation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht sich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube ist Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdischer Glaube ist Wille. Glauben ist Wahrnehmung des realisirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Christenthums ist vortreflich; das Christenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschenthums erhoben, eines lebendigen moralischen Raums. — Auch schließt sich dies schön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Thätigkeit des Raums und

der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angeln der Welt. — Abſolute Abſtraction. Vernichtung des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft, dieſer eigentlichen beſſern Welt: dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiemit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herſtellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt, deſto chriſtlicher iſt er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben ſind ein echt chriſtliches Product. —

Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anſpruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden.

Sie iſt das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität.

Ihr unpoetisches Äußere, ihre Ähnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde scheint ihr nur geliehen zu seyn.

Sie ist tragisch und doch unendlich mild, ein ächtes Schauspiel, Vermischung des Lust- und Trauerspiels.

Die griechische Mythologie scheint für die gebildeteren Menschen zu seyn, und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. Der Pantheismus ist ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der Menschheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, ist durch die Offenbarung des Christenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft ist nicht für den Kranken, nur der Blick des Gesunden kann sich dreist in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst in Unglück stürzten. —

Märtirer sind geistliche Helden. Jeder Mensch hat wohl seine Märtirerjahre. Christus war der große Märtirer unsers Geschlechts; durch ihn ist das Märtirerthum unendlich tiefsinnig und heilig geworden. —

Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er die ängstlichen Gedanken ver-

jagen helfe. Lerne nur erſt einen ängſtlichen Gedanken auch gleich als ſolchen kennen. Mit innigem Gebet und feſtem Vorſatz iſt vieles möglich. Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, ſo grübelt man nicht: dann iſt nur Eine große erhebende Erfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Geſichtspunkte giebt es keine Wolken; da iſt nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann iſt anders, als das Kind. Mann ſeyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten iſt in der Religion, was Denken in der Philoſophie iſt. Beten iſt Religion machen; Predigten ſollten eigentliche Gebete ſeyn. Der religiöſe Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, ſie hat eine eigne religiöſe Welt, ein eignes religiöſes Element. —

Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel; er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſeyn, nicht todter, irdiſcher, zweideutiger Buchſtabe. —

Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht giebt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für den Liebenden iſt der

Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien:

Iſt es nicht klug für die Nacht ein geſelliges Lager zu ſuchen?
Darum iſt klüglich geſinnt, der auch Entſchlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradieſe, dem Symbol der Jugend an, und ſchließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbeſtandtheile ſind ächt großhiſtoriſch. (In jedem großhiſtoriſchen Gliede muß gleichſam die große Geſchichte ſymboliſch verjüngt liegen) Der Anfang des neuen Teſtaments iſt der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was geſühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geſchichte eines jeden Menſchen ſoll eine Bibel ſeyn. Chriſtus iſt der neue Adam. Eine Bibel iſt die höchſte Aufgabe der Schriftſtellerey. —

Höchſt ſonderbar iſt die Ähnlichkeit unſrer heiligen Geſchichte mit Mährchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Verſöhnung u. ſ. w. die Erfüllung der Verwünſchungsbedingung. Wahnſinn und Bezauberung haben viel Ähnliches. Ein Zauberer iſt ein Künſtler des Wahnſinns.

Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht wie eine Geſchichte: und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſeyn kann. —

Myſti-

Myſtiſcher Glaube an das, was einmal da iſt: das Alte, Bekannte; und myſtiſche Hofnung und Freude auf alles, was da kommen ſoll: das Neue, Unbekannte; dies ſind zwei ſehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menſchheit. —

Ob das Menſchengeſchlecht progrediendo geht, iſt eine ſonderbare, unbeantwortliche philoſophiſche Frage; warum fragt man nicht auch: verändert ſich das Menſchengeſchlecht? Dieſe Frage iſt höher. Aus der Veränderung läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehn. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, —

künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum werden (Körper-Schema — Weltkugel). Schema der Züge oder Ströme, — Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengeſetzt — Bewegung. Die conſonirte Bewegung der Zeit iſt die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löſt ſich wieder in abſolute Bewegung auf. Wo Körper iſt, iſt Raum nicht. Wo Bewegung iſt, iſt Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen ſollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit — gebildete Zeit. Die Zeit dauert abſolut. Alle Ströme ſollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind proſaiſcher Natur; es iſt eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode. —

Über den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erſtarrungs-Proceß der irdiſchen Zeit. — Sie hat eine ſonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie ſie auch alles zerſtört, bindet trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Beſonderes Leben der Seele. Innere Lebensweiſe. Der Erſtarrungs-Proceß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengeſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andere Welt

hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unſere Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems beſtimmt. — Je mannichfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannichfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über — Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt; ohne Bedeutung iſt er freylich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche

Inſtinct (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten). Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menſchen und nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina: jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig. Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, daß ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche

der Menschheit, und auf dieser Stufe wird erst wahre Geschichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurück gelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt ist gegeben, und Archimedes kann nun sein Versprechen erfüllen. —

Die Geschichte erzeugt sich selbst. Erst durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entsteht sie. So lange jene nicht fest gehalten wird durch Schrift und Satzung, kann diese nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menschen gehn viel zu nachlässig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geschichte ist ein eigenthümliches Product des Verstandes und des Willens; ohne deren Zuthun giebt es keine Geschichte; durch sie kann aber alles zur Geschichte, zum Beispiel, zum Bilde eines Gesetzes werden. —

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, welcher der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisation überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unſre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römiſche: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, warlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrey vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinctartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen bey der Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit. —

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig wie Romanität oder Gräcität und Britanität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt. Es ſind allgemeine Menſchencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweyten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen griechiſchen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk. Daher erklärt ſich die große Individualität der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft; wobey doch nicht zu läugnen iſt, daß an einigen Gränzen

ägyptischer und orientalischer Mysticismus sie angegriffen und modernisirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beste zu halten, ist ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beste und einzige zu halten, und ganz für sie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Ansprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entschiedenen Respect vor allem hat, das geschehen ist, der historisch religiös ist, der absolute Gläubige und Mystiker der Geschichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schicksals. Das Fatum ist die mystificirte Geschichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, ist eine Religion, die nur Einen Apostel, Einen Evangelisten und Anhänger hat und haben, und Wechselreligion seyn kann, aber nicht zu seyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation. Statt des Protestantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menschen, als seine Lebensgeschichte? Und so bildet den grosartigen Menschen nichts, als die Weltgeschichte.

Manche Menſchen leben beſſer mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch iſt die Gegenwart gar nicht verſtändlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchſten Producten, mit dem gediegenſten Geiſt des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus der menſchlich prophetiſche Blick entſteht, deſſen der Hiſtoriker, der thätige, idealiſtiſche Bearbeiter der Geſchichtsdaten nicht ſo entbehren kann, wie der grammatiſche und rhetoriſche Erzähler. —

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu ſeyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen mit einander manchen heiligen Keim erſticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. —

Die Geſellſchaft der Jeſuiten wird ewig ein Muſter aller Geſellſchaften ſeyn, die eine organiſche Sehnſucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen; aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügſten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geſchlechts unaufhaltſam den künſtlichen Wachsthum eines

Theils unterdrückt. Alles Einzelne für ſich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geſchlechts iſt unermeßlich. Alle Plane müſſen fehlſchlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geſchlechts vollſtändig angelegte Plane ſind. —

Evolutionen ſind der Stoff der Geſchichte. Was jetzt die Vollendung nicht erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuche erreichen, oder bey einem abermaligen. Vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten wieder hervor. —

Aus Inſtinkt iſt der Gelehrte Feind der Geiſtlichkeit nach alter Verfaſſung; der Gelehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Überall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das

Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Phantaſie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Noth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klopfern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſey. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionär derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen. Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Siz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war. So verſchrieen die Poeſie

in dieſer neuen Kirche war, ſo gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes ſich bedienten, aber dabey in Gefahr kamen das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warmgewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen ſeines mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden; ſie freuten ſich, daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle ſorgfältig von ihr abwuſch; alle Gelehrſamkeit ward aufgeboten um die Zuflucht zur Geſchichte abzuſchneiden, indem man die Geſchichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familien-

gemählde zu veredeln ſich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuſchauer des großen rührenden Schauſpiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feyerlich bewirthen und bewundern ſollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthuſiasmus erzogen, und ſo entſtand eine neue Europäiſche Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur ſo wunderbar und unbegreiflich, ſo poetiſch und unendlich blieb, allen Bemühungen ſie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte ſich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und ſonſt auf, ſo wurde ſogleich von allen Seiten Lärm geblaſen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie. Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſeiner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel

gel an Freiheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungspläne vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genoſſenſchaft entſtand, mußte ſie wieder, als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günſtigſten Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt, als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt

Gottes ſchwebt über dem Waſſer und ein himmliſches Eiland wird als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Syſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem belehrenden Zuſammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberſtab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Franzöſiſche bleiben, wie die Reformation die Lutheriſche war? Soll der Proteſtantismus abermals widernatürlicher Weiſe, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buchſtaben, Buchſtaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiſte?

und glaubt euch auf eine beſſere Einrichtung, einen beſſern Geiſt zu verſtehn? O! daß der Geiſt der Geiſter euch erfüllte, und ihr abließet von dieſem thörichten Beſtreben, die Geſchichte und die Menſchheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Iſt ſie nicht ſelbſtändig, nicht eigenmächtig, ſo gut wie unendlich liebenswerth und weißſagend? Sie zu ſtudiren, ihr nachzugehn, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat, und zwar nicht in Einer Perſon, ſondern in allen ihren unzähligen Individualgeſtalten. Als eine fremde, unſcheinbare Waiſe muß ſie erſt die Herzen wieder gewinnen, und ſchon überall geliebt ſeyn, ehe ſie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundſchaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemiſcht wird. —

Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter. —

Alles, was in der neueſten Zeit in Deutſchland geſchehen iſt, ſind nur noch Andeutungen, unzuſammenhängend und roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit; die ſüßeſte Umarmung einer jungen überraſchten Kirche und eines liebenden Got-

tes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias, in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit seyn, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann, doch unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brodt und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen, und mit himmlischer Wollust, als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich versicht einen weltlichen Protestantismus. Sollten auch weltliche Jesuiten nun entstehn, und die Geschichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn auch hier, wie in den Wissenschaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäischen Staaten zunächst der historische Zweck des Krieges wäre; wenn eine neue Regung des bisher schlummernden Europa ins Spiel käme; wenn Europa wieder erwachen wollte; wenn ein Staat der Staaten, eine politische Wissenschafts-

lehre uns bevorſtände? Sollte etwa die Hierarchie, dieſe ſymmetriſche Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anſchauung des politiſchen Ichs, ſeyn?

Es iſt unmöglich, daß weltliche Kräfte ſich ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdiſch zugleich iſt, kann allein dieſe Aufgabe löſen. Unter den ſtreitenden Mächten kann kein Friede geſchloſſen werden; aller Friede iſt nur Illuſion, nur Waffenſtillſtand. Auf dem Standpunkt der Cabinetter, des gemeinen Bewußtſeyns, iſt keine Vereinigung denkbar. Beide Theile haben große nothwendige Anſprüche, und müſſen ſie machen, getrieben vom Geiſte der Welt und der Menſchheit. Beide ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wol-

len hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen, und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß ob des Kriegs genug iſt; aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umher treibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehmaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfeſt auf den rauchenden Wahlſtätten mit heißen Thränen gefeyert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, und die Völker verſöhnen, und die Chriſtenheit mit neuer Herrlichkeit ſichtbar auf Erden in ihr altes friedenſtiftendes Amt inſtalliren. Haben die Nationen alles vom Menſchen, nur nicht ſein Herz, ſein heiliges Organ? — —

Das Chriſtenthum iſt dreyfacher Geſtalt. Eine iſt, als Zeugungs-Element der Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu ſeyn. Eine als Glaube an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es iſt gleichviel, ihr werdet damit

Chriſten und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unausſprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube, die letzte dieſer Geſtalten. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung.

Er iſt gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Geſtalten des Chriſtenthums wird er ewig dieſen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet; das alte Pabſtthum liegt im Grabe, und Rom iſt zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —